This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 930,868

Ingeborg Maria Sick

Von Erde bist du genommen

J. F. Steinkopf
- Stuttgart -

THE GIFT OF
Professor
Hereward T.Price

839.88
557.wn
tK6

Ingeborg Maria Sick

Von Erde bist du genommen

Von derſelben Verfaſſerin ſind früher im gleichen Verlag erſchienen:

Der Hochlandspfarrer. 5. Auflage. Gebunden 4 Mark.

Jungfrau Elſe. Dritte Auflage. Gebunden 5 Mark.

Einband und Buchausſtattung
von Heinrich Wieynk, Berlin.

Gedruckt in Stuttgart bei
J. F. Steinkopf.

Von Erde bist du genommen

von

Ingeborg Maria Sick

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber

Stuttgart 1908
Verlag: J. F. Steinkopf

- Vorwort -

Professor Reinhard J. Buck
11-16-44

Wer den Hochlandspfarrer in ſeiner wunderbaren Tiefe verſtanden und lieben gelernt hat, wird mit Freuden und mit innerer Spannung ein neues Buch von Ingeborg Maria Sick zur Hand nehmen. Und ſie enttäuſcht uns nicht. Der zarte Hauch poetiſcher Schönheit und Reine weht durch dieſe neuen Erzählungen. Wir ſehen die Menſchen, die Ingeborg Maria Sick zeichnet, vor uns, wir ſchauen ihnen ins Herz, freuen uns ihrer Freude und leiden mit ihr Leid. Auch die Natur, die die beliebte Erzählerin ſo fein, ſo entzückend ſchildert, lebt mit, ſie begleitet gleichſam in zarten Weiſen die Melodie der Erzählung, die bald leis und ſacht, bald ſchrill und erſchütternd ertönt und uns ins Herz greift. — Eine Meiſterin nach Form und Inhalt darf Ingeborg Maria Sick wohl genannt werden.

Auf eine Erzählung im vorliegenden Buch muß beſonders verwieſen werden. Sie iſt nicht für die Jungen geſchrieben, ſondern ſie erfordert reife Men-

ſchen mit offenem Blick für des Lebens Höhen und ſeine Tiefen.

Ich möchte ſagen: Wer in „Jungfrau Elſe“ ſich mit dem Elfenkind der Hochzeitsſeite des Lebens gefreut, mit der werdenden Jungfrau gekämpft, gelitten und ſich endlich zu innerer Klarheit durchgerungen hat, — der iſt vorbereitet für die Tragik der Seelenkämpfe in „Kathi von Goldrain“.

Ingeborg Maria Sick greift tief hinein in eines Menſchen Leben, da es am dunkelſten war: die Liebe des jungen frommen Prieſters zu Kathi, dem kaum entwachſenen Kinde, erſchüttert uns. Wir leiden mit unter der Wucht der Sünde. Die Verfaſſerin will nicht etwa mit ihrer feinen, zarten Kunſt die Sünde verdecken, beſchönigen, oder gar verklären. Nein, ſie ſagt das Traurige mit wehem Herzen. Wollen wir nicht, ſtatt uns ſtolz und kalt von armen gefallenen Menſchen abzuwenden, uns an das Wort des Herrn erinnern: Wer ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie. Ergreifend und ernſt zeigt uns Ingeborg Maria Sick eines Menſchen tiefe, wahre Reue, die mit ganzer Seele leidet und büßt. Sie zeigt auch Gottes wunderbare Gnade, die ganz frei macht. Lies nur einmal nach, was die Verfaſſerin darüber Seite 190 und 191 ſagt.

Darum ist es überflüssig zu fragen: Was kann uns dieses Buch nützen? Du kannst es nicht weglegen, ohne daß dir's heiß in Aug und Herz aufstieg. Gottes Gerechtigkeit, die jäh ein Menschenleben gerichtet und doch zu sich gezogen, — sie ergreift dich und erhebt dich.

Verlangst du mehr von einem Buch, als daß es dich aus des Lebens Sturm auf stille, heilige Höhen führt?

Der Verlag.

Babel

- Babel -

Oſtwärts — weit, weit draußen in der Einöde ... in der Stille, die kein menſchlicher Ton ſeit Jahrtauſenden unterbrochen hatte, ragte der große Turm von Babel — düſter wie eine Drohung, hochaufgerichtet wie eine Herausforderung — zum Himmel empor.

Damals, als die Erde noch ſtrahlend jung aus den Waſſern der Sündflut aufgetaucht war, wie eine Jungfrau aus ihrem Morgenbad, als die Menſchheit noch willensſtark und ungezähmt war und von unverbrauchter Kraft ſtrotzte, da wimmelte es überall auf der weiten Ebene von Menſchen.

Hier ſcharten ſie ſich zuſammen, alle die Bewohner der Erde, um eine Stadt und einen Turm zu bauen, damit ſie ſich nicht zu weit in die Welt zerſtreuen und ſo ihre Kräfte zerſplittern würden.

Noch vereinte alle eine und dieſelbe Sprache, eine ſo urſprüngliche, unmittelbare Sprache, daß die Gedanken in dem Augenblick, wo ſie friſch und unverhüllt geboren wurden, ohne in mühſelige Formen gedrängt, ohne beſchwerliche Umſchweife, in Worten ausgeſprochen wurden.

Die Stadt, die die Menſchen bauen wollten, ſollte ſich bis an die Enden der Erde ausbreiten — vom Fluſſe bis zum Meere, vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang; der Turm aber ſollte bis zum Himmel reichen, ſollte durch die Wolken dringen, die goldenen Sterne zur Seite ſchieben, die Sonne aus ihrer erhabenen Bahn zwingen.

Mit dem Turm ſollte begonnen werden. Der Turm war der glühende, raſtloſe Wunſch, der alle beſeelte; denn die Stadt ſollte ſich ja nur über die Erde ausbreiten. Und die Menſchheit wollte und konnte ja natürlich nicht ablaſſen, bis ſie die Spuren ihrer Macht auf jedem Fußbreit der ganzen Erde hinterlaſſen hätte; aber es war ja auch von jeher angenommen, daß die Erde, die den Menſchen zu Füßen gelegt worden war, auch bis an ihre äußerſten Grenzen unterworfen werden könnte. Das war nichts Neues. Das war kein Werk, das den ganzen unbändigen Willen der Menſchheit gefangen nehmen, deren ganze überſchüſſige Kraft verbrauchen konnte. Und der Erde würde es auch niemals gelingen, die Sehnſucht des menſchlichen Herzens zu ſtillen. Dieſe Sehnſucht ging nach oben, wie das Wachstum des Menſchen.

Aber da war noch etwas, das hinter dem Entſchluß, dieſen Turm zu bauen, ſtand — ein dumpfes, dunkles, wortloſes Gefühl.

Droben über allen Wolken, über allen den goldenen Sternen war ja der Eine — der große Unsichtbare — der, weil er die Übermacht hatte, der Menschen lachte.

Die Übermacht, die reizte die Menschen. Ihm, dem großen Unsichtbaren sollte gezeigt werden, was die Menschen vermochten. Zu ihm hinaufgelangen, ihm Auge in Auge stehen, darum handelte es sich.

Sie hatten es ja auch schon versucht gehabt, die beiden ersten Menschen, die auf Erden wandelten, aber es war ihnen mißlungen. Sie waren nicht zu ihm hinaufgelangt, sie waren tief gefallen, zwischen Dornen und Disteln — in den Tod.

Aber jetzt dünkten sich die Menschen zahlreich genug, um den Traum vom Paradies zu verwirklichen. Jetzt war es nicht mehr eine tastende Frauenhand, die in dem Gedanken, goldene Sterne vom Himmel herabholen zu können, ausgestreckt wurde — nein, starke Männerfüße waren es, die höher und immer höher steigen würden auf einem sicheren, festgemauerten Weg, Schritt für Schritt, bis das Ziel erreicht war.

Mit dem Turm wollten sie anfangen. Nach dem Turm sehnte sich die ganze Menschheit mit wachsendem Verlangen, und der Turm war die Herausforderung an den dort droben, die den Trotz der ganzen Welt zum Ausdruck bringen würde.

Dann wurde gegraben — tief hinunter in die Erde; ganz hinunter bis in das große Totenreich sollte gegraben werden; da sollte der Grundstein gelegt werden, damit der Turm unerschütterlich fest stünde und wüchse, bis die Spitze in den Himmel hineindrang. Der Himmelsstürmer — der Bezwinger des Totenreiches, sollte der Turm genannt werden.

Und die Menschen gruben, bis ihre Arme ermatteten, bis ihre Hände wund waren — aber das Totenreich erreichten sie nicht.

Da wurden sie mutlos und sagten: „Wir graben uns allerdings bis ins Totenreich hinein, wenn wir nicht aufhören, denn wir sterben alle, ehe die Grundmauer gebaut ist. Nun haben wir tief genug gegraben, jetzt kann der Turm fest und unerschütterlich stehen."

Schließlich erhoben sich dann allmählich die Riesenmauern herausfordernd über der sonnenflimmernden Ebene. Die Kraft aller Männer ging darin auf, und selbst die, deren Arme nicht an der Arbeit mithelfen konnten, waren doch ganz dabei. Die Alten, deren kahler Scheitel die Last von mehreren hundert Jahren trug, kamen mit dem Stab in der Hand dahergeschwankt; sie setzten sich auf die großen sonnendurchglühten Steinblöcke am Fuße des Turmes, hielten die kalten bläulichen, gekrümmten Finger wie einen Schirm über die buschigen Brauen

und ſchauten hinauf, bis ihnen die Augen weh taten. Dann ſchloſſen ſie die Lider und nickten nur nachdenklich. Die Alten waren meiſtens ſchweigſam. Sie hatten in ihrem Innern, wo ihr ganzes Leben geſchrieben ſtand, gar viel zu beſprechen, deshalb waren ſie ſparſam mit ihren Worten nach außen. Aber ſie ſahen einander verſtändnisvoll an, wie wenn jeder ſagen wollte: „Es iſt mein Werk, denn das habe ich einſt auch gewollt, damals als ich in meiner Vollkraft ſtand. Jetzt weiß ich es.“

An jedem Morgen kamen ſie heraus, ſchauten an den Mauern hinauf, bis ihnen das ſcharfe Tageslicht wie mit Meſſern in die blaugrauen Augen ſtach. Und in ihren Blicken lag eine große, ſpähende Sehnſucht — denn für die Alten bedeutete dieſer Turm eine Rettung vor dem Tode, einen Weg, der mit Umgehung des Grabes gerade in den Himmel hineinführte.

Es war nicht verwunderlich, daß ſie ſich darnach ſehnten, den Turm vollendet zu ſehen, auch nicht, daß ſie die Sorge, die angſtvolle Sorge nicht los werden konnten, den Bauleuten könnte das Werk mißlingen. Würden deren Kräfte ausreichen? Die Tage waren ja vorüber, wo es Rieſen auf Erden gab, wo die Töchter der Menſchen ſo hinreißend ſchön waren, daß die Söhne der Götter Luſt zu ihnen bekamen und mit ihnen die Gewaltigen zeugten,

deren mächtige Spur von der großen Waſſerflut weggeſpült worden war.

Und hatten ſie Material genug zu dem Bau? Ob man auch alle Berge bis hinaus an den Horizont aufeinandertürmte — ſo würden ſie ja doch erſt eine kleine Strecke von dem Wege in den Himmel hinein ausmachen.

Die Männer lachten über die Sorgen der Alten; ſie zeigten ihnen ihre muskelſtarken Arme und ſagten: „Wenn nicht ein einziger Stein mehr auf der Erde iſt, den wir zum Bau verwenden können, dann ſtreichen wir Ziegel und brennen ſie gut. Und wenn wir die ganze Erde zu dem Bau verbraucht haben und der Turm doch noch nicht fertig iſt, dann bauen wir mit uns ſelbſt.“

Die Frauen ließen oft ihre Handmühlen und ihre Backtröge ſtehen und ſtellten ſich, ihre Kleinen an der Bruſt, draußen auf, um den Männern zuzuſehen, wie ſie im Schweiß ihres Angeſichts arbeiteten. Die Frauen waren ebenſoſehr darauf aus, daß der Turm gebaut wurde, wie die Männer. Ihnen war es, als hinge die Zukunft und das Glück ihrer Kinder von der Vollendung dieſes Turmes ab, und ſie hatten keine Zweifel, daß er den Himmel erreichen werde. Sie hatten es ihren Kindern ſo oft erzählt, dadurch war es für ſie ſelbſt zur Gewißheit geworden.

Am meiſten aber feuerten die Jungfrauen die Männer zur Arbeit an. Auf geſchmeidigen Knöcheln und kleinen nackten Füßen ſprangen ſie wie Geißen zwiſchen den großen Blöcken umher, ſtiegen ganz hinauf bis zum Mauerrand und ſtanden dort hochaufgerichtet in der flimmernden Luft, während der luſtige Wind, der über die Ebene hinſtrich, ihnen die Haare löſte und ihre leichte bunte Kleidung dicht und feſt um die biegſamen jungfräulich übermütigen Glieder flattern ließ, bis die Augen der jungen Männer wie in rotem Feuer glühten. Dann warfen ſie den Kopf zurück, lachten mit ihren glänzend weißen Zähnen und riefen ſchallend und herausfordernd: „Wer kommt am höchſten herauf? Wer iſt der keckſte Himmelsſtürmer?“

Die jungen Leute biſſen die Zähne zuſammen und arbeiteten, als gälte es das Leben. Denn ſie fühlten, daß die Frauen, die dort oben ſtanden, ſich als lockenden Siegespreis darboten.

Die Kinder, die im Sand umherſprangen — nackt und goldbraun und flink wie die kleinen Eidechſen, die zwiſchen den ſonnenheißen Steinblöcken umherhuſchten — ſpiel[illegible] „Bab[illegible] bauen“. Sie ſtritten und b[illegible] wa[illegible] der die kleinen Bauwe[illegible] [illegible]merz und Zorn. [illegible] Spiel von neuen [illegible] [illegible] Freund-

ſchaft. Jedes andere Spiel war vergeſſen um dieſes einen einzigen willen.

Und der Turm ſtieg hinauf in die klare Luft — über die Wolken hinauf, die ſich demütig um deſſen Mauern ſchmiegten. Da herrſchte Luſt und Leben, Hoffnung auf die Vollendung belebte aller Herzen — jeden Tag gab es etwas Neues.

Da geſchah es eines Tages, daß eines der Kinder, das luſtig draußen herumſprang, von ungefähr hinaufſchaute und plötzlich Angſt vor dem Turm bekam, der ſo groß, ſo groß wurde ...

Und die Angſt griff um ſich unter den Kindern. Jetzt wollten ſie nicht mehr „Babelturm bauen“ ſpielen, und ſchließlich wollten ſie überhaupt nicht mehr draußen ſpielen, ſondern daheim in den Hütten bleiben, damit ſie den Turm nicht mehr ſehen müßten. Was ihnen auch die Mütter Gutes und Schönes von dem Turm erzählten, es half alles nichts — ſie wollten nichts mehr davon wiſſen!

Am Abend, wenn das ganze große Himmelsgewölbe ſtockfinſter wurde, da war ſchon der Gedanke an den Turm wirkliche Angſt, der Gedanke an den hochaufragenden, ſchwarzen Turm da draußen, der geradezu ein Loch in die Nacht hineinbohrte. Wenn die Mütter ihre Kinder in Schlaf ſingen wollten, baten dieſe immer um ein Lied, in dem der Turm nicht mehr da ſei; und die Mütter ſangen ſo lange

das Lied, in dem der Turm nicht mehr da war, daß ſie ſchließlich ſelbſt wünſchten, es möchte ſo ſein. Auf einmal tauchte der Gedanke in ihnen auf, daß ihre Männer doch ihre Kräfte an etwas wendeten, das, wenn es gelang, zu einem unbeſchreiblichen Entſetzen werden könnte. An dem Tag, wo der Turm mit ſeiner Spitze wie ein Speer in den Himmel hineindrang, an dem Tag, wo der Himmel dadurch aufbrach wie eine Wunde — was konnte da anders daraus entſtehen als Tod? Tod für alle! Angſt erfaßte die Frauen, eine dem Kummer der Alten entgegengeſetzte Angſt, die: daß das Werk gelingen könnte.

Da klammerten ſich die Frauen an die Männer an und beſchworen ſie, die entſetzliche Arbeit aufzugeben.

Aber die Männer hörten nicht auf die Angſt und die Bitten der Weiber; ſie bauten weiter — höher als alle die mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel, höher als der Flug des Adlers — —

Je weiter die Arbeit fortſchritt, deſto mehr Opfer verlangte ſie. Viele waren da oben dem Sonnenſtich erlegen, andere erblindet, wieder andere waren in die Tiefe hinabgeſtürzt und lagen nun mit zerſchmetterten Gliedern am Fuße des Turmes.

Und nun wiederholte ſich etwas täglich: Alle, die in die ſchwindelnde Höhe, in die heiße, dünne,

die ſchneidend ſcharfe Luft hinaufkamen, denen verwirrten ſich die Gedanken. Da oben wurden ſie von der Angſt befallen, über die ſie unten lachen konnten; entweder von der kalten nagenden Sorge der Alten, daß der Turm nie vollendet würde, oder von dem Entſetzen der Frauen, daß das Werk ſeine Vollendung ſehen könnte.

Deshalb fingen die einen an, mit der Kraft der Verzweiflung auf die gewaltigen Mauern loszuſchlagen, wie um ſie abzubrechen, während ſich die andern mit eben ſolch verzweifeltem Eifer auf die Arbeit warfen, aber planlos und verwirrt einander in die Quere kommend, als ob ſie nicht mehr einig darüber wären, wie gebaut werden müßte. Und da war eine unüberwindliche Schwierigkeit: jeder einzelne Stein hätte ſich verdoppeln, nein verzehnfachen müſſen, wenn das Baumaterial zureichen ſollte, angeſichts dieſes ungeheuren blendenden Gewölbes, das ebenſo fern blieb, ebenſo höhniſch ſchwindelnd fern, und das wie mit Lachen erfüllt war — ja mit Lachen über die Menſchen!

Wenn die Bauleute dann wieder herunterkamen, waren ihre Geſichter verzerrt, das Blut ſtrömte ihnen aus Naſe und Mund, und ſie ſtießen ſonderbare unzuſammenhängende, unverſtändliche Laute aus.

Immer neue Arbeiter wurden hinaufgeſchickt,

aber es ging allen ebenſo. Auch die Aufſeher wurden droben von Entſetzen ergriffen; es war, als ob die doppelte Angſt auch plötzlich in ihnen erwachte. Wohl feuerten ſie zur Arbeit an mit raſchen, heftigen Befehlen, ſie geboten aber zugleich, der Turm ſolle dem Erdboden gleich gemacht werden, nicht ein Stein dürfe auf dem anderen bleiben, es gelte das Leben . . .

In wilder und verwirrter Angſt ſchrien ſie einander an und vermengten den Sinn ihrer Worte, bis ſie denen, an die ſie gerichtet waren, gänzlich unverſtändlich wurden.

Die Baumeiſter ſtiegen hinauf, um Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Aber es war ihnen ganz unmöglich, das Schreien zu übertönen oder ſich verſtändlich zu machen; und als ſie wieder herunter kamen, war es den Untenſtehenden nur zu deutlich, daß ſie von demſelben Wahnſinn erfaßt waren wie die andern.

Sie ſelber aber meinten, jetzt habe ſich die Verwirrung auch denen drunten mitgeteilt. Sie wollten die Anſicht der andern nicht hören und trieben die Leute nur mit Gewalt vom Turm weg, ſelbſt wenn dieſe ſich zu blutiger Gegenwehr anſchickten.

Die Arbeit konnte unmöglich fortgeſetzt werden. Die Leute kamen wie gewöhnlich am Fuße des Turmes zuſammen — aber es gab nichts als Hän-

del und Streit und ohrenbetäubendes Geſchrei. Jeder meinte beſtändig, er und die Seinigen ſeien die einzigen Klugen und Verſtändigen — aber was half das, wenn ſie ſich kein Gehör verſchaffen konnten?

Eines Morgens, als der Lärm vom Turm her in alle Hütten wie wilde Meereswogen hereindrang, eilten die Frauen und Kinder heraus, — in ihrer übermäßigen Aufregung vergaßen ſie ihren Schrecken vor dem Turm und ſtanden nun neben ihren Männern, Vätern und Brüdern; jeder einzelne verſtand die Seinigen und ſchrie auch wie ſie und ſchrie ſich ſchließlich über den Unverſtand der andern in eine wahre Raſerei hinein.

Den ganzen langen Tag hindurch drohten, ſchäumten, raſten ſie gegen einander — während das Geſchrei der Frauen und Kinder kreiſchend durch den brüllenden Lärm hindurchdrang und ihnen unter den glühenden Strahlen die roten Funken vor den Augen tanzten, bis ſich plötzlich alle über die Steine und das Geröll am Fuße des Turms hermachten und ſie gegen einander ſchleuderten . . . auf alle die geballten Fäuſte und erregten Geſichter der andern — um einander damit zu zerſchmettern.

Doch jetzt brach die Dunkelheit herein, — wie ein ſchwerer Mantel fiel ſie auf die Erde herab, — und nun ſchwankten, krochen und torkelten alle in ihre

Hütten hinein, noch zitternd und bebend von dem Kampf und der Angſt. — —

Da faßte jeder denſelben Entſchluß: trotz der taumelnden Müdigkeit wollte er in derſelben Stunde noch aufbrechen; unter der Hülle der ſtockfinſteren Nacht wollte er ſich fortſchleichen von dieſer großen, entſetzlichen Verwirrung — Babel, Babel! — die um die andern her branden und ſchäumen würde, bis ſie alle verſchlungen hätte .. ſich fortſchleichen von allen dieſen verrückten Menſchen, die nicht aufhören würden, bis alle das Leben eingebüßt hätten.

Und aus jeder Hütte ſchlichen ſie ſich fort und entflohen nach allen Enden der Erde — viele von den Männern mit einem alten Vater oder einer betagten Mutter auf dem Rücken und kleinen Kindern auf den Armen, die Mütter mit den Säuglingen an der Bruſt, die jungen Mädchen mit den größeren Kindern an der Hand und die Knaben die Tiere leitend, die das Hausgeräte trugen.

Die Frauen und Kinder meinten, ſie flüchteten vor dem drohenden Tode; aber in Wirklichkeit flohen ſie doch nur vor dem Turm, dem ungeheuren Turm, der ſich fürchterlich tief in die Nacht hineinbohrte.

Aber die Alten ſeufzten — ach, ſchwer und vernehmlich — über den zerrinnenden Traum von einer Rettung vom Tode! Und die Männer hatten alle

nur einen Gedanken: „Wenn unſere Söhne und Töchter heranwachſen und Kinder bekommen und wir Männer wieder zahlreich geworden ſind, dann kehren wir zurück und bauen den Turm fertig. Denn unſere Seele wird nie zur Ruhe kommen, bis der Turm den Himmel erreicht hat.“

Es dauerte lange, bis die Kinder das Angſtgefühl, daß der Turm ſie verfolge, überwunden hatten.

Sie konnten ſich ja daran erinnern, wie ſie durch tiefe dunkle Wälder und über endloſe Ebenen und hohe Berge gezogen waren und dabei immer dachten, jetzt müßten ſie dem Turm entgangen ſein. Aber ſo oft ſie zurückſchauten, war er noch da, ferner, kleiner zwar, aber immer gleich fürchterlich. Wie ein langer, drohender Finger, der nicht weichen wollte, ſondern ſich im nächſten Augenblick nach ihnen ausſtrecken und ſie ergreifen konnte.

Und noch lange, nachdem ſie den Turm ſchon aus den Augen verloren und neue, unbekannte Gegenden erreicht hatten, überfiel ſie oft die Angſt mit neuer Gewalt.

Aber je mehr die Söhne heranwuchſen, deſto mehr verwandelte ſich der Schrecken bei ihnen in eine glühende Sehnſucht, zurückzukehren und die Arbeit wieder aufzunehmen, da wo ihre Väter ſie auf-

gegeben hatten. Jeder von ihnen dachte: „Ich, ich werde den Turm fertig bauen.“

Aber die Jahre vergingen; die Alten beugten ihr schweres Haupt im Gedanken an die Erinnerung von dem zerronnenen Traum und gingen fort — nicht auf dem Himmelswege, sondern „den Weg alles Fleisches“, — die Jungen wurden alt und neue Kinderscharen wuchsen heran; aber nirgends fühlten die Menschen sich zahlreich und einig genug, um die Vollendung des Turms zu unternehmen, und niemand konnte den Weg dahin wieder finden. Wohl meinten alle, sie könnten sich gut daran erinnern, aber wie weit sie auch in der Richtung auszogen, wo sie den Turm vermuteten — nie wieder sahen sie den drohend erhobenen Finger zum Himmel aufragen.

Trotzdem gaben sie die Hoffnung nicht auf, daß es ihnen einmal gelingen würde. Und sie redeten oft miteinander darüber in der Sprache, von der jeder sich einbildete, daß er allein sie aus der großen Verwirrung herüber gerettet habe, wo alle die andern verrückt geworden waren und einander angeschrien hatten mit den unverständlichen Lauten der wilden Tiere.

Überall, wohin die Menschen kamen — alle mit dem Gefühl, die einzigen Klugen, die einzigen richtig Sprechenden zu sein — ereignete sich ein kleines

Vorkommnis, das sich immer wiederholte. Wenn die Mütter ihre Säuglinge auf den Knien wiegten und ihnen sanft und leise vorsangen, geschah es wohl, daß eines der andern Kinder, die um sie her spielten, plötzlich zu seiner Mutter trat, ihr ins Gesicht schaute und fragte: „Was hast du da gesungen, Mutter?“

Aber die Mütter konnten es nicht erklären, sie wußten es selbst nicht mehr, und die Worte, die Töne kehrten auch nie wieder, wenn die Kinder zugegen waren, die gefragt hatten. Schließlich erklangen sie nur noch auf den Lippen der Mütter, wenn sie mit ihren Säuglingen allein waren — und die Mütter wußten es selbst nicht mehr.

Aber Männer wie Frauen hatten oft ein Gefühl, als trügen sie gar viele Worte in ihren Herzen, die auszusprechen ihnen nicht möglich wäre.

Die Menschen verbreiteten sich über die ganze Erde, aber überall hin begleitete sie — bewußt oder unbewußt — die Erinnerung an den Turm zu Babel, und überall machten sie tastende Versuche, eine Verbindung mit dem Himmel herzustellen.

Selbst die, so am allerweitesten fortgezogen waren, in die wildesten, dunkelsten Länder — wo sie sich unter der aufreibenden Arbeit, dem unwilligen Boden das knappe tägliche Brot abzuringen, daran gewöhnten, abwärts zu sehen, weil sie nur da etwas zu tun hatten — selbst sie konnten

es nicht verhindern, daß ihre Augen ab und zu an einem vorüberfliegenden Vogel hängen blieben. Und wenn dieser Vogel dann in die blaue Luft hinaufstieg und ihre Blicke nachzog, höher und immer höher hinauf, dann geschah es wohl, daß in dem Innern dieser Menschen etwas aufstieg, das auch mit wollte.

In allen Ländern gab es kluge Köpfe, die über alle die törichten Versuche, den Himmel zu erreichen, die Schultern zuckten und diesen Versuchen entgegenarbeiteten.

Die einen mit Lachen — mit Lachen, weil der Himmel, den man erreichen wolle, gar nicht existiere, sondern nur Dunst und Nebel und gähnende Leere sei.

Andere mit Weltverherrlichung. Die lebensprühende schwarze Erde mit dem herben, lebenswarmen Geruch, mit dem unerschöpflich fruchtbaren Mutterschoß — sie sei das einzige, was man nötig habe, sei alles, was ein Mensch begehren könne, alles, was er brauche, um sich daran zu sättigen, bis sie ihren gierigen Schlund aufmache und sich an ihm sättige.

Andere wieder mit Hoffnungslosigkeit... Gewiß gebe es ein Oben, man könne es gar nicht entbehren, hinauf zu schauen; aber es sei unmöglich, es zu erreichen — zu dieser schmerzlichen Über-

zeugung ſei man gekommen. Ja, wenn man aus Luft beſtünde, aber der Menſch beſtehe aus Erde; irdiſch ſchwer ſei jeder ſeiner Schritte, und die Erde, in der er Tag für Tag grabe — ſein eigenes Grab — die Erde, die ſich unter ſeine Sohlen balle, ſie halte ihn feſt. Von Erde — zu Erde, ſo laute das Urteil über den Menſchen. Von der Erde zum Himmel, da ſei keine Verbindung möglich.

Und trotzdem wurde dieſes Unmögliche immer wieder verſucht — weil es den Menſchen noch unmöglicher war, es zu laſſen.

Im Oſten — unter dem Himmelsſtrich, wo der Turm einſt errichtet worden war — da rieſelte die Erinnerung daran wie eine Quelle durch aller Herzen, da wurde ſie zu einer tiefen, innerlichen Sehnſucht, zu einer lebendigen, erwartungsvollen Hoffnung, den Turm wieder zu finden und ihn zu vollenden.

Da lag einer unter den klaren, ruhigen Sternen ausgeſtreckt auf dem taufeuchten Raſen, und er ſah die Leiter von der Erde zum Himmel aufgerichtet — ſah, wie die dunkle, ſternfunkelnde Decke ſich teilte, daß das glänzend helle Lichtmeer herausleuchtete — ſah, daß ein Weg hinaufführte, daß da gebaut werden konnte, Stufe um Stufe, bis man droben anlangte.

Und viele verſuchten es, die Stufen überein-

ander zu legen. Große, fromme Grübler häuften eine weise, tiefsinnige Lebensregel über die andere und trugen sie zusammen, wie die Menschen früher die schweren Blöcke zu dem Turm zusammengetragen hatten.

Am größten und stärksten baute wohl der, der den Berg Sinai als Grundlage benützte, der Mauern aus den heiligen steinernen Tafeln errichtete und aus tausendfältigen Vorschriften Stufe um Stufe legte.

Und die Leute zitterten und beugten sich vor dem Himmelsturm, dem heiligen, festen Turm des Gesetzes.

Aber „Wer wird stehen an seiner heiligen Stätte?"

Der königliche Sänger griff in die goldenen Saiten seiner Harfe und sang: „Der Gerechte, der unschuldige Hände hat und reines Herzens ist."

Ja, aber wo war der Gerechte, wo war der Mann? „Du bist der Mann!" tönte es wohl einmal dem königlichen Sänger entgegen; aber die Worte erschlossen ihm nicht die „Pforte der Gerechtigkeit" ... Nein, sie schleuderten ihn hin auf die steinernen Fliesen seiner eigenen befleckten Königsburg.

Das war der Stachel, der alle quälte: diese ihre Verbindung mit dem Himmel — die konnten sie nicht benützen. Denn obgleich Stufe auf Stufe ge-

legt war bis ins tauſendſte Glied — glatte, glänzend weiße Stufen — kein menſchlicher Fuß vermochte ſie zu erglimmen.

Und war der Turm etwa fertig gebaut? Das ganze Geſetz deutete doch über ſich ſelbſt hinaus! Fehlte nicht die Vollendung? Fehlte nicht der Schlußſtein, von dem das ganze Gebäude zuſammengehalten wird?

Selbſt wenn Sterne zwiſchen den ſchwarzen Wolken ſtanden, die den Gipfel des Turmes verhüllten — glänzende, mahnende Sterne, zu denen man aufſchaute — quälte dieſe Frage die Menſchen täglich und ſtündlich.

Und mit der Frage kehrte die alte, nagende Erinnerung zurück an den großen Turm von Babel, an die erſten leidenſchaftlichen Verſuche der Menſchen, den Himmel zu ſtürmen, die aber geſcheitert waren.

Ach, konnten denn keine anderen als unzulängliche Verbindungen zwiſchen Himmel und Erde hergeſtellt werden!

Der Stachel, den dieſe Frage enthielt, drang tief in jedes Menſchenherz hinein. Denn jeder Menſch fühlte, da drinnen trug er jenen Turm zu Babel, der nie vollendet worden war. Daß es ſein — gerade ſein eigenes Leben, ſeine eigene Menſchlichkeit war, die nie mit Vollendung gekrönt

werden, die nie die Wolken zerteilen und nie siegreich ins Licht bringen konnte!

Weit draußen in der Einöde stand der uralte Turm von Babel — dunkel wie ein Rätsel, hoch aufgerichtet wie eine Herausforderung.

Höher als jeder Berg auf Erden, höher als der Ararat, an dessen Spitze die Arche Noah angehalten hatte — und doch unendlich weit von seinem Ziel entfernt, niedriger als die niedrigsten Hügel zu seinen Füßen — unfertig.

Hoch droben über den Wolken endeten seine Riesenmauern in einem ungleichen, gewaltsamen Bruch. Weißer Schnee hatte sich auf den Bruch gelegt — wie Leinwand auf eine Wunde gelegt wird — seit Jahrtausenden lag er nun da droben und konnte doch den Bruch weder heilen noch lindern.

Und dieser selbe Bruch ging blutend durch jedes einzelne Menschenherz.

Der alte, hochaufragende Turm stand wie ein einzelner Riese auf der Wacht, in die Wildnis hineinspähend und lauschend.

Nach Menschen spähte er — nach Tausenden von Menschen — nach Tausenden von Schritten, die zurückkehren, die die Arbeit wieder aufnehmen sollten.

Aber niemals drang der Ton von Leben zu

ihm heraus. Er hatte das Leben weit von ſich geſcheucht und eine lautloſe, angſterfüllte Leere um ſich her geſchaffen. Der Adler in den Lüften, die Raubtiere auf der Erde umgingen den Turm angſtvoll in einem meilenweiten Bogen. Kein Singvogel baute ſorglos ſein Neſt zwiſchen den ungeheuren Blöcken, oder unterbrach die angſtvolle Stille mit ſorgloſem Zwitſchern.

Nur magere Schlingpflanzen krochen langſam an den Riſſen der Blöcke heraus, krochen wie Schatten um die Mauern her und umklammerten ſie wie von Haß getrieben mit langen Fangarmen böſe und zäh wie hoffnungsloſe Zeiten.

Hatten die Menſchen denn vergeſſen? Vergeſſen, ſich zu ſehnen? Wofür lebten ſie dann?

Hatten ſie ihren Trotz aufgegeben? Wovon lebten ſie dann? Welche Kraft erhielt ſie am Leben?

Der Turm von Babel ſandte ſeine Späher weit in die Welt hinein. So oft die Sonne aufging, und ſo oft die Sonne unterging, ſchritt ſein Schatten ſchwarz und lang über die Lande hin, ſchlich ſich durch die Städte hindurch und glitt in die Häuſer hinein, um zu erfahren, ob nicht der Gedanke an das große Werk noch in der Sehnſucht der Menſchen lebe — ob ſie doch nicht zahlreich, einig und kühn genug wären, um das Werk wieder aufzunehmen?

Aber ob auch die Menſchen ſich äußerlich zu-

ſammendrängten, ſo waren ſie doch von einander geſchieden, denn ſie waren innerlich ſo getrennt und zerſplittert, daß ſie ſich nicht mehr um einen gemeinſamen Mittelpunkt ſammeln konnten.

Es gab allerdings noch Trotz und Sehnſucht genug, aber ſie konnten nicht mehr zu einer flammenden Begeiſterung zuſammenſchlagen.

Denn ſie hatten das Wort nicht mehr, das Wort, womit ſie einander rufen und die Erinnerung an das große Werk beieinander lebendig machen konnten; das Wort, bei dem der Gedanke lebendig wurde, friſch und neugeboren, bei dem das Herz ſtärker klopfte, bei dem die Sehnſucht mit den Flügeln ſchlug ...

So oft der Schatten des Turms zu Babel über den Weg der Menſchen hinglitt wie eine gähnende Finſternis, hielt er die Menſchen wohl einen Augenblick in ihrem raſtloſen Jagen auf. Und wie ein kalter Schauder überlief ſie das Gefühl, daß ſie das, was ſie eigentlich wollten, nicht erreicht hatten, daß all ihr Streben einer leeren Decke glich, womit ſie ihr inneres ohnmächtiges Sehnen zu verhüllen ſuchten.

Aber es kam nicht weiter als zu einer ſchmerzlichen Unruhe, die ſie bald wieder zur Ruhe geſchweigt hatten.

Wie die Menſchen ſich in ihren Häuſern ver-

schanzten, so versteckten die Leute sich vor einander, jeder hinter seiner Sprache. Deshalb konnte der Turm nicht vollendet werden — die ganze vereinigte Menschheit hätte dazu gehört; aber das Wort fehlte, in dem sie sich vereinigen konnten.

Sie bauten wohl noch, jeder für sich allein — an der großen Stadt, deren Mittelpunkt der Turm von Babel hätte sein sollen. Sie bauten da einen Ort und dort einen Ort, die sich vergrößerten, und man fühlte, daß sie einmal zusammenreichen würden, so daß die Stadt sich also doch über die ganze Erde ausbreiten würde.

Diese bittere Erkenntnis war es, die der lange schwarze Schatten täglich einholen mußte, diese trostlose Meldung, die er bringen konnte, so oft er sich einen Fuß breit um den andern zum Turme zurückzog und schließlich wie ein Gespenst unter der Mauer verschwand.

Es wurde Morgen und es wurde Abend um den Turm her, aber sie brachten keinen Fortschritt. Die Sonne ging auf, stieg zur flammenden Mittagshöhe empor, versank in roter, feuriger Glut — und die schwarze, sternfunkelnde Nacht brach herein. Aber das war nur wie der endlose Kreislauf zurückkehrender Vergangenheit, der die Zeit um keinen Schritt weiter brachte.

Fast spurlos ging das Jahr hier draußen seinen

Gang. Im Winter regnete es in Strömen auf den Turm herunter; aber das ausgedörrte Erdreich verſchlang das Waſſer haſtig wie ein Fieberkranker, ohne daß ſein innerer Brand gelöſcht, ohne daß grünendes, ſproſſendes Leben dadurch geweckt wurde. Der Frühling brach an — aber keine Lilien in königlicher Pracht bezeichneten ſeinen Weg. Die Sommerſonne brannte, bis jeder Stein ſprühende Hitze ausſpie, aber ſie reifte keine goldene Saat zur Ernte heran; alles war in lebloſem Stillſtand erſtarrt.

Der Turm zu Babel ſtand da draußen wie ein Rieſe mit gerunzelter Stirne — über allem ſeinem vergeblichen Spähen brütend, über die ewig unbeantwortete Frage grübelnd, die Frage:

„Kann von der Erde zum Himmel hinaufgebaut werden?“

Der Tag war klar und glühend heiß. Es war Frühling — mußte dem Sommer entgegengehen, denn die Regenſtröme der Wintermonate waren vertrocknet und vergeſſen, und die Sonne ſtrahlte mit verſengendem Glanz.

Jetzt eben ſtand ſie in ihrer Mittagshöhe! Der müde Schatten des Turms zu Babel war nach dem troſtloſen Spähergang des Morgens wieder unter die weſtliche Mauer hineingeglitten, und er bereitete

ſich darauf vor, auf der entgegengeſetzten Seite wieder herauszukommen.

Ach, noch nie war die Menſchheit ſo zerſplittert geweſen, in einem ſo raſenden Zwieſpalt mit ſich ſelbſt, wie an dieſem Tag!

Die Sonnenhitze ſank mit verſengender Glut auf den Turm herab und ergoß ſich ätzend wie ein glühender Strom in die allerkleinſten Ritzen und Spalten. Noch nie war des Tages Laſt und Hitze ſo groß geweſen, wie an dieſem Tag.

Da war es, als ob der Sonnenglanz, obgleich er ſich noch ebenſo glühend herabſenkte, plötzlich weniger hell wäre. An dem flimmernden klaren Himmel war nirgends ein Wölkchen zu entdecken, und doch war es, als lege ſich ein Schleier über die Sonne. Und dieſer Schleier verdichtete ſich mit raſender Geſchwindigkeit, er löſchte die langen Strahlen eine nach der andern aus und glitt dann in Wellenringen über den Himmel hin.

Das tiefe, leuchtende Blau verblaßte — wurde weißlich matt, dann bleifarben . . . dunkler und immer dunkler. Und mitten in der ſchwarzgrauen Wölbung ſtand die Sonne wie ein glühendes rotes Auge, ein blutunterlaufenes Auge — —

Der Himmel wurde dunkler als die Erde und wurde ſchwärzer, immer ſchwärzer. Die Sonne war nur noch wie ein Fleck geronnenes Blut — dann

erloſch der letzte rote Schein. Und es wurde Nacht — grauenvolle Nacht ...

Die Erde ſtöhnte und wand ſich in der eiſenharten, erſtickend heißen Umarmung der Finſternis. Dann war es, als ſtoße ſie ein Brüllen aus, ein ſchreckenerfülltes Brüllen.

Es war kein Donner, es kam nicht von oben. Nein, das betäubende, ohrenzerreißende Krachen kam aus der Erde ſelbſt. Die Erde erbebte, ein Zittern lief durch die Wüſte, und ſie bekam Riſſe.

Und die Erde zerbarſt bis ins Herz hinein ... In der Einöde öffnete ſich ein gähnender Spalt — der Turm von Babel fühlte den Grund unter ſich wanken. Der Turm ſank — ſank —

Tief hinab — tiefer als alle Menſchenhände der ganzen Welt hätten graben können, tiefer als irgend ein Menſchengedanke es ſich ausdenken könnte.

Da durchfuhr es jeden der hinabſinkenden Steinblöcke wie Todesangſt: „Jetzt ſtirbt die ganze Welt.“ Wenn der ſtolze Trotz der Menſchheit, die wachſende Sehnſucht des Menſchenherzens ins Grab verſenkt wird — dann ſtirbt die ganze Menſchheit.

Der Turm ſank — ſank in öde Nacht ...

Die Wogen der Finſternis ſchlugen um ihn zuſammen. Und mit eiſigem Grauen fühlte er: Das Reich des Todes — — es geht hinab ins Reich des Todes!

Da fühlte er, daß Trotz — der Trotz, der sich in jedem einzelnen seiner Blöcke reckte — nicht hinaufheben konnte, daß er hinabdrückte, daß er nicht Stärke war, sondern Ohnmacht.

Und wie der Ballast aus einem untergehenden Schiffe hinausgeworfen wird, ließ der Turm in seiner Angst den Trotz fahren, der nur Ohnmacht und unnütze Last war. Aber an die Sehnsucht klammerte er sich, wie mit schmerzlich gefalteten Händen.

War denn die Sehnsucht des Herzens nicht mehr wert? War sie nicht eine tragende Macht?

Und aus jedem der hinabsinkenden Blöcke drang die Sehnsucht heraus und schrie um Errettung vom Tode. Aus der dunklen Tiefe erhob sich der Widerhall aller der sehnsüchtigen Worte, womit einst ein Stein auf den anderen gesetzt worden war. Aus der Tiefe — de profundis — lautete der Ruf in der uralten Sprache der Menschheit.

In demselben Augenblick trug der wankende Grund. Der Turm stand, mit dem Fuß tief unten im Reich des Todes, mit dem obersten abgebrochenen Rand — dem Rand, der sich über die Wolken erhoben hatte und die goldenen Sterne wegschieben hätte sollen — dicht an der Oberfläche der Erde.

Die Erde schloß sich wieder. Die Wüste wuchs wieder zusammen. Aber der Turm zu Babel —

der Himmelſtürmer, der Bezwinger des Totenreiches war — nur eine offene Wunde in der Tiefe. Eine offene Wunde bis hinein ins Herz der Erde.

Die unaufhörlich wachſende Frage war beantwortet. Mit einem endgültigen Nein.

Aber dann mußte auch die ganze Menſchheit tot ſein. — Und die Erde war nur noch eine einzige große, große Grabkammer.

Da — durch die Finſternis, die tiefer als Nacht war, durch die Leere der ſchweigenden Öde ein Laut des Lebens . . .

Menſchentritte . . .

Die ganze verbrannte Wüſte wurde taufeucht bei dieſem Laut. Und taufeucht wurden auch die uralten Blöcke an dem abgebrochenen Rand des Turmes.

Die Menſchheit lebte — ſie kam herbei . . .

Da war es, als ob unzählige, geſpannt lauſchende Ohren aus der dunklen Tiefe heraushorchten . . . als ob es da drunten plötzlich von Menſchen wimmelte. Als ob alle die Männer, deren Hände den Turm gebaut hatten, alle die Alten mit kahlem Scheitel und ſilberweißem Bart, die an dem Fuß des Turmes geſeſſen, die Frauen und Kinder, die dem Bau zugeſehen hatten, nun wieder da wären — und als ob alle wie mit einem einzigen, geſpannt lauſchenden Ohre warteten — —

Ein menſchlicher Schritt . . .

Kam der Ton vom äußerſten Rand der Ebene her? Oder von unten herauf? Stieg er aus der Nacht des Totenreiches herauf? Er war an beiden Orten zugleich — aber wo war der Schritt, wo der Widerhall?

Menſchenſchritte . . . Aber nicht unzählige raſche Fußtritte. Nicht das Stampfen von Tauſenden. Die Schritte eines Einzigen . . .

Da war es, als ob alle die kopfſchüttelnden Sorgen der weißbärtigen Alten aus früheren Zeiten zu einem geſpenſtiſchen Leben erwachten und aus des Turmes Tiefe lautlos heraufdrängen:

„Ein Einzelner, ein Einzelner hier, wo die ganze Menſchheit ablaſſen mußte! Kommt er, um hier zu bauen? Kann er den gewaltigen Turm aus dem Reich des Todes herausheben? Welche Kraft hat er?“

Aber die ſtolze Freudigkeit der jungen Männer erhob ſich zum Widerſpruch gegen die Alten, gerade wie einſt, nur mit ſtärkerem, tieferem Klang.

„Welche Kraft er hat? Das erkennt man am Schritt. Eine volle Kraft, weil der Wille darin iſt.“

„Aber womit könnte er bauen?“

„Er kommt vom äußerſten Rand der Erde. Wie wenn er die ganze Welt zuſammengeſammelt hätte, um damit zu bauen!“

„Nein, er kommt aus dem Reich des Todes. Denn da kommt man mit leeren Händen. Und wenn er die ganze Welt mitbrächte — sie reichte nicht hin! Das wissen wir doch."

Die Schritte kamen näher. Sie klangen so bekannt, die Muttersprache, die Sprache des Herzens tönte aus ihnen, und in ihnen lag der Widerhall von jedem einzelnen Herzschlag der ganzen Welt.

Und die Freudigkeit der Jungen aus alten Zeiten stieg mit erneuter Kraft von dem alten Turm auf.

„Hört man es nicht den Schritten an, daß sie durch Menschenherzen gegangen sind? Dann hat er wohl das gesammelt, was stärker ist als leblose Blöcke, was mehr wert ist als die ganze Welt, das, was Wachstum in sich trägt, und damit wird er bauen, Menschenherzen hat er gesammelt, um lebendige Mauern zu errichten — und nicht tote wie wir."

Einen himmelhohen Turm aus lebendigen Herzen bauen, der die leuchtende Morgenröte der Welt werden soll, der alle im Dunkeln furchtsamen Kinder sicher machen kann! Wo jeder Stein eine Singstimme hat und die ganze Welt zusammenrufen kann — in der Muttersprache der Menschheit, in der Sprache des erlösten Herzens! —

Aber die hoffnungslose Sorge der Alten wurde zur Todesangst, wie durchbebt von dem Entsetzen der Frauen in den früheren Zeiten.

„Mit Menschenherzen bauen? Ach, von allem auf der Welt ist das Menschenherz das Armseligste, das Unfertigste, das Unvollendetste! Nie wird so ein Turm den Himmel erreichen. Und wenn er ihn erreicht, wenn er den Himmel berührt, dann fällt er schon allein dadurch in Trümmer!“

Aber die Freudigkeit wuchs — wuchs wie eine siegessichere Hoffnung aus der Tiefe des Turmes heraus: „Dann baut er mit sich selbst — —“

Die Schritte kamen näher. So bekannt klangen sie, so deutlich ... Wie die Sprache des erlösten Herzens.

Die Schritte hielten an der gähnenden Wunde in der Erde an, das war ja alles, was von dem Turm zu Babel noch übrig war.

Das Dunkel lag noch immer über der Erde. Niemand konnte sagen, wann der Tag, der sich um die siebente Stunde verdunkelte, zu Ende ging. Denn unmerklich glitt er in die Nacht hinein ...

Aber in der Nacht berührten Menschenhände den Rand des großen Turmes.

Der Turm wurde nicht aus dem Totenreich herausgehoben. Aber der Untergang verwandelte sich in Kraft. Festgegründet, tief in die Erde hineinversenkt war er worden, damit er um so höher hinaufsteigen könnte. Mit dem Fuß stand er im Reich des Todes — um dessen Bezwinger werden zu können ...

Wurde er auch der Turm, der bis zum Himmel reicht? Stieg er aus dem Dunkel zum Licht empor? Verneigten ſich alle die goldenen Sterne vor ihm? Zwang er die Sonne, ihren Lauf zu ändern? Erreichte er das Ziel? . . .

In der Nacht berührten Menſchenhände den Rand des großen Turmes — im Oſten, weit, weit draußen in der Einöde . . .

Dieſe Hände brachten die Vollendung.

Im Land Tirol

Im Land Tirol

Adler, Tiroler Adler, warum biſt du ſo rot? „Vom roten Sonnenſcheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot —
Davon bin ich ſo rot!“ —

Weit drunten im Süden, am Rande einer ſich ſanft hinziehenden, wellenförmigen Ebene liegen große, blaue goldumſäumte Wolken.

Das Land Tirol ſteigt vor uns auf —

Das Land Tirol ... Es hat hohe Berge mit ſchneebedeckten hochaufragenden Gipfeln. Wenn die Sonne untergeht, halten ihre weißen Zinnen die letzten glühenden Strahlen gefangen, bis ſie ſelbſt davon zu glühen ſcheinen.

Tief drunten in den breiten, tiefen Tälern, wo die Flüſſe hinziehen, reifen die großen ſchwarzen Trauben, die blauſchwarz im Schatten ſind, aber rotleuchtend in der Sonne, als bärgen ſie Feuer oder Blut in den durchſichtigen Hüllen. Und vor den niedrigen weißen Häuſern im Schatten der Feigen- oder Kaſtanienbäume wird den Gäſten der rote Wein und friſches, kräftiges Bauernbrot gereicht. Von Feindesblut — nein, davon ſieht man keine Spur — tiefer Friede herrſcht im Lande;

Im Land Tirol

Adler, Tiroler Adler, warum biſt du ſo rot? „Vom roten Sonnenſcheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot —
Davon bin ich ſo rot!“ —

Weit drunten im Süden, am Rande einer ſich ſanft hinziehenden, wellenförmigen Ebene liegen große, blaue goldumſäumte Wolken.

Das Land Tirol ſteigt vor uns auf —

Das Land Tirol ... Es hat hohe Berge mit ſchneebedeckten hochaufragenden Gipfeln. Wenn die Sonne untergeht, halten ihre weißen Zinnen die letzten glühenden Strahlen gefangen, bis ſie ſelbſt davon zu glühen ſcheinen.

Tief drunten in den breiten, tiefen Tälern, wo die Flüſſe hinziehen, reifen die großen ſchwarzen Trauben, die blauſchwarz im Schatten ſind, aber rotleuchtend in der Sonne, als bärgen ſie Feuer oder Blut in den durchſichtigen Hüllen. Und vor den niedrigen weißen Häuſern im Schatten der Feigen- oder Kaſtanienbäume wird den Gäſten der rote Wein und friſches, kräftiges Bauernbrot gereicht. Von Feindesblut — nein, davon ſieht man keine Spur — tiefer Friede herrſcht im Lande;

aber an vielen Stätten wird man daran erinnert, wie es einſt gefloſſen iſt und wie die Kinder des Landes ihr Blut hingaben. Ich erinnere mich an einen kleinen Kirchhof im Etſchtal mit einem großen Grab, deſſen alter Stein die Inſchrift trägt: „Anno 1799 ſind wir arme Soldaten für das Land Tirol geſtorben und liegen nun hier begraben."

Unter der Pontlatzer Brücke, dort, wo der Tiroler Adler eine gar ſcharfe Klaue in die Scharen der heranſtürmenden Feinde ſchlug, ſo daß ſie alle ins Gras beißen mußten, höre ich den Inn zwiſchen den ſtillen Felswänden hinrauſchen.

Ich ſehe den Kloſterturm auf dem Felſen und das rote Mal in der Mauer an der Stelle, wo die Nonnen ſich in den Abgrund geſtürzt haben, nur um nicht in die Hände der franzöſiſchen Soldaten zu fallen . . .

Aber noch an roteres Blut erinnert man ſich im Land Tirol. Allen Wegen entlang im Tal — die mit glitzernden Marmorſplittern beſchottert ſind, und wo der Poſtwagen ſich zwiſchen den endloſen Reihen der Weinſtöcke auf dem ſteilen Bergpfad langſam heraufwindet — ſind überall große Kreuze aufgerichtet. Und von den Händen und Füßen des Gekreuzigten, aber hauptſächlich aus der Wunde in der Seite, rinnen Blutstropfen über das Kreuzholz hinab, das roteſte Herzblut, das je aus einem Herzen gefloſſen iſt.

Einem heiligen roten Herzen hat ſich das Land Tirol geweiht mit unverbrüchlicher Treue, mit der Treue, die ſelbſt da drunten „Tirolerſitte“ genannt wird. Und von dieſem Herzen handelt das Lied, das ihnen das teuerſte iſt. Im Juni, wo das Feſt des Heiligen Herzens gefeiert wird, leuchten alle Berge in der roten Glut blühender Alpenroſen, die zum Schmuck der Altäre geſammelt werden.

Einen wunderbaren Zauber übt es auf die Menſchen aus, das Land mit dem roten Adler im Schild. Man muß es lieben, mit einer ähnlichen Liebe, mit der man ſein Vaterland liebt.

Es iſt gar ſchön im Land Tirol . . . Ein Gang über die Matten an einem hellen Sommertag iſt ſchon ein wahres Feſt. Und die Alpenwieſen zur Sommerszeit! Da iſt Sonnenſchein — Sonnenſchein, der aus dem grünen Boden herauszuquellen ſcheint; er leuchtet und blinkt in allen Farben, goldfunkelnd, brandrot, flammend blau!

Königskerzen, Eiſenhut, Trollblumen, Stiefmütterchen . . hohe Feuerlilien in lodernder Glut, etwas hellere Nelken, blaßrote Primeln . . . dunkelblaue Enzianen, große dunkle Vergißmeinnicht, Kampanula im dunkelſten Veilchenblau, Akelei und dazwiſchen lange blendendhelle weiße Streifen — Margueriten, weiße Glockenblumen.

Quer durch das leuchtende Farbenſpiel der Wie-

ſen zieht ſich ein kriſtallklares, eiskaltes Bächlein, das eine Schleppe von ſich herniederneigenden Blumenkronen nach ſich zieht, die in dem hellen fließenden Waſſer wie unter Glas liegen.

An den Berghängen rauſchen dunkle Wälder von hochaufragenden Tannen und hohen Föhren mit kupferfarbigen Stämmen, mit langen ſchwarzen Bärten an den Zweigen und eßbaren Kernen in ihren Zapfen. Der weiche Moosboden des Waldes hat auch Blumen — eine weichere Fortſetzung des leuchtenden Gewimmels auf den Wieſen: wachsklare Pyrola, ſchwankende feine Linäen, rankende blaßblaue Klematis. Der Duft liegt ſo ſtill im Walde, er zittert durch die Waldestiefe wie der Weihrauchduft in den Kirchen.

Das Land Tirol iſt gar fromm. In der Nacht ſchimmert aus den vielen Kapellen in den Tälern und auf den Bergen Lichtſchein heraus.

Den ganzen Tag läuten die Glocken — ſie rufen früh und ſpät zur Kirche. Und aus den fernſten kleinen Hütten auf den Bergen ziehen die Kirchgänger an jedem Sonntagmorgen zu Tal; beim erſten blaſſen Tagesgrauen gehen ſie von Hauſe weg, um rechtzeitig zum Hochamt in ihre Kirche zu kommen.

Auf den weißen Häuſermauern in den Dörfern kämpft im Bilde der heilige Georg mit dem Drachen, oder der heilige Martin ſchneidet ſeinen breiten

Reitermantel mitten durch, um mit der einen Hälfte einen nackten Bettler zu kleiden. Und selbst drin im tiefsten Waldesdunkel an der Berglehne, wo es so wild und öde, so eingeschlossen ist, daß man die Angst da drinnen förmlich auf der Lauer liegen fühlt, hängt ein Heiligenbild, das die Einsamkeit mit einem teilen und einen beruhigen will. Oder einer der hohen Föhrenstämme trägt die Inschrift: „Gedenket der Toten! Betet für die Toten!“ damit der Schauder, der einen beim Gang durch diesen dunklen Wald unwillkürlich erfaßt, zu einem Gebet werde für die, so schon durch das große Tal des Todes gegangen sind. — —

Ein zähes, bedächtiges Geschlecht wohnt im Land Tirol, etwas langsam in seinem Tun, aber von gesunder Sinnesart, das Herz auf dem rechten Fleck, mit rotem Blut in den Adern, selbst wenn es ein wenig schwer und träge fließt. Ohne Adlerflug — trotz des Adlers im Schild — die Wurzeln tief in der Erde, tief in dem heimatlichen Boden, aber mit einem starken, stillen Vermögen, in die Höhe zu wachsen.

Was von Erde ist, kann nicht zum Himmel fliegen; aber es kann zu ihm hinaufwachsen. Und je tiefer die Wurzeln in den Boden eindringen, desto höher kann es zum Licht hinaufdringen.

Wie ein Stück Himmel taucht es vor einem

auf, das Land Tirol — wie goldumſäumte Wolken am Horizont . . .

Aber es zeigt ſich doch als „Erde", wenn man ſich darin eingelebt hat — als Erde, mehr als an manchem anderen Ort. Die Erde, von der der Menſch genommen iſt — die einen Menſchen ſo ganz verſchlingen kann, daß er ſelber wieder zu Erde, ja ganz vererdet wird — aber auch zu der Erde, aus der der Menſch auferſtehen kann. — — —

Noch vieles könnte über das Land Tirol und das Volk, das dort hauſt, geſagt werden, ja, und es müßte noch viel beſſer geſagt werden. Aber niemals könnte jemand ſo viel darüber ſagen, als für den Einzelnen in dem einen Ausſpruch liegen kann: „Im Land Tirol".

Kaſpar Zinglers Herz

Kaspar Zinglers Herz

Damals, als Kaſpar Zingler ſich verheiratete, ſagten alle Mädchen in Kortſch, ein ſo ſchläfriges, verdroſſenes und gefühlloſes Mannsbild nehme nur eine, die keinen andern bekommen könne.

Kaſpar hatte ſeit Jahren mit ſeiner Schweſter Anna zuſammengewohnt, und er meinte ſelbſt, es ſei am beſten ſo, — denn daran ſei er nun einmal gewöhnt. Aber eines Abends überraſchte Anna ihn ſehr, indem ſie ſagte: „Du, Kaſpar, morgen begräbt doch der Vetter Hans ſeine Frau, und dann ſitzt er mit den beiden großen Buben ganz hilflos daheim. Heiraten kann er nicht wieder, ehe Jahr und Tag um ſind, du aber kannſt das morgen tun, wenn du Luſt haſt. Deshalb habe ich gedacht, es wäre am richtigſten, wenn ich jetzt zu ihm zöge.“

Kaſpar überlegte ſich ihre Worte eine Weile. Das kam ihm ſehr unerwartet! Dann öffnete er ſeinen großen Mund zu einem beſtimmten Widerſpruch; denn er dachte ja gar nicht daran, ſich zu verheiraten.

Aber da ging ihm auf einmal ein Licht darüber auf, daß Anna vielleicht daran dächte und meinte, hier ſei eine Gelegenheit dazu, die ſie ſich nicht entgehen laſſen dürfe.

Kaſpar hatte zwar geglaubt, ſie habe ſolche Gedanken längſt aufgegeben; aber wenn ein Frauenzimmer darauf aus iſt, einen Mann zu bekommen, dann iſt gar nichts mehr mit ihr anzufangen. Und es wäre ja wirklich möglich, daß der Vetter Hans ſchließlich anbeißen würde, trotz der biſſigen Reden, die ihrem etwas zahnloſen Mund ab und zu entſchlüpften, wenn er ſich nur erſt an ihre Gegenwart in ſeinem Haus gewöhnt hatte.

Kaſpar ſagte deshalb nur: „Ja, Anna, aber wen ſollte ich denn dann nehmen?“

„Nachbars Bethi natürlich. Die hat mich alle Tage, die Gott gibt, hier wirtſchaften ſehen. Das iſt dann faſt ebenſo, wie wenn ich ſelbſt da wäre. Und ſie möchte von daheim fort, ſie hat es ja nicht allzu gut bei dem Stiefvater.“

Am Tag nach dem Begräbnis redete Anna mit dem Vetter Hans darüber, daß ſie zu ihm kommen wolle. Dann ging ſie zum Nachbar hinein, und kurze Zeit nachher erſchien Kaſpar beim Pfarrer, um das Aufgebot zu beſtellen.

Als Anna auszog und Bethi einrückte, brachte das weiter keine Veränderung im täglichen Leben

mit ſich. Bethi war nicht ſchön, hatte eine etwas flache Bruſt und einen runden Rücken und war über die erſte Jugend hinaus; aber das war ja Kaſpar auch, und dann brauchte er auch das Getue nicht mit ihr zu haben, deſſen ein Mann ſo bald überdrüſſig wird.

Kaſpars Haus war hübſch und weiß angeſtrichen; es hatte ein neues Dach, und der heilige Antonius war über der Türe gemalt. Außerdem war Kaſpar auch noch der Beſitzer von zwei prächtigen gelblich-grauen Ochſen, die nicht ihresgleichen in der ganzen Umgegend hatten, ſowie von drei Kühen, zwei Schweinen, zwei Ziegen und vielen Hühnern. Er hatte einen Knecht, der beim Melken und bei der Feldarbeit half; aber Anna hatte die Haushaltung ohne Dienſtmagd verſorgt, und das mußte Bethi nun auch. Anna hatte ſie überdies recht gut geführt, meinten die älteren Leute im Dorfe, und davon war Kaſpar auch in erſter Linie überzeugt.

Nun ging ſo anderthalb Jahre lang alles recht und gut. Aber dann meldete ſich ein Ereignis an, das in das Ganze recht ſtörend eingriff, und da wird ſich niemand verwundern, daß Kaſpar etwas verſtimmt darüber war. Bethi kränkelte; ſie konnte nicht ſo viel leiſten wie ſonſt und klagte ſchließlich über die kleinſte Handreichung, die ſie tun ſollte. Und Kaſpar ſelbſt ſah auch ſchwer dran hin, daß

er nun bald ſo einen kleinen Schreihals in ſeinem Haus haben ſollte, der einem bei Tag und bei Nacht keine Ruhe ließ. Und ſchließlich mußte er Hals über Kopf gen Schlanders nach der Hebamme zu den unbequemſten Zeiten — ja ſogar zweimal — ohne daß es doch etwas geweſen wäre.

Deshalb konnte es auch Kaſpar niemand verdenken, daß er es beim drittenmale, wo Bethi wieder meinte, jetzt werde es gewiß etwas, bedächtiger zu Werke ging.

Es ſei kein Grund vorhanden, daß er ſich die Lunge herauslaufen ſolle, dachte er, während er vom Wege abbog. Ging ihm die Pfeife aus, nahm er ſich Zeit, ſie wieder zu ſtopfen. Und als der Vetter Hans quer über die Wieſe daherkam, um wegen der Ochſen, die er entlehnen wollte, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden, da blieb Kaſpar ſtehen und beredete die Sache ordentlich mit ihm.

Als dann Kaſpar ſchließlich mit der Hebamme Liſel zurückkam, bot ſich ihm ein jammerwürdiger Anblick dar: Bethi lag halb bewußtlos auf der Bank — das Kind war geboren und auf den Boden gefallen.

Wenn Kaſpar zum Mittageſſen von der Arbeit hereinkam, pflegte er zwiſchen jedem Mundvoll nach der Wiege hinüberzuſchielen, in der das Kleine lag — meiſtens ganz unbeweglich und ohne

einen Laut von ſich zu geben, wie in einem beſtändigen Schlummer. Wenn dann die Mahlzeit beendigt war, ſtellte er ſich wohl vor die Wiege und ließ ſeine große ſilberne Uhr in der Sonne hin- und herſchwanken. Gewöhnlich ſchien das Kind ſich gar nicht darüber zu freuen, ja es nicht einmal zu ſehen; aber wenn es ab und zu mit den blauen Augen zwinkerte, oder wenn der Schimmer eines Lächelns über das winzige Geſichtchen hinhuſchte, dann ſagte Kaſpar gleich: „Nein, ſieh einmal, wie ſie lachen kann! Wie ſie ſich freut, wenn Vater mit ihr ſpielt!“

Aber am Morgen und am Abend, wenn das Kind gewartet wurde, machte er ſich immer unter irgend einem Vorwand aus dem Staube. Denn ſobald man das kleine Geſchöpf anrührte, ſchrie es jämmerlich und unaufhörlich.

„Sie kann es nicht leiden, wenn man ſie auszieht und waſchen will. So ein kleines Ding hat auch ſchon ſeine Mucken.“

„Ach freilich,“ ſagte Bethi, die an das Schreien jetzt ſo gewohnt war, daß es ihr faſt nicht mehr auffiel.

„Wenn es ſo weiter geht, wird ſie für die Wiege zu groß, ehe ſie ein Jahr alt iſt. So ein großes, geſundes Mädchen!“ Das ſagte Kaſpar jedesmal, wenn er die Kleine jemand zeigte. Denn er wußte

wohl, daß jedermann ſogleich dachte, wie klein ſie da zwiſchen den Kiſſen liege, und wie ein Monat um den andern vergehe, ohne daß ſie größer würde.

Da ſagte Bethi eines Tages: „Es iſt doch nicht ganz richtig mit ihr. Du wirſt ſehen, es ſitzt im Rücken.“

Zornig und mit rotem Kopf fuhr Kaſpar auf. „Warum haſt du das nicht ſchon lange geſagt? Wozu biſt du denn die Mutter! Du müßteſt doch wiſſen, ob deinem Kind etwas fehlt oder nicht!“

„Hätte ich es doch damals verhindern können, daß es auf den Boden gefallen iſt. Denn daher kommt es ja.“

„Ja, auch das noch!“ Kaſpar wurde noch heftiger, als er entdeckte, daß er Bethi noch mehr vorwerfen konnte.

„Aber das iſt nicht leicht, wenn man außer ſich iſt vor Schmerzen und es nicht ſchon öfters durchgemacht hat.“

„Jetzt gehe ich zum Doktor,“ ſagte Kaſpar, indem er nach ſeinem Hut griff.

„Meinſt du denn, es ſei notwendig? Ich habe ſchon gedacht, Liſa könnte uns vielleicht etwas geben, womit man ſie einreiben würde.“

„Jetzt gehe ich zum Doktor,“ wiederholte Kaſpar nachdrücklich. „Sie hat doch einen Vater, ja, das hat ſie, die Kleine.“

Der Arzt unterſuchte das Kind, und natürlich ſtand es ſchlimm mit dem Rücken. Warum man denn nicht früher nach ihm geſchickt habe, fragte er.

Kaſpar nickte ſeiner Frau bedeutſam zu. „Da hörſt du es ſelbſt! Wozu biſt du die Mutter, wenn du es nicht früher geſehen haſt?“

Aber Bethi wußte, wie es ſich verhielt; man dachte nie an den Doktor, bis man ganz ſicher war, daß es ſich wirklich um etwas Schlimmes handelte. Und das Übel lag hier wohl auch noch weiter zurück. In dem Sommer, ehe das Kind geboren wurde, hatte im Gaſthaus zur Poſt eine Dame aus fremden Landen mit einem kleinen hellblonden, ſchwächlichen Töchterchen gewohnt. Das Kind ſaß meiſt im Freien mit einem kleinen Buch im Schoß, in das ſie mit ganz dünnen, beweglichen Fingern zeichnete. Sie hatte auch Kaſpars Haus gezeichnet und war oft da vorübergekommen. An dieſem Mädchen hatte Bethi ſich verſehen. Als dann die Kleine zur Welt kam, glich ſie weder ihrem Vater noch ihrer Mutter, ſondern genau dem fremden blondlockigen Mägdlein aus den fernen Landen — und deshalb mußte ſie nun auch ſo ſchwächlich werden, wie das andere Kind geweſen war.

Eins nur könnte hier helfen: wenn man das Kind zu dem großen Gnadenbild in der Kirche des Pfarrdorfs hinuntertragen würde, wo die vielen

aus Wachs gebildeten Füße und Hände hingen, ſowie alle die goldenen und ſilbernen Herzen von ſolchen, die geheilt worden waren. Vielleicht würde „Unſere liebe Frau vom Fluſſe“ ſich auch über dieſes arme Tröpfchen erbarmen.

Es war beinahe lächerlich, wie Kaſpar Zingler mit ſeinem kleinen, verwachſenen Mädelchen Staat machte. Bethi, die ſich nach der Geburt des Kindes nie mehr ganz erholt hatte, ſtarb, ehe es fünf Jahre alt war; aber Kaſpar war Vater und Mutter zugleich für die Kleine, ja noch mehr.

Anna ſchüttelte oft den Kopf. „Sie ſoll doch wohl nicht zur Prinzeſſin erzogen werden,“ ſagte ſie oft.

Anna war als Witwe wieder zu Kaſpar gezogen; Vetter Hans war geſtorben, die beiden jungen Stiefſöhne hatten Hals über Kopf geheiratet, und der eine von ihnen hatte den Hof übernommen. Aber Anna hatte den Hof mit ihrer verheirateten Frauenwürde und einem ordentlichen Batzen in der Taſche verlaſſen. Außerdem mußte ihr auch der Stiefſohn noch einen jährlichen Nießbrauch bezahlen.

Es brachte keine nennenswerte Veränderung mit ſich, als Bethi auf den Kirchhof hinaus- und Anna wieder einzog. Und doch fehlte Kaſpar eines, nachdem ſein Weib nicht mehr da war; jetzt hatte er

niemand mehr, den er die Kränklichkeit des Kindes hätte entgelten laſſen können. So oft er die kleine verwachſene Geſtalt anſah, ging ihm ein Stich durchs Herz, nicht nur, weil ſie ihm ſo innig leid tat. Für dieſen Schmerz jemand anders verantwortlich machen zu können, das war ihm ſehr angenehm geweſen, und ſo oft er ſich einſtellte, wußte er gar nicht, was er ſeiner kleinen Dirn alles zu liebe tun ſollte.

Vor ſeinem Haus auf einem ſonnigen Plätzchen, wo vorher nur ein paar Kehrichthaufen gelegen hatten, ließ Kaſpar ein kleines Gärtchen anlegen — es war der erſte und einzige Garten in Kortſch — mit einer Menge bunter Blumen darin. Er ließ ſich den weiten Weg nicht verdrießen, um Samen von recht ſchönen Blumen zu bekommen. Das Kind liebte die Sonne und rote Blumen und nun ſaß es draußen auf einem Bänkchen, das ihr der Vater zuſammengezimmert hatte.

Dann hatte er durch den Poſtillon ein hübſches gelb angeſtrichenes Wägelchen heraufbringen laſſen, in dem er die Kleine ſelbſt fuhr, hinauf unter die großen Kaſtanienbäume an der Berglehne, denn ſie mußte gleich ſo ſchwer atmen, wenn ſie weit gehen ſollte; und wenn ſie ſich gern ein wenig umgeſehen hätte, trug er ſie auf ſeinen Armen den Abhang hinauf.

Eine Puppe hatte er ihr auch verſchafft, mit

dieſer ſpielte ſie dann ganz allein; ſie zog ſie an und aus, wiegte ſie in Schlaf und ſprach mit ihr, wie eine verſtändige kleine Mutter.

Sich herumtreiben und ausgelaſſen ſein wie andere Kinder, das konnte ſie freilich nicht, und ſie ging ihnen auch am liebſten aus dem Weg. Kaſpar konnte ſich das nicht anders erklären, als daß die Kinder ſie wegen ihres Leidens berufen müßten; Kinder wiſſen es ja nicht beſſer.

Übrigens waren die Erwachſenen in Kortſch in dieſem Stück auch nicht klüger. Dem einen oder andern fiel es wirklich ein, vor dem Kinde ganz laut zu ſagen: „Sie wächſt aber auch gar nicht, das arme Tröpfchen. Man ſieht es deutlich, der Rücken wächſt immer mehr heraus. Ach nein, ſie wird doch nur ein Krüppel.“

Im Anfang ſtimmte Anna damit überein. „Ach, heilige Mutter Gottes, ja — es wäre wahrhaftig beſſer geweſen, wenn ſie ſich damals, wo ſie auf den Boden fiel und ſich den Rückgrat verletzte, gleich zu Tod gefallen hätte, das arme Wurm!“

Aber als Kaſpar das einmal hörte, hatte er die Fäuſte geballt und geſagt: „Wenn du das noch ein einzigesmal ſagſt, dann kannſt du dich gleich nach einem andern Vetter Hans umſehen. Bei mir gibt es dann keinen Platz mehr für dich.“

Er hoffte nur, die kleine Dirn werde die harten

Worte nicht verſtanden haben. Aber eines Tages, als Kaſpar nach dem Eſſen in dem Gärtchen, auf das er ſo ſtolz war, ſeine Pfeife rauchte, hörte er, wie das Kind zu ſeiner Puppe, mit der es auf dem Bänkchen ſpielte, ſagte: „Ich möchte dir ein paar von den ſchönen roten Blumen pflücken, aber dann mußt du indeſſen ganz ruhig liegen bleiben, ſonſt könnteſt du hinunterfallen und dir den Rücken verletzen. Und das wäre für dich ſelbſt am ſchlimmſten, da wäre es noch beſſer, wenn du dich gleich zu Tode fielſt — das wirſt du doch begreifen.“

Kaſpar ging ſchnell aus dem Gärtchen hinaus und hinüber auf ſeinen Acker. Sein Geſicht war dunkelrot vor Zorn. Auf dem Wege lief er dem Pfarrer in die Hände, der ihn wie gewöhnlich anhielt und fragte, wie es daheim ſtehe.

„Ich denke eben darüber nach, wie ſonderbar die Leute hier in Kortſch doch ſind,“ antwortete Kaſpar; denn dem Pfarrer konnte man alles ſagen. „Es iſt, als hätten ſie auch nicht eine Spur von Herz im Leibe.“

„So ſonderbar ſind die Leute an andern Orten auch,“ ſagte der alte, freundliche Pfarrherr. „An dem Herzen, das wir von Natur haben, iſt nicht viel Gutes. Irgendwo in der heiligen Bibel wird es auch mit einem Stein verglichen.“

Ja, ein Stein — das war das rechte Wort! So ein richtiger Feldſtein mußte es ſein, den dieſe Leute

in der Bruſt trugen, wenn ſie ſo ein kleines, goldhaariges Dirnlein anſehen konnten, ohne daß ihnen das Herz aufging und ihnen lauter gute, freundliche und ermunternde Worte auf die Zunge traten, die dem Kinde ſein Los nicht noch ſchwerer machten.

Und was für ein Geſichtchen hatte das Kind! Ein wahres Engelgeſichtchen, über das man weinen und lachen hätte mögen; wenn man es nur anſah, wurde man gleichſam ein beſſerer Menſch.

Und was für Fingerchen ſie hatte! Die dünnen, beweglichen, farbloſen Fingerchen mit den runden Nägeln waren nie müßig, immer mußten ſie irgend etwas tun. Alles, was die guten Kloſterſchweſtern, die fleißig nach ihr ſahen, ihr zeigten, machte ſie ſofort nach. Sie war kaum zehn Jahre alt, als ſie ſchon ſo hurtig klöppeln konnte, daß die kleinen Klöppel nur ſo umeinanderraſſelten; und große weiße Lilien aus Papier und künſtliche Blumen aus Silberdraht für die Kirche, ſowie kleine aus Stroh geflochtene Körbchen konnte ſie machen.

So oft Kaſpar in der Stube war, blieb er eine Weile ſtehen und betrachtete ſeine kleine Dirn, die drüben am Fenſter ſaß und mit irgend einer Arbeit eifrig beſchäftigt war. „Nein, wie deine Finger doch umeinanderſpringen,“ ſagte er. „Wie wenn ſie verhext wären. Es wird mir ganz ſchwindlig, wenn ich zuſehe.“

Dann hob ſie wohl ihr bleiches, ernſtes Geſichtchen zu ihm auf und ſah ihn ruhig und vergnügt an, mit dem Schimmer eines Lächelns in den blauen Augen.

Das war ganz anders, als wenn ſie ſich zwang, mit dem ganzen Munde zu lachen — dann war ſie immer über irgend etwas erſchrocken, wollte es aber nur nicht zeigen, das wußte Kaſpar. Das Lächeln, bei dem ihr Mund ausſah, als könnte er ſich ebenſo gut zum Weinen verziehen, ja, das kannte er von allen den Gelegenheiten her, wo andere über ihre Gebrechen ſchwatzten wie das Vieh, das keinen Verſtand hat — aber leider nicht auch ohne Stimme iſt wie dieſes — und auch immer von den Tagen her, wo ſie in die Schule ging, oder von dort wieder heimkam.

Der Lehrer lobte ſie, weil ſie im Leſen und Rechnen geſchickt war, und die andern Kinder ließen ſie doch wohl auch nicht jeden Tag hören, daß ſie ein Krüppel ſei; aber ſie ging nie in die Schule, ohne Kaſpar mit dem Lächeln zuzunicken, das andeuten ſollte, daß ſie vergnügt ſei, und doch ſo angſtvoll war, daß es ihm ins Herz ſchnitt.

Als ſie ein richtiges Schulmädchen geworden war, hatte Kaſpar von einem herumziehenden Krämer einen Jungfrauenkranz gekauft wie die andern Mädchen auch hatten, damit ſie bei den großen Feſten mit in der Prozeſſion gehen könnte.

Er hatte ihn nicht weiß und grün genommen, wie die Kränze der meiſten andern Kinder waren, ſondern leuchtend blau, von großen Vergißmeinnichten, obgleich er einer der allerteuerſten war und ihm das Geld ſonſt nicht ſo loſe im Beutel ſaß.

Als das kleine Mädchen den Kranz in ſeinen Händen hielt und ihn auf ihrem ſchönen blonden Haar probieren ſollte, ſtieg eine leichte Röte in die farbloſen Wangen. Sie kroch auf einen Stuhl hinauf und betrachtete ſich in dem kleinen runden Spiegel an der Wand. „Wenn ich jetzt nur auch einen geraden Rücken hätte, wie die andern, ja dann würde ich ganz hübſch ausſehen, nicht wahr?“

Das war das erſtemal, daß ſie mit ihrem Vater darüber ſprach, und es würgte ihn im Hals, daß er nur ſchwer eine Antwort herausbrachte. Aber dann rief er: „Hübſch! Du biſt viel hübſcher als alle andern, ja, das biſt du, ſelbſt wenn ſie ſo gerade ſind, daß — daß ſie ſich ganz nach hinten biegen.“

Sie pflegte ſonſt nicht zu lachen, die kleine Dirn — aber jetzt, bei ſeinen Worten, ſchienen ihre blauen Augen zu lachen, nicht nur zu lächeln, nein ordentlich zu lachen.

Aber als ſie dann am Frohnleichnamsfeſt mit in der Prozeſſion ging, und er von der Gruppe der Männer zu ihr hinüberſchaute, ſo oft der Zug

hielt, da hatte ſie das entſetzte Lächeln um den unnatürlich verzogenen Mund. Und er wußte, daß ſie dort unter ihrem blauen leuchtenden Kranz ganz verſchüchtert und ſcheu und unglücklich zwiſchen den andern dahinzog.

In dem Herbſt, wo ſie zehn Jahre alt wurde, fing das kleine Mädchen an zu huſten, und es wurde kurzatmiger als vorher.

Kaſpar kaufte eine große Düte voll Huſtenzucker für ſie und behielt ſie daheim; aber es half alles nichts. Dann wurde der Arzt geholt; er unterſuchte die kleine, magere Bruſt, nickte und ſagte: „Das werden wir ſchon überſtehen!“ Aber draußen ſchüttelte er den Kopf: „Es iſt die Lunge,“ ſagte er, „die Bruſt leidet unter dem Druck, der vom Rücken ausgeht.“

„Aber das kann ſich doch mit der Zeit geben?“ fragte Kaſpar.

Der Arzt zuckte die Schultern.

Eines Tages kam Kaſpar zum Pfarrer und legte eine Handvoll Geld vor ihn hin. So oft in den letzten Jahren eine Kapelle gebaut, oder ein heiliges Bildnis aufgeſtellt werden ſollte, war Kaſpar immer der erſte, der mit Geld daherkam, und dann hatte er immer geſagt: „Damit meine kleine Dirn groß und geſund wird.“

Jetzt ſagte er nur: „Meine kleine Dirn — — ſie kann nicht mehr tragen.“

„Was ſoll das heißen, Kaſpar?“ fragte der Pfarrer.

„Sie hat es ja von jeher im Rücken gehabt,“ ſagte Kaſpar, deſſen Unterlippe dabei ſonderbar zuckte; „aber jetzt iſt die Bruſt auch krank — und das iſt zu viel. Wenn wir jemand haben, der für uns ſchafft, ich will ſagen, wie Martin, der bei der Kaſtanienernte hilft und mit Bernhard die Säcke zum Wagen hinunterträgt, dann ſagen wir: ‚Jetzt iſt es genug, du kannſt nicht noch mehr tragen‘, ſagen wir. Ja, und ſogar bei dem ſtummen Vieh, das ſich für uns ſchindet, ſagen wir: ‚Nun iſt’s genug‘.“

„Ob du das aber immer geſagt haſt, Kaſpar, ehe die andern zu viel gehabt haben, ehe ſie überladen geweſen ſind?“ ſagte der Pfarrer mit einem leichten Kopfſchütteln.

„Wir ſagen es, und wenn es nur das ſtumme Vieh iſt,“ wiederholte Kaſpar. „Auch dem darf man nicht zu viel aufladen. Aber meine kleine Dirn — ſie kann jetzt nicht noch mehr tragen. Sie kann es nicht vorne und hinten zugleich haben. Sie kann nicht! — — Und es iſt auch keine Gerechtigkeit darin, denn ſie iſt nicht ſchuld daran, ſondern ich.“

„Was iſt deine Schuld dabei?“

„An dem Tag, wo ſie geboren wurde und es

ſo ſchlecht ging, da ließ ich mir alle Zeit auf dem Weg zu Liſa — es hatte mich geärgert, daß ich ſchon zweimal vergeblich gegangen war. Daran dachte ich immerfort auf dem Weg — ſonſt an nichts."

„Nun, es iſt doch nicht gewiß, ob du trotzdem zeitig genug nach Hauſe gekommen wäreſt, Kaſpar — aber es iſt gut, wenn man mit ſich ſelbſt zu Gericht geht, auch für die eigenliebigen Gedanken."

„Ich habe es früher nicht ſo eingeſehen — nicht einmal, wenn ich zur Beichte ging; aber jetzt kann ich den Gedanken gar nicht mehr los werden. Es iſt mir immerfort, als ginge ich da draußen in aller Gemächlichkeit und ſagte zu mir ſelbſt: ‚Lauf dich nur nicht außer Atem — laß deine Pfeife nicht ausgehen — denn es wird natürlich auch diesmal wieder nichts daraus' — und daheim, da liegt indeſſen die Bethi in den Wehen, aber es rührt mich nicht ein bißchen, wenn ich daran denke. Es wird ſchlimmer und ſchlimmer bei ihr, und ſchließlich kommt das kleine Ding ..... Mir iſt es, als ſähe ich es deutlich vor mir, wie es mit ſeinen blauen Augen fragt: ‚Iſt denn niemand da, der mich in Empfang nehmen will? Habe ich denn gar keinen Vater?' — Nein, es hatte keinen Vater. Denn während es auf dem harten Boden lag, war er draußen auf dem Wege und ſtopfte ſeine Pfeife! Und das ganze Übel ſtammt ja von damals her.

Aber die kleine Dirn ſollte nun doch nicht dafür leiden müſſen! — Es iſt mir ganz einerlei, was drauf geht“ — er gab dem Geld einen kleinen Schubs, daß es klirrte — „wenn es ihr doch nur helfen könnte.“

„Ich werde für ſie beten,“ ſagte der Pfarrer, „und in der heiligen Meſſe an ſie denken. Aber du mußt auch beten, Kaſpar.“

„Das habe ich getan. Ich bin bei allen den heiligen Bildern in der Umgegend geweſen.“

„Jawohl, Kaſpar, aber es handelt ſich darum, ſein Herz zu beugen und die Hilfe anzunehmen, wie ſie ſich bietet.“

Kaſpar wanderte heimwärts. Ja, der Pfarrer hatte gut reden, daß man es nehmen müſſe, wie es komme. Es war ja nicht ſeine kleine Dirn. Ach, wenn er doch nur einen finden könnte — und ſo einen mußte es doch unter den vielen Heiligen geben — der für ſeine kleine Dirn das gleiche Mitleid fühlte wie er ſelbſt, und den er anrufen könnte, und der dann gleich verſtünde, daß ſie nicht noch mehr tragen konnte — denn das konnte ſie nicht. Und der dann den Druck von ihrer Bruſt wegnähme und den armen verkrüppelten Rücken gerade machte!

Als Kaſpar am Brunnen vorüberkam, ſah er, daß die alte Marianne ſich mit einer Laſt Reiſig da niedergelaſſen hatte, um auszuruhen.

Ein paar Männer ſtanden daneben und ſchäkerten

mit einer drallen, rotwangigen Magd, die Waſſer holte; aber keines von den dreien gab auf die Alte acht.

„So ſind die Leute in Kortſch,“ dachte Kaſpar. „Da ſtehn die Lümmel und tun ſchön mit der Gretel, und keinem von ihnen fällt es auch nur mit einem Gedanken ein, wie müde der alte abgerackerte Tropf ausſieht! Nein, es iſt wie der Herr Pfarrer ſagt, man könnte meinen, ſie hätten einen Stein in der Bruſt“ — — „Komm, ich will dir dein Bündel heimtragen, Marianne,“ ſagte er plötzlich, indem er ſich zu der Alten hinunterbückte. „Du kannſt ja faſt nicht mehr.“

Jetzt ſahen die Burſchen und das Mädchen nach dieſer Seite, ebenſo erſtaunt wie die Alte ſelbſt darüber, daß Kaſpar Zingler ſich um eines andern Menſchen willen Mühe machte.

Am nächſten Tag beim Kaſtanieneinheimſen ſagte Kaſpar mehrere Male zu Martin: „Laß dir Zeit, Martin, und gönne dir dazwiſchen ein bißchen Ruhe. Nein, nicht ſo viel auf einmal! Wenn wir heute nicht fertig werden, dann iſt ja morgen auch noch ein Tag.“

Aber die ganze Zeit war es ihm, als müſſe er jemand zu der Erkenntnis bringen, daß man es ſo bei den andern machte, und daß ſeiner kleinen Dirn nicht noch mehr auferlegt werden dürfe. Denn ſie konnte nicht — ſie konnte nicht noch mehr tragen.

Die Tage wurden kürzer, die Herbſtſtürme fuhren klagend ums Haus herum, und die gelben Blätter fielen von den Bäumen. Auf den Wieſen um Kortſch her ſteckten die Herbſtzeitloſen ihre blaſſen, wie Seide glänzenden Blätter aus der braunen Erde heraus; ſie ſchwankten im Winde und ſchüttelten ihre Kelche, wie wenn ſie ſich verwunderten, was ſie eigentlich da ſollten, mitten in dieſer rauhen, düſteren Welt, in die ſie gar nicht paßten.

Kaſpars kleine Dirn wurde ſchwächer. Sie huſtete, wie wenn die zarte Bruſt zerſpringen ſollte, und ſie wurde immer magerer, obgleich Kaſpar immer wieder den Doktor holen ließ und aus der Poſt in Schlanders von dem feinen Eſſen für ſie holte, daß Anna ganz feindſelig drein ſah und meinte, das ſei nichts für Chriſtenleute, ſondern für ſolche, wie die Fremden drunten, die ja, wie man wohl wiſſe, halbe Heiden ſeien. —

Weihnachten war da. So ſchöne Sachen hatte man in Kortſch noch nie geſehen, wie das Chriſtuskind Kaſpars bleicher kleiner Dirn über den weißen Schnee brachte. Kaſpars eigene Beine und ſein Geldbeutel fühlten es am beſten — aber die Geſundheit lag nicht zu oberſt auf dem Paket, wie er verſprochen hatte.

So oft die Atemnot oder ein böſer Huſtenanfall ihr die arme Bruſt zerriß, richtete die Kleine ihre

fieberglänzenden blauen Augen auf Kaſpar, und in ihnen las Kaſpar eine ſtumme angſtvolle Frage, die er ebenſo gut verſtand, wie wenn ſie ausgeſprochen worden wäre.

„Doch, auf den Sommer,“ antwortete er ſogleich und nickte ihr mit ſeinem großen Kopf ermunternd zu. „Wenn die Sonne wieder warm ſcheint und die Blumen im Garten hervorſprießen und ſagen: ‚Hier ſind wir!‘ — dann wird mein liebes Dirnlein auch wieder geſund. Dann gleich. Ja, im Sommer, dann wollen wir — —“

Er konnte ihr nicht genug erzählen, was ſie dann alles tun wollten. Ehe es zu warm würde, wollten ſie mit der Poſt nach Meran hinunter zum Ohm Andreas, der dort einen kleinen Handel mit geſchnitzten Holzwaren hatte. Dort gäbe es Häuſer ſo hoch wie die Kirche in Schlanders, und dort trügen alle Frauenzimmer Hüte, und Gärten gäbe es, die ſchöner und größer ſeien als der Kirchhof. Und dann wollten ſie — ja, jedesmal kam etwas Neues dazu. Kaſpar war ſonſt herzlich wenig erfinderiſch, aber nun war es ganz unglaublich — für ihn ſelbſt in allererſter Linie — was er alles ausdenken konnte.

„Zum Sommer wird alles gut,“ ſchloß er immer.

„Auch mein Rücken?“ fragte das kleine Mädchen einmal.

„Ja, auch dein Rücken," ſagte er, und aus ſeiner Stimme klang eine Überzeugung, die nicht zu erſchüttern war. Er glaubte ſchließlich ſelbſt, es ſei weder erlogen noch gemacht, daß er das, was er zu ihr ſagte, auch vollſtändig wahrhaftig glaubte.

Zum Sommer —

Aber der Winter kann lange dauern — auch in Kortſch.

Kaſpar warf ein Scheit Holz ums andere in den Ofen; aber das rote Feuer konnte den bläulichen Schimmer von den dünnen Fingern des kleinen Mädchens nicht verjagen, von dieſen Fingern, die jetzt ſo ruhig in ihrem Schoße lagen; ſie waren zu müde, um ſich mit einer der früheren kunſtfertigen Arbeiten zu beſchäftigen, oder ihre eiskalten Füße zu wärmen, die ſo ſchwer auf den Boden hinabhingen. Es war, als ſammle ſich alles rote Blut, das noch in dem mageren Körper war, auf ihren beiden Wänglein.

Wenn Kaſpar im Zimmer war, kauerte er oft vor dem Stuhl des Kindes nieder und hielt deſſen bloße Füße zwiſchen ſeinen großen, warmen Händen, bis ſie wieder ein Gefühl bekommen hatten. Und wenn ſie ſagte, das tue ihr ſo wohl — was tat es dann, wenn das Eſſen kalt wurde und er ſein Mittagsſchläfchen drangeben mußte!

Jeden Morgen, wenn er Anna half, das Kind anzuziehen und es auf den Korbſtuhl am Fenſter zu tragen, und dabei merkte, wie ſeine kleine Dirn immer mehr zuſammenfiel und ihnen immer kraftloſer zwiſchen den Händen wurde, dachte er: „Wenn ſie nun nicht mehr aufſtehen kann, was dann?“

Ach, der Eine, der Eine, der ſich darum kümmerte, daß ſeiner kleinen Dirn nicht noch mehr aufgeladen werden durfte!

Dies war ein langer Winter, auch in Kortſch. Aber endlich begann der Schnee ſeine weiße Schleppe immer höher an den Berglehnen hinaufzuziehen; überall im Tale rieſelte das friſche Leben als luſtige helle Quellen hervor; man atmete leichter, weil man wußte, daß ſie die erſten Vorläufer der guten Zeit waren, der erſte handgreifliche Beweis, daß das „zum Sommer“ nun verwirklicht werden könnte.

Die Kinderſchar des Dorfes ſtürmte aus den engen Stuben heraus und tummelte ſich in der Frühlingsſonne. Der friſche Klang von Spiel und Leben ſchallte zu Kaſpars kleinem Mädchen herein.

„Nein, wie geſund ſie ſein müſſen!“ ſagte ſie mit großen überraſchten Augen.

An einem der letzten Tage des März, als Kaſpar den Doktor zur Tür hinausbegleitete und nach ſeiner Gewohnheit mit etwas feuchten Händen und einem

unſicher fragenden Lächeln draußen ſtehen blieb, ſagte der Doktor: „Ja, jetzt treibt ſie es nicht mehr lange. Wenn die Bäume die Blätter verlieren oder bekommen, dann nimmt es ſolche Kranke — das Frühjahr wird ſie wohl nicht überleben.“

Kaſpar ſtand ganz ſtumm da, aber ſeine Stirne legte ſich in tiefe Falten, wie wenn dieſe einfachen Worte nicht zu ergründen wären.

Dann ſagte er mit ſonderbar fremder Stimme und einem harten Lachen: „Nun, ſterben kann ſie wenigſtens nicht, ſie hat ja noch nie ordentlich zu leben angefangen.“

„Ja, es gibt freilich viele, die es nicht ſo weit bringen,“ entgegnete der Arzt. „Ich weiß nächſtens nicht mehr, ob man leider oder deſto beſſer ſagen ſoll.“

Kaſpar blieb mit gerunzelter Stirne und geballten Fäuſten unter der Tür ſtehen und ſtarrte dem Arzte nach. „Deſto beſſer!“

O ja, warum auch nicht. Er hatte ja keine kleine Dirn, der Doktor — nur die beiden langen Taugenichtſe von Söhnen, die er vielleicht nicht einmal los werden könnte, wenn er es noch ſo ſehr wünſchte — weil, nun weil Unkraut nicht verdirbt.

Der Doktor wußte nichts davon, wie das war, wenn man eine kleine Dirn hatte, die in ihrer ganzen Kindheit nie einen geſunden Körper und niemals einen einzigen ſo recht vergnügten Tag gehabt hatte.

Die gleichſam immer in der Strafecke geſeſſen hatte, von allem ausgeſchloſſen — und die nun nicht einmal weiterleben ſollte! Die nicht einmal in ihrem armen Winkel ſitzen bleiben durfte und das bißchen Sonne genießen, das vielleicht da hineinſcheinen mochte.

Hatte nicht dieſer Doktor ganz ruhig dageſtanden und das Todesurteil über ſie ausgeſprochen: Ja, der hatte auch recht viel von einem ſteinernen Herzen in ſich!

Von ihrer Geburt an, ja vom erſten Tage an war ihr nur immer und immer noch mehr aufgeladen worden — mehr als ſie tragen konnte, mehr als Verſtand und Menſchlichkeit begreifen konnten — und das ſollte nun noch nicht genug ſein, nun ſollte ſie auch noch ſterben.

Sterben — ſterben! — Nein, nein, das war unmöglich! — Warum würde denn dann der Sommer kommen? Womit ſollten ſich dann ſeine Gedanken beſchäftigen — wofür ſich abmühen — wofür leben? Warum ſollte denn dann die Sonne morgens aufgehen? Dann ſtand ja alles ſtill. — Es hatte allerdings eine Zeit gegeben, wo die kleine Dirn nicht dageweſen war, aber dieſe Zeit konnte er ſich jetzt gar nicht mehr vorſtellen. Das ganze Haus mit ſeinem Garten und Stall, mit Ochſen und Kühen und mit dem heiligen Antonius über

der Türe, ganz Kortſch, alle Berge ringsumher, und Meran drunten — alles war ja nur für ſie da! War ſie nicht mehr da, dann hatte alles keinen Zweck mehr. Dann konnten alle Leute in Kortſch hingehen und ſich begraben laſſen — dann war gar nichts mehr da. Es kam ihm geradezu lächerlich vor, ſich das nur auszudenken — ganz unmöglich war es!

Sterben — ſterben ... Ach nein, nein, nein! So ein kleines Ding, dem es immer nur ſchlecht gegangen war — das durfte nicht auch noch ſterben! Das wäre zu viel von ihr verlangt! Sie war ja nur ein kleines, gequältes, verſchüchtertes Kind. Sie konnte — konnte nicht noch mehr tragen!

Nein — aber wer kümmerte ſich darum, daß ſie es nicht konnte!

Wie Verzweiflung überkam es ihn, daß er den einen, der ſich über ſie erbarmen würde, nicht finden konnte, oder — ihn nicht mit Namen nennen konnte, damit er ihm das Herz rühre!

Aber am Ende war er ſelbſt ſchuld, er konnte vielleicht nicht richtig beten. Das, was in ſeinem Herzen ſo laut um Hilfe für ſeine kleine Dirn ſchrie, konnte er nicht ausſprechen.

Wenn er bei einer Kapelle oder bei einem Wegkreuz anhielt, wenn er am Abend vor ſeinem Bette niederkniete, ſagte er vor jedem Vaterunſer und vor

jedem engliſchen Gruß „Für meine kleine Dirn“. Denn alle ſeine Gebete ſollten für ſie ſein! Und wie oft hatte er in der Kirche eine heilige Meſſe für ſie leſen laſſen!

Aber es hatte nicht geholfen. Und es war ihm auch noch nicht genug — denn dieſe Worte über ſie waren gar nicht ſo recht herzbewegend.

Wenn er an dem rechten Ort ein rechtes Gebet für ſie ſprechen könnte — das müßte helfen können! Ein Gebet, das in guten, klaren, verſtändigen Worten darſtellte, wie es war, ſo daß es jedermann einſehen müßte — es gerade ſo aufnähme, wie es bei jedem Schlag ſeines Herzens ſtöhnte: „Meine kleine Dirn, ſie darf nicht ſterben!“

Eines Abends, als Kaſpar in Schlanders neben dem Gaſthof zur Poſt ſtand und mit dem Poſtillon Peter Reinſtadler ſprach, ſagte dieſer ganz zufällig, ſeine Mutter in Bozen ſei todkrank geweſen, aber ſein Bruder ſei für ſie den Calvarienberg hinaufgewallfahrtet und habe bei jeder von den Leidensſtationen dort gebetet, und nun ſei die Mutter wieder ſo geſund wie der Fiſch im Waſſer.

„Da ſieht man's,“ ſagte Kaſpar. „Da ſieht man's.“

Als er abends mit Anna und der kleinen Kranken in der Stube ſaß, ſagte er, er wolle morgen in aller Frühe mit der Poſt nach Meran, um zu ſehen,

wie der Ohm Andreas in ſeinem neuen Haus eingerichtet ſei. „Ob wir bei ihm übernachten können, wenn wir nun bald hinunterreiſen.“

Aber nachdem das Kind zu Bett gebracht war, fügte er hinzu: „Ich will zugleich auch nach Bozen, um die Mutter des Reinſtadlers zu beſuchen, die todkrank geweſen, jetzt aber wieder ſo geſund ſei, daß man ſich nicht genug verwundern könne. Ja, man müſſe ſich baß verwundern! Und mit der Eiſenbahn ſei es allem nach nur noch eine Stunde weiter.“

Wie ein wenig verletzt erwiderte Anna: „Das nächſtemal fährſt du wohl gleich bis Hamburg?“

Von Hamburg hatte ſie reden hören — denn des Poſtmeiſters Martha war ja im vorigen Jahre mit einer reichen Familie hingezogen — und nun bedeutete Hamburg für ſie einen ganz verkehrten Ort — ohne Berge, wo die Welt aufhörte.

Wenn man überhaupt das gottloſe Beförderungsmittel, das ſie nie geſehen hatte, benützen wollte, warum nicht gleich bis ans Ende der Welt?

Am nächſten Tag ging Kaſpar Zingler den breiten Kreuzweg zum Calvarienberg hinauf. Es war ihm, als trage er ſeine kleine Dirn auf den Armen. Er wollte ſie vor jeder der kleinen Kapellen niederlegen, und nach jedem der vorgeſchriebenen Gebete für ſo einen Kreuzgang wollte er dann für ſie beten. Allen ihren Jammer und ihre Not mit

Worten darſtellen, die einen Stein erweichen würden — die helfen können mußten.

Sein ganzes Herz war zum Überlaufen voll von dem, was er für ſie ſagen wollte, heute mußte es heraus!

Er kannte ja die Leidensſtationen von daheim — von der Kirche und von verſchiedenen anderen Orten her. Er kannte ſie auswendig, alle vierzehn, ohne daß er ſich erinnern konnte, wann er ſie gelernt hatte. Aber es iſt merkwürdig, wie längſt bekannte Dinge einem oft ganz neu werden!

Hier konnte es daher kommen, weil die ganze Umgebung ihm fremd war und deshalb alles ſo ganz anders ausſah, oder weil die Figuren in den kleinen Kapellen nicht die ihm wohlbekannten waren, ſondern in Lebensgröße freiſtehende Figuren, die man faſt für lebendig hätte halten können. Er mußte ſie jedenfalls immer wieder ſo recht genau anſehen. Und dabei kamen ihm allerlei Gedanken; das war bei den Leidensſtationen daheim nie der Fall.

Hier wurde das Ganze ſo handgreiflich, beinahe wie wenn es jetzt gerade geſchähe. Gleich bei der erſten Station fiel ihm das auf: die Verurteilung zum Tode.

Kaſpar bekreuzte ſich und betete wie ſonſt auch. „Bei dieſem ungerechten Urteilsſpruch, den ich ſo oft mit meinen Sünden unterſchrieben habe —“

Aber nachdem er fertig war, blieb er ganz ſtumm ſtehen. Alles das, was er von ſeiner kleinen Dirn hatte ſagen wollen, war ihm vollſtändig entſchwunden.

Es ging ihm, wie es ſo oft geht, wenn man ſich zurechtgelegt hat, was man zu einem andern ſagen will — der andere fängt an zu ſprechen, und dadurch wird einem das ganze Konzept verrückt.

Kaſpar konnte kein Wort herausbringen; aber in ſeinem Herzen, da erhoben ſich laute Stimmen, auf die er immerfort hören mußte . . .

„Sieh, hier iſt das Todesurteil ausgeſprochen worden und man kann ſich ja denken, wie ſo ein Todesurteil tönt: durch Mark und Bein geht es; ſelbſt von einem Donnerſchlag oder einem Erdbeben würde man nichts merken — denn ein Todesurteil tönt viel ſchrecklicher als Donner und Erdbeben.“ Nein, bei dieſer Station konnte nichts anderes vernommen werden.

Und ſehet, wie ſie ſchon vorher mit ihm umgegangen waren, gebunden und fortgeſchleppt hatten ſie ihn, geſchlagen, verhöhnt und ihn angeſpien — ſie deuteten ja jetzt noch mit den Fingern auf ihn — ihm die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt, ihn gepeitſcht, daß der Rücken ganz wund war. Und viel beſſer hatte er es ja auch von ſeiner Geburt an nicht gehabt; ſo heimatlos war er geweſen, daß er kein Bett, keine Wiege hatte wie andere Kinder,

ſondern in einem Stall zur Welt kommen mußte, und dann war ihm auch obendrein gleich nachher nach dem Leben getrachtet worden.

Aber nun war das alles noch nicht genug, nun ſollte er auch noch ſterben.

Ganz ruhig ſaß Pontius Pilatus da und ſprach das Todesurteil aus. Das Todesurteil — nein, hier konnte Kaſpar nichts anderes vorbringen, von nichts anderem reden. Er mußte warten bis zur nächſten Station.

Bei der nächſten Station, wo ſie ihm das Kreuz aufluden, erklangen die Stimmen in Kaſpars Herzen ſogleich wieder. „Auf den wunden Rücken legten ſie ihm das Kreuz, auf ſeinen armen, ſchmerzenden, wunden Rücken luden ſie es ihm!“

Kaſpar hatte es ſich früher nie ſo recht klar gemacht, wie jeder Schritt, jede Bewegung ihm weh hatte tun müſſen, ihn wie Feuer gebrannt haben mußte. —

Kaſpar ſtöhnte, und er konnte ſich kaum entſchließen, zur dritten Station weiterzugehen. Denn das war ja die, wo er zuſammenbrach — ja da ſank er unter der Laſt des ſchweren Kreuzes zu Boden, und das harte Holz fiel ihm auf den wunden Rücken.

Und was ſagte er, Kaſpar, denn ſelbſt? Was waren das für Worte, die er ſchon ſo oft heruntergehaſpelt

hatte — die ihm aber jetzt durch die Gedanken zuckten: „Die ſchwere Laſt meiner Sünden haben dich zu Boden gedrückt.“

Kaſpar ſchauderte.

„Er kann nicht mehr, er kann nicht mehr!“ ertönte es ganz laut in ſeinem Herzen. „Aber er muß noch mehr erdulden.“

Er ſchaute den Berg hinauf .... Ja, noch mehr, noch mehr! Noch elf Leidensſtationen, bis ſie ihn ums Leben gebracht hatten, alle die ſteinernen Herzen. Jawohl, denn auch an anderen Orten als in Kortſch gab es ſteinerne Herzen, und ſogar noch härtere. An denen hatte er ſich geſtoßen und immer wieder geſtoßen, bis ſie ihn zerſchmettert hatten — und man ihn bei der letzten Station ſchließlich in das Felſengrab legte.

Kaſpar betete alle die für dieſen Kreuzweg vorgeſchriebenen Gebete, während er langſam den Hügel hinaufwanderte — von Kapelle zu Kapelle — und dann betete er auch noch den Schmerzensvollen Roſenkranz. Und immer ertönten in ſeinem Herzen Worte, auf die er lauſchen mußte. Aber über ſeine Lippen drang nicht eine einzige Silbe von dem, warum er hergereiſt war.

„Nein,“ dachte er, als er wieder unten am Hügel angekommen war, „hier kann man nichts von ſeinem eigenen Anliegen vorbringen; es wird da viel zu

viel zu einem ſelbſt geſagt. Das muß wo anders geſchehen."

Als er aber wieder daheim war, dachte er doch, er habe ſich recht ſonderbar benommen. Und er verſtand nicht mehr, wie es zugegangen war, daß er alle die vielen Worte von ſeiner kleinen Dirn nicht herausgebracht hatte. Da hätte er ſich ja die ganze teure Reiſe ſparen können.

Aber er hatte doch gar viele Gedanken von dort mit heimgebracht. Dieſe wogten nun durch ſeine Seele. Und Joſeph von Arimathia in der letzten Kapelle hatte, den Turban abgerechnet, leibhaftig wie ſein verſtorbener Vater ausgeſehen. Der alte Benedikt Zingler hatte manches gewichtige Wort zu ſagen gewußt; aber Kaſpar war träge geweſen und hatte nicht ſo darauf gehört, wie er hätte ſollen. Doch erinnerte er ſich jetzt, daß ſein Vater geſagt hatte: „Es kommt uns manchmal verwunderlich vor, daß wir unſere Krankheit und Not nicht los werden können. Aber es iſt wohl ſo, daß auf der Welt ebenſoviel Böſes erduldet werden muß, als Böſes getan wird, damit das Gleichgewicht hergeſtellt werde. Deshalb kann man ſeine Plagen nicht immer ſo leicht los werden — ſie können nicht ohne weiteres davonfliegen — wenn ſie nun einmal da ſein müſſen. Und unter dem großen Wegkreuz auf der Straße nach Laas ſteht ja auch geſchrieben:

‚Er nahm auf ſich unſere Krankheit und trug unſere Schmerzen.‘ Selbſt der Heiland konnte ſie nicht nur ſo davonjagen — wie wir uns wohl einbilden, wenn wir hören, wie er einſt die Krankheiten geheilt hat.“

Jetzt gaben dieſe Worte Kaſpar zu denken. Wenn die Krankheit ſeiner kleinen Dirn nicht nur ſo weggeblaſen werden konnte, ſo kam das vielleicht daher, daß ſie ein Teil von dem beſtimmten Maß des Schweren war, das auf dieſer Erde ertragen werden mußte, um das Gleichgewicht herzuſtellen.

Jawohl, aber dann war da immer noch die merkwürdige Verteilung. Daß es Krankheit auf Erden geben mußte, das war verſtändlich, ſo wie die Menſchen nun einmal waren — aber warum mußten gerade die am meiſten Böſes erdulden, die am wenigſten Böſes getan hatten? Warum mußte gerade ſie ſo krank ſein? Warum gerade ſie ſterben und nicht lieber eins von den andern?

Es gab ja außer ihr noch genug Kinder in Kortſch. Fröhliche Kinder, geſunde Kinder, unartige Kinder, denen nie ein Glied weh tat, die herumtollten und ſpielten, daß es des Guten faſt zu viel war, die ſchrien, daß man ſein eigenes Wort nicht mehr verſtand, wenn man vors Haus hinaustrat, und ſich überdies immer miteinander ſtritten. Eines weniger — das wäre kein Schade.

Er wollte ihnen auch nicht das kleinſte Bißchen

von all ihrer ſtrotzenden Geſundheit mißgönnen, die ſie gehabt hatten; aber dann könnte auch wohl eines von ihnen hingehen und ſterben.

Der Gedanke daran war gar nicht ſo ſchwer zu ertragen, und es erſchien auch lange nicht ſo ungerecht, als wenn ſo ein armes Tröpfchen, das es nie gut gehabt und das niemals jemand ein Leid zugefügt hatte, dran glauben mußte.

So oft Kaſpars Auge auf das eine oder andere der Kinder fiel, ſtieg dieſer Gedanke jetzt in ihm auf. Es könnte wohl eines von dieſen ſein. Er wollte es nicht denken — aber er tat es ganz unwillkürlich.

Da war nun der Chriſtoffer — der kleine, runde Dickſack, der ſo ganz zur Unzeit bei Martin Hutters angekommen war — als Nummer zehn — als alle die andern ſchon groß waren. Die Schweſtern waren es herzlich überdrüſſig, ihn herumzuſchleppen oder auf ihn aufzupaſſen und ihn mitzunehmen. Sie liefen ihm davon, und er watſchelte immer, aus vollem Halſe brüllend, hinter ihnen her.

So einer — der nur eine Laſt iſt! Kopfſchüttelnd blieb Kaſpar eines Tages bei dem Jungen ſtehen.

Dann nahm er ihn plötzlich auf den Arm. „Sollen wir probieren, ob wir ſie einholen können, die langen Mädchen?“ ſagte er. „Und ein anderesmal dürfen ſie nicht ſo vorauslaufen.“

Das Kind hatte ſein Schreien jählings aufgegeben, und auf Kaſpars Arm ſitzend, ſtarrte es ihm ſprachlos ins Geſicht.

„Es iſt ſchade, daß ihr nicht auf euren Stofferl warten könnt," ſagte er zu den Schweſtern. „Er meint, ihr wollet ihm davonlaufen, und er ſtolpert über ſeine eigenen Beine, wenn er euch einholen will."

Als Kaſpar weiterging und das Gewicht des warmen Kinderkörpers gleichſam noch auf dem Arm fühlte, dachte er: „Nein, Stofferl ſoll es nicht ſein. So ein kleiner Dickſack, der ſo treuherzig und hilflos hinterherwatſchelt." Nein, aber es gab noch andere genug.

Da waren zum Beiſpiel die vielen dünnarmigen, kleinen Mädchen der großen Walpurga, die ſich ſo abſchinden und ſo ſchwer tragen mußten. Man mußte ſich nur wundern, daß ihnen die Arme nicht länger als bis an die Knie hinuntergingen, und die immer die Klagen ihrer Mutter über die vielen Mägen, die ſatt werden wollten, mitanhören mußten.

Eines von dieſen Kindern hielt eines Tages vor Kaſpars Haus an, ſtellte ihren großen Milchtopf auf die Bank ab und wiſchte ſich mit dem Arm den Schweiß vom Geſicht, das einen etwas bekümmerten Altweiberausdruck hatte.

Kaſpar betrachtete ſie durchs Fenſter — dann ging er hinaus.

„Iſt dein Topf ſchwer?“ fragte er, indem er auf den Milchtopf deutete.

Das Kind legte beide Hände über dem Schürzenleibchen zuſammen und war ganz bereit zu einem kleinen Schwatz.

„Er iſt hauptſächlich unhandlich,“ ſagte ſie, „ſo glatt. Man darf kaum atmen, ſolange man ihn trägt, ſonſt ſchwankt er.“

„Warum habt ihr keinen Milcheimer?“ fragte Kaſpar. „In Schlanders kann man ſie kaufen.“

„Freilich, aber wir haben kein Geld zum kaufen,“ ſagte ſie zungenfertig. „Nein, wir müſſen unſere Milch in einem Topf holen — bis einem von uns ein Unglück paſſiert und er zerbricht.“

Kaſpar griff in die Taſche. „Da haſt du fünfzig Heller zu einem Milcheimer, Reſi,“ ſagte er.

Das Kind küßte ihm die ſonnverbrannte Hand. „Viel ſchönen Dank, Kaſpar Zingler. Ich will auch nicht vergeſſen, für dein krankes Mädchen zu beten.“

Kaſpar ſah ihr nach, bis ſie in Walpurgas Haus verſchwand. Nein, den kleinen dünnarmigen, fleißigen Mädchen, die das bißchen guten Willen gleich wieder vergelten wollten, konnte man wirklich nur Gutes wünſchen. Nein, er durfte doch kein anderes Kind ſuchen, das anſtatt ſeiner kleinen Dirn krank werden und ſterben ſollte, dem die ganze Laſt, die ſie trug, aufgeladen werden ſollte. —

Schließlich dachte er, wie ſehr auch die Kinder lärmten und ſchrien, ſo ſei doch nicht eines darunter — nicht einmal einer von den größten nichtsnutzigen Bengeln in Kortſch — das er entbehren möchte; nicht eines von ihnen möchte er ſich kalt und ſtill und tot denken.

An einem Morgen im April, als Kaſpar und Anna der Kleinen beim Aufſtehen helfen wollten, ſagte ſie: „Ich kann nicht," und ihre Augen, die mit jedem Tag größer wurden, während das Geſichtchen immer kleiner wurde — wie wenn die Augen es förmlich verſchlängen — richteten ſich angſtvoll fragend auf Kaſpar.

Und ehe er ſich klar gemacht hatte, was er antworten ſollte, hörte er ſich ſagen: „Nein, denn wir ſind heute ein wenig müde. Das hat nichts zu bedeuten. Es iſt viel beſſer, wir ruhen uns einen oder zwei Tage aus, daß wir die Müdigkeit überwinden und dann wieder ganz vergnügt am Fenſter ſitzen können, oder vielleicht ſogar ein wenig im Sonnenſchein draußen."

Er ſagte immer „wir", wenn er mit ihr ſprach. Es klang ganz natürlich; er war ja bei allem dabei.

Einen, zwei, und noch viele Tage dazu lag das Kind nun ganz zu Bett. Aber die Müdigkeit nahm nicht ab, ſie nahm zu. Der Huſten zerriß die kleine

Bruſt mehr als je, und der arme ausgewachſene Rücken tat ihr bitter weh; er konnte jetzt nur mit großer Mühe vor dem Wundwerden bewahrt werden, da ſie immer ſo ſchwer darauf liegen mußte. Ja, an ein paar Stellen ging die Haut ſchon ab, — daß es eine Qual für das Kind war, wenn Kaſpar ihm den Rücken nach Angabe des Arztes wuſch und ein Salbenpflaſter auflegte. Er fürchtete, Anna würde nicht ſanft genug zugreifen — ſeine eigenen großen groben Finger waren ſo behutſam, wenn ſie die Kranke berührten; aber dieſe jammerte doch dabei. „Ja, ein wunder Rücken," dachte er, „und das hier iſt doch nur eine einzige kleine Stelle."

Eines Tages fühlte er den Drang, ihr zu erzählen, wie ein heiliger, wunder Rücken das große Kreuz hatte tragen müſſen — —

Aber dann fügte er hinzu: „Siehſt du, bei dir hat es keine Not. Es muß immer erſt ganz ſchlimm werden, ehe es ganz gut werden kann. Jetzt wird auch dein Rücken ſchlimm, und das tut weh; aber wenn wir ihn mit den Umſchlägen recht gut pflegen, dann wird nicht allein die Haut wieder heil — ſondern er wird zugleich auch gerade, wir werden ſchon ſehen."

Wo immer er in der Stube ging und ſtand, folgten ihm die Augen ſeiner kleinen Dirn, und die angſtvolle Frage, die in ihnen lag, wurde ihm mit

jedem Tag unerträglicher; und doch hatte er immer einen Troſt bei der Hand, mit dem er ſie beruhigte.

Oftmals, wenn er am Morgen erwachte, oder bei ihrem Stöhnen in der Nacht auffuhr, überfiel es ihn wie eine Todesangſt, daß ihm der kalte Schweiß auf die Stirne trat: „Was nun? Was nun — und was ſoll ich ihr ſagen, daß ſie glauben kann, es ſtehe nicht ſo ſchlimm?“ Aber im nächſten Augenblick hörte er ſich ſchon eine aufmunternde Erklärung für jede Verſchlimmerung ihres Zuſtandes geben.

Ihn ſelbſt aber ließ die Angſt nicht los; wie mit eiſerner Hand hielt ſie ihn feſt. „Wenn das Schlimmſte kommt, und ſie es fühlt — was dann, ach lieber Gott im Himmel, was dann?“

Eines Tages ſtand Anna vor dem Haus und unterhielt ſich mit der großen Walpurga.

„Ja, wie Kaſpar dem Mädchen doch immer wieder etwas vorreden kann, und es gelingt ihm wirklich, ihr eine Lüge um die andere über ihren Zuſtand vorzuſchwindeln. Aber nun muß ſie die Wahrheit doch bald erfahren.“

„Was willſt du damit ſagen?“ fragte Kaſpar, der herzugetreten war. „Welche Wahrheit?“

„Die, daß es nicht mehr lange dauern wird, natürlich, das ſieht ja jedes.“

Aber da ließ Kaſpar ſeine Hand ſchwer auf den Tiſch vor dem Haus fallen, ſo daß beide Weiber

erſchrocken zuſammenfuhren, und er rief: „Nein, das iſt nicht wahr! Alles, was ich zu meiner kleinen Dirn ſage, das iſt wahr, ja gerade, das iſt wahr. Ich will mich dafür verbürgen — ja, das will ich.“

Denn jetzt wußte er es — wie ein Blitz war es in ihn hineingefahren: er, er ſelbſt mußte ſterben.

Alles das Böſe, was ſie von ihrer Geburt an hatte erdulden müſſen, hatte ja er verſchuldet. Er hatte es ſchon lange gewußt — und doch war es ihm bisher nicht eingefallen, daß er nun auch dafür büßen könnte.

War er nicht hier umhergegangen und hatte bald das eine, bald das andere von den unſchuldigen Kindern in Kortſch angeſehen und gedacht, dieſes oder jenes könnte wohl krank werden und ſterben. Und dann war doch nur ein einziger da, der es konnte, nein, der es mußte.

Jetzt war es ihm nicht mehr verwunderlich, daß ſeine Gebete nichts genützt hatten, daß es ganz einerlei geweſen war, ob er ſich an den heiligen Aloiſius, oder an den heiligen Joſeph, oder an Unſere liebe Frau vom Berge oder an Unſere liebe Frau vom Fluſſe und an alle die Leidensſtationen in Bozen gewandt hatte, da er ſich doch immer gleich feig verkroch, tat, als ob er nichts auf dem Gewiſſen hätte, und verlangte, daß das Böſe, das er verſchuldet hatte, nur einfach davonfliegen ſolle

— ſo wie es für ihn ſelbſt am leichteſten und bequemſten geweſen wäre. Nicht ein einzigesmal hatte er ſich dargeboten und ehrlich und redlich geſagt, wie ſich die Sache verhielt: „Es iſt alles meine Schuld, ſo laß auch mich dafür ſterben!“

Denn — ſelbſt wenn es ihn bedünken wollte, daß es doch eine recht harte Strafe wäre, nur weil er ſich an jenem Tag, wo er die Hebamme holen ſollte, unterwegs Zeit gelaſſen hatte — fühlte er doch in ſeinem Herzen, daß dies Verſehen nicht das Schlimmſte geweſen war. Nein, das Schlimmſte war, daß jenesmal gar nicht ein einzelnesmal geweſen war. Gerade ſo, wie er an jenem Tag langſam den Weg unter die Füße genommen hatte und über die Mühe brummte und nur an ſich ſelbſt dachte — gerade ſo war er damals immer geweſen, er hatte nie auf irgend einen andern Menſchen Rückſicht genommen.

Wie deutlich wurde es ihm, wenn er darüber nachdachte. Alle die Jahre, wo Anna von ihrer Jugend an bei ihm geweſen war, hatte er ihr nie ein Wort des Dankes für alle ihre Mühe gegönnt. Und wenn ſie ſelbſt auch nicht ſehr freundlich war und ihr Auskommen bei ihm hatte, ſo wußte er doch, daß ein wenig Anerkennung dem Menſchen bis ins innerſte Herz wohltut. Dann wäre ſie vielleicht auch weniger verdroſſen geweſen.

Dann kam Bethi. Sie hatte ſich auch treulich für ihn abgearbeitet, ſelbſt als die Kleine unterwegs war und ihr alles ſo ſchwer fiel. Und ihm war es nie eingefallen, ſie zu ſchonen, oder ihr deshalb da und dort etwas abzunehmen. Nein, hören hatte er es ſie laſſen, und überdies mit böſen Worten; und er war doch ebenſo ſchuld daran geweſen wie ſie.

Arme Bethi! Dieſe Geburt hatte ſie nie verwunden. Sie kränkelte und ſiechte noch ein paar Jahre hin, bis ſie an den Folgen erlag. Und nie, auch nicht ein einzigesmal hatte ſie zu ihm geſagt: „Warum biſt du auch an jenem Tage ſo lange fortgeblieben?“ Nein, wenn er die Schuld für des Kindes verkrüppelten Rücken auf ſie zu ſchieben geſucht hatte, dann hatte ſie ſogar zugeſtimmt.

Und als es abwärts mit ihr ging, wie hatte er damals bei Anna und dem Stiefvater, wenn ſie nach ihr ſahen, den Kopf geſchüttelt und geſagt: „Nein, diesmal wird's nicht wieder beſſer — ſie reißt ſich nicht durch. Ihr werdet ſehen, es dauert nicht mehr lange.“

Hatte er nicht da am Bett ſeiner Frau geſtanden und ganz ſeelenruhig das Todesurteil ausgeſprochen, daß ſie es hören mußte, ohne daß er daran dachte, wie ihr das durch Mark und Bein gehen müßte.

Und ebenſo geduldig und fügſam war ſie bis

zuletzt geweſen. Mit den geduldigen Augen, die ſo ſonderbar ja zu allem ſagten, was ihr nun einmal auferlegt wurde.

Arme Bethi! Hätte er ſie lieber damals in Ruhe gelaſſen, als Anna durchaus zum Vetter Hans ziehen wollte. Es wäre beſſer für ſie geweſen, wenn ſie daheim geblieben wäre, ſelbſt wenn ſie nur das Stiefkind war, als in ſeine Hände zu fallen! —

Ja, wenn er ſo gegen die Seinigen daheim war, dann konnte er ſich doch nicht verwundern, daß er Jahr um Jahr unter den Nachbarn und Bekannten und allen den andern Dorfbewohnern umhergegangen war und ſich nicht das geringſte um deren Angelegenheiten gekümmert, ſondern nur immer geſagt hatte, jeder ſolle vor ſeiner eigenen Tür kehren. Er ſah ja jetzt wohl, wie ungeheuer überraſcht ſie waren, wenn er nur einmal einem Kind übers Haar ſtrich, oder dem einen oder andern eine kleine Gefälligkeit erwies. Dieſes Erſtaunen ſagte mehr als viele Worte. Das zeigte am beſten, was für einen Leumund Kaſpar Zingler in Kortſch hatte.

Noch lange, nachdem die beiden Frauen hineingegangen waren, wanderte er vor ſeinem Hauſe auf und ab, während die Dämmerung ſich über die Wieſen im Tal herabſenkte und alles ſich verſchleierte und wie in ein Spitzengewebe von grauen weichen Schatten gehüllt wurde.

Aber in ſeinem Innern wurde alles ſo deutlich, ſo recht klar. Es war, wie wenn man mit einer Laterne plötzlich in einen dunklen Winkel leuchtet. Er hätte nie geglaubt, daß man ſich ſelbſt ſo deutlich vor ſich ſehen könnte. Er betete ja wohl jedesmal, wenn er zur Beichte ging, Gott möge ihn ſeine Fehler ebenſo deutlich erkennen laſſen, wie er ſie am jüngſten Gericht erkennen müſſe, aber er dachte nicht darüber nach, ob dies auch wirklich geſchah.

Jetzt aber war es, als ob die Todesangſt um ſeine kleine Dirn das jüngſte Gericht herbeigerückt hätte, das ihn nun zwänge, Generalbeichte vor ſich ſelber abzulegen.

Nicht bloß, was er getan, geſagt oder gedacht hatte, drängte ſich herbei und wollte kein Ende nehmen, nein, in ſeiner Erinnerung tauchte etwas auf, nicht Worte, nicht Taten, nicht einmal Gedanken, das aber dahinter geſtanden hatte und noch ſchlimmer war als alles andere. Er konnte nicht anhalten — er mußte ſich hineintaſten, bis da hinein, woher es gekommen war, das Harte, das Verdrießliche und Unfreundliche. — Und auf was ſtieß er dann da drinnen? War es nicht — —

Nein, nein, das konnte er nicht zugeben — nicht einmal vor ſich ſelbſt — daß er umhergehen ſollte mit einem —

Aber — hatte er nicht vielleicht gerade deshalb

gedacht, alle andern trügen ein ſolches in der Bruſt? Ja, ja, an dieſem hatte ſich ſeine eigene kleine Dirn geſtoßen an dem Tag, wo ſie auf die Welt kam. Nicht auf dem harten Stubenboden; ein Boden iſt lange nicht ſo hart, wie ein Menſchenherz ſein kann.

Er wollte es nicht ſo ſehen, aber er mußte. Er konnte ſeine inwendigen Augen nicht verſchließen, wie man das ſonſt wohl tut. Gegen ſeinen Willen mußte er ſehen, was in ihm wohnte. Er mußte — ſein Herz ſehen.

Ach ja, er wollte es ja auch. Denn je länger er es ſah, deſto klarer — ſonnenklar — wurde es ihm, daß er der war, der ſterben mußte, nein, er war nicht ein bißchen zu gut zum Krankwerden und Sterben.

So zuerſt in der Nacht huſten müſſen und dann kurzatmig und müde bei der Arbeit werden — und immer Fieber haben in den trockenen brennenden Händen — — und ſich dann bald zu Bett legen müſſen, während ſie leichter atmen und in den Sonnenſchein hinauskommen könnte, damit ihre Wangen ein wenig Farbe bekämen und ſich rundeten — und ſie ſchließlich an einem Tag ganz geſund wäre — — wenn man ihn hinaustrüge . . .

Wenn ſie nicht mehr krank war, und deshalb auch nicht mehr eigen und wunderlich, wie die andern behaupteten, dann konnte ſie den Vater leichter

entbehren. Und wenn Anna nicht bei ihr bleiben wollte, ſo war ja der Ohm in Meran da, der keine Kinder hatte und deſſen Frau ſo übermäßig kinderlieb war.

Dort würde ſie es gut bekommen — und wenn die Bruſt erſtarkt war, dann würde auch der Rücken gerade — o man würde ſchon ſehen, wie ſie mit den Jahren zu einem aufrechten, großen, ſchönen Mädchen heranwuchs! Da drunten ging ſie dann mit einem Hut auf ihrem ſchönen blonden Haar und ſah ganz prächtig aus.

Und ein fleißiger, braver Mann fand ſich wohl auch mit der Zeit. Und dann bekam ſie vielleicht hellockige Kinderchen mit ganz den blauen Augen und den kleinen runden Löckchen aus ihren erſten Jahren ... Und dieſe Kinder hatten dann ganz gerade Rücken — und ſprangen luſtig und vergnügt umher.

Aber nie waren ſie ſo luſtig und ausgelaſſen vor Freude, als wenn der Großvater von Kortſch zu Beſuch kam. Dann krochen ſie auf ſeinen Schoß — auf jedes Knie eins — drehten ſeine Taſchen um, um zu ſehen, ob er nicht etwas Gutes für ſie darin hätte — zupften ihn am Haar und hielten ſeine Pfeife feſt.

Ach nein, nein — der Großvater, der lag ja ſchon lange auf dem Kirchhof in Schlanders — — —

Kaſpar hielt inne und atmete hart. Es fiel ihm doch recht ſchwer, ſich auch nur das kleinſte auszudenken, Gutes oder Böſes, bei dem er nicht dabei ſein würde.

Aber es ſollte ja ſchwer für ihn ſein, wenn er es ihr wirklich abnehmen wollte.

In der Abenddämmerung ging jemand an ihm vorüber; er grüßte mit dem gewohnten Grüß Gott und erkundigte ſich dann nach der Kranken. Es war Wenglers Sohn. Kaſpar erkannte ihn an der Stimme. „Ja, das Frühjahr muß überwunden ſein,“ antwortete Kaſpar. „Aber,“ fuhr er mit Nachdruck fort, „wenn der Hochſommer kommt, wird ſie ſchon geſund werden. Ja, nach dem ſehnſt du dich wohl auch?“ fügte er noch hinzu. Denn er wußte ja, daß Wenglers Sohn außer in den Monaten, wo die Gemsjagd offen war, kein rechter Menſch war.

„O ja,“ ſagte der junge Mann. „Ich kann es hier unten faſt nicht mehr aushalten, obgleich es noch eine gute Weile bis dahin iſt. Gerade vorhin hat der geiſtliche Herr zu mir geſagt: ‚Laß mich nun ſehen,‘ ſagte er, ‚daß du, wenn dann die Zeit herankommt, nicht bei der Sonntagsmeſſe fehlſt wie im vorigen Jahre.‘ Und ich antwortete: ‚Ja, der Herr Pfarrer hat ganz recht, daß es gottlos ausſieht, wenn man ſo da droben umherſtapft, am

Sonntag ebenſo wie am Werktag. Aber es heißt doch mehr als einmal in der Bibel, daß er auf den Berg ging, um zu beten. Und das iſt ganz ſicher, daß man faſt nirgends ſo beten kann, wie gerade dort oben. Es iſt einem ganz genau ſo, als ob man dem Herrn von Angeſicht zu Angeſicht gegenüberſtünde.' Ja, das habe ich dem Herrn Pfarrer gerade ins Angeſicht geſagt."

Die Schritte des andern verloren ſich in der Dunkelheit, aber Kaſpar ſtand noch auf demſelben Fleck.

Ei ſieh, wie Wenglers Sohn es verſtand, die Sache auszulegen. Ja, der wußte, was er wollte.

Er ging auf den Berg, um zu beten .... Das mußte ſicher der rechte Ort ſein — und es war eigentlich auch ganz begreiflich. Hatte der Pfarrer nicht ſelbſt einmal geſagt: „Da wo die Erde aufhört, fängt für die Chriſten der Himmel an." Nun wußte man freilich, daß man nie bis ans Ende der Welt kommen konnte, weil doch die Erde rund war — aber hinauf konnte man doch ſteigen, und da fand man das Ende. Nach oben hörte die Erde doch auf — droben auf den höchſten Zinnen — und dort fing ja auch der Himmel an.

Wie merkwürdig, daß ihm das nicht früher eingefallen war! Gleich morgen wollte er hinaufſteigen, höher als bis zu der Kortſcher Sennhütte,

wohin er im Sommer ſein Vieh trieb, höher hinauf noch, als er die fremde Dame aus der Poſt damals geſchleppt hatte, die durchaus Edelweiß hatte pflücken wollen — ganz hinauf bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln des Marteller. Und dort wollte er ſein rechtes Gebet ſprechen. Dort konnte er gewiß alle Worte herausbringen, die ihm im Herzen brannten, denn jetzt wollte er ſich ja ſelbſt nicht mehr verkriechen.

Von Angeſicht zu Angeſicht mit dem Herrn! Gerade ſo ſollte es ſein. Zu ihm ſelbſt mußte er wegen ſeiner kleinen Dirn gehen und ihm erklären, wie ihre Krankheit geheilt werden und auf ihn übergehen müſſe, weil er ſie verſchuldet habe. Er wollte es ſchon ſo darſtellen, daß Gott es verſtehen mußte, und er würde nicht aufhören, bis er fühlte, daß er nun erhört ſei, daß es nun ſo werden würde, wie er es haben wollte — denn ſo, wie er wollte, war es recht, das war das einzig richtige.

Am nächſten Mittag kam Kaſpar Zingler hoch droben auf dem Berg über eine ſteile Steinwüſte dahergewandert, wo große Schneewehen lagen, deren weiße Gipfel hoch aufragten.

Vor Sonnenaufgang war er daheim fortgegangen. Da war ſein kleines Mädchen nach einer qualvollen Nacht, während der er unaufhörlich um

ſie beſchäftigt geweſen war, endlich in einen ſchweren Schlaf geſunken. In den letzten Tagen raſſelte und röchelte es ſo ſonderbar in ihrer Bruſt, und ſie konnte faſt keine Luft mehr bekommen. Er ſchob ein Kiſſen ums andere hinter ihren armen wunden Rücken, und ihr Bett ſtand in der großen Stube, wo es am luftigſten war — aber es half alles nichts. Die Tür zu ſeiner Kammer ſtand offen, ſo daß er beim leiſeſten Stöhnen erwachte. Anna, die oben ſchlief, hatte ſich angeboten, abwechſlungsweiſe mit ihm unten zu ſchlafen, damit er doch dazwiſchen eine Nacht ſchlafen könne, aber davon wollte er nichts hören. —

Stunde um Stunde war Kaſpar hinaufgeſtiegen, mit dem bedächtigen, ſicheren Schritt des Bergbewohners — und das Gebet, das er dort droben beten wollte, war ſehr lang geworden, ſo lang, wie vom Tal bis hier herauf.

Zuerſt führte der Weg unter großen Kaſtanienbäumen hin, wo die Steige ſanft und leicht hinaufführten und wo weiße Veilchen im Graſe blühten. Er ſah weder rechts noch links — er war in zu tiefe Gedanken verſunken. Aber wo die Blumen ſtanden, merkte er ſich doch, denn er hatte ja ſeiner kleinen Dirn verſprochen, ihr Frühlingsblumen von der Sennhütte mit heimzubringen. Den Gang nach der Sennhütte hatte er als Vorwand angegeben.

Darnach ging es zwiſchen ſteilen, ſchwarzen

Tannenreihen hin — wo die Berge ſchroff und unzugänglich wurden, wo die Felſen bisweilen in trotziger, unbändiger Wildheit vorſprangen, wo man große hellgelbe Berganemonen zwiſchen den dunklen Tannen leuchten ſah, durch die der Morgenwind mit einem eigenen nachdenklichen Sauſen ſtrich.

Hinauf, hinauf — wo die niedrigen Wacholderbeerſträucher nur mit Mühe zwiſchen den ſcharfen Steinen feſten Fuß faſſen konnten, wo der Schnee erſt ſpät im Jahre ſchmolz, wo kleine frierende, bleiche Krokuſſe ſtanden wie verängſtigte Kinder, umrieſelt von dem glänzenden Waſſer, das von den blauen Eismaſſen des Gletſchers kam.

Hinauf, hinauf, höher, noch höher —

Und immerfort waren ſeine Gedanken damit beſchäftigt, alles zuſammenzuſammeln, was er ſagen wollte, wenn er oben angekommen wäre — oder beſſer geſagt, es herauszugraben; denn es war, als müſſe er gerade da weiter machen, wo er am geſtrigen Abend aufgehört hatte, als müſſe er tiefer und immer tiefer graben, in ſich hinein, um aus dieſer Tiefe das Gebet herauszugraben. Das kam ihm nun ſo überzeugend, ſo eindringlich vor, daß er meinte, jetzt müſſe er erhört werden.

Ja, müſſe erhört werden — wenn es jetzt hier nur nicht ſo ging, wie es ſo oft geht — was man ſich am allermeiſten wünſcht, das kann man nicht

bekommen — weil eine höhere Abſicht dabei war, wenn man es nicht bekam.

Ach nein, welche höhere Abſicht könnte darin liegen, daß ein kleines Mädchen, das nie ſo recht vergnügt geweſen war, ſo viel leiden und nun auch noch ſterben ſollte! Nein, daß es auf ihn überginge, das hätte einen Sinn, und um das wollte er ja auch nur beten.

Hinauf, hinauf ſtieg er — und tiefer, immer tiefer grub er in ſein Herz — um die allerbeſten, die überzeugendſten Worte hervorzuſuchen.

Er grub — nicht nur in die ſchwärzeſte Erde ſeines Herzens, wo ſein Leben ſeine zäheſten Wurzeln hatte, ſondern ganz hinunter in den leeren dunklen Raum dahinter, wo die unnennbare Angſt verborgen ſitzt — bis in die Tiefe ſeines Innern, wo hinunterzuſteigen dem Menſchen graut — wo mancher gar nie geweſen iſt, ehe der Tod ſeine ganze Seele da hinunterzwingt — aber wo er doch die Grundmauer zu ſeinem Gebet aufbauen muß, wenn es in den Himmel reichen ſoll.

De profundis — —

Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir — aus der Tiefe, wo alle Unterſchiede aufgehoben ſind, wo alle, alle in hilfloſer Verlaſſenheit dasſelbe flehen — wo die Seele entweder, von der Hoffnungsloſigkeit der Finſternis erdrückt, überwältigt zuſammenbricht,

oder ſich erhebt und zu dem Schrei aufrafft, der ihr unauslöſchlicher Wille zum Leben iſt — der Schrei nach der Rettung vom Tode.

Als Kaſpar den öden ſteinigen Höhenzug erreichte, der ſich bis zu dem ewigen Schnee der Gipfel hinzog, erhitzt und außer Atem trotz des gleichmäßigen Gangs, ſah er, daß unter ihm alles in Nebel gehüllt war. Der Nebel war nicht beſonders dicht und auch nicht beſonders bemerklich geweſen, als er durch ihn hindurchſtieg, aber jetzt breitete er ſich unter ſeinen Blicken weit aus.

Mühſelig ſchritt er weiter und hielt erſt ganz außen am Bergkamm an, da wo es jäh und unermeßlich tief hinunter geht. Er mußte ſeine Augen einen Augenblick ſchließen, denn er war ganz geblendet. Alles flimmerte ſo weiß um ihn her.

Es war kein Tal mehr zu ſehen — nur eine breite, ſilbergraue Flut zwiſchen den Berggipfeln. Die Erde war ganz verſchwunden. Es war faſt kein Unterſchied mehr zwiſchen oben und unten — überall war es faſt gleich licht, gleich luftig.

Und auf allen Seiten tauchten ſie auf — Schneegipfel um Schneegipfel — in glänzender Reinheit. Kaſpar mußte unwillkürlich an das große alte Bild drunten in der Kirche denken, wo die Erlöſten von der rechten Seite her in langen Reihen und alle in

weißen Gewändern zu dem Throne hinwallten. Es war ihm, wie wenn hier ein Heiliger hinter dem andern, alle in langen weißen Meßgewändern hinwanderte. Ja, man hätte glauben können, jeder bediene ſeinen Altar, und die ganz kleinen Gipfel — wie die Schneeglocken drüben in der Ortlerkette — ſeien die Chorknaben, und hier oben werde eine ſtille große Meſſe gefeiert.

Die Stille, die lautloſe Stille, die war faſt noch das merkwürdigſte, das feierlichſte von allem. Es war, als komme ſie von dem Licht, von all dem Glanz, von dem blendenden Weiß ringsumher. Als Kaſpar vorhin an der Berglehne hinging und unter ſeinen Füßen die Steine raſſelten, hatte er unwillkürlich innegehalten. Es war, als ſtöre jeder Lärm hier oben — als laſſe er gleichſam Flecken auf der leuchtenden Stille, die Licht war, zurück.

Drunten — weit, weit drunten unter den lichten Nebelſchleiern — lag die Welt. Dort krabbelten und krochen die Menſchen herum, da ſtritten ſie ſich und ſchrien durcheinander, verklagten einander und klagten Gott an. Alles dies nahm ſich hier oben höchſt verwunderlich aus.

Hier war alles ruhig geworden — wie wenn es einen daran erinnern wollte, daß man nie etwas hätte ſagen ſollen.

Hier oben, wo er ſich ganz allein mitten bei

der großen ſtillen Meſſe befand, war die Welt verſchwunden, und hier wollte er nun ſein richtiges Gebet ſprechen ... das Gebet, das ſo zwingend ſein mußte, weil er ſeine ganze Herzensangſt hineinlegen würde, das Gebet, das erhört werden mußte, weil er ſein Leben darin hingab ... das Gebet, das ſo lang wurde, wie vom Tal hier herauf ... ſo lang, wie von der dunklen Tiefe eines menſchlichen Herzens bis ans Licht — — —

Kaſpar entblößte den Kopf, kühl und lindernd ſtrich die Luft über ſeine feuchte heiße Stirn hin; er machte das Zeichen des Kreuzes über Geſicht und Bruſt und faltete die Hände.

Lange ſtand er ſo — ſtill und unbeweglich. Dann öffneten ſich ſeine Lippen ganz langſam. Er ſagte: „Gott ....“ und ſtand dann wieder ſtill und regungslos — von Angeſicht zu Angeſicht mit dem Licht, das Stille war, mit der Stille, die Licht war —

Alle die vielen Worte waren plötzlich aus ſeinem Gedächtnis ausgelöſcht; aber in dies eine Wort ergoß er das ganze Flehen ſeines Herzens.

Und dann ſtieg er wieder hinunter ins Tal.

Als Kaſpar gegen Abend wieder heimkam, ſtand Anna unter der Tür und ſchaute nach ihm aus.

„Heilige Mutter Gottes!“ ſagte ſie. „Ich hatte ſchon Angſt, ſie würde mir unter den Händen voll-

ends erlöſchen. Den ganzen Vormittag iſt es ſehr ſchlimm geweſen. Und in einem fort ſagte ſie: ‚Kommt der Vater noch nicht bald?‘ Und dann ſieht ſie mich plötzlich ganz ſtarr an und ſagt: ‚Kannſt du die Sterbegebete ſprechen?‘ ſagte ſie. Der Schrecken fuhr mir in alle Glieder. Aber um Mittag war es auf einmal merkwürdig leichter — ganz wie mit einem Schlag. Und ſeither ſchläft ſie.“

Kaſpar nickte — gerade um Mittag — ja.

„Ich habe Bernhard zum Doktor geſchickt, wie du geſagt hatteſt. Er kam dann auch, und nachdem er ſie angeſehen hatte, ſagte er, wir ſollten ſie nur ruhig liegen laſſen. Ja, das hätte man ſich übrigens ſelbſt ſagen können. Und der geiſtliche Herr iſt auch hier geweſen und hat für ſie gebetet. Da war es auch, wie wenn es ihr ein wenig leichter würde.“

Kaſpar ſaß unbeweglich an dem Bett, während das goldene Abendlicht zum Fenſter hereinfiel, auf das kleine wachsbleiche Geſicht mit den bläulichen Lippen, die von der Fieberhitze mit einer dunklen Kruſte bedeckt waren.

Er ſaß unbeweglich, während die Dämmerung ſich zögernd und wie betrübt hereinſchlich — unbeweglich, während an dem viereckigen Stück Abendhimmel vor jedem der Fenſter allmählich kleine Sterne blinkten. Unaufhörlich, unaufhörlich arbeitete und

raſſelte es in der mageren Bruſt — die ganze zähe Maſſe, die die Kranke nicht mehr heraufbringen konnte — und die ſich nun dichter und dichter drinnen zuſammenzog.

Schlief ſie? — Konnte ſie aus dieſem ſchweren Schlaf noch einmal erwachen? Wäre es nicht viel beſſer, wenn ſie nie wieder die Augen aufſchlagen und um ein Sterbegebet bitten würde?

Jeden Augenblick fiel ſein Kopf ſchwer vornüber und richtete ſich dann mit einem Ruck wieder auf ... Kaſpar war in der vorhergehenden Nacht faſt nicht zu Bett gekommen, und dann der weite Weg auf den Berg hinauf ...

In ſeinem Kopf war alles ganz verwirrt. Plötzlich ſtand er wieder da droben ... Es flimmerte ihm weiß vor den Augen — die Welt war verſchwunden ... nur ein einziger Laut drang aus der Tiefe zu ihm herauf — nichts von dem Streit und Lärm und Getriebe da drunten, nein, nur das Röcheln und Stöhnen in der Bruſt ſeiner kleinen Dirn. Das war wie ein Sterbegebet. Und es tat ſo wohl, ja, es tat wohl, daß er es bis da hinauf hören konnte — da oben in der Helle und der Stille ...

„Willſt du dich nicht ein wenig niederlegen, Kaſpar? Dann kann ich ja hier bleiben. Es geht jetzt auf zehn Uhr.“

Anna hatte die kleine Schlafzimmerlampe an-

gezündet und das Licht in das Waſchbecken geſtellt, wo es die letzten Nächte hindurch geſtanden hatte.

Er ſchüttelte nur den Kopf.

„Soll ich dann nicht hier bei dir bleiben? Nun ja — du kannſt ja auch rufen — wenn — Aber es iſt vielleicht noch gar nicht ſo nahe. Sie ſchläft ja recht ruhig . . .“

Kaſpar war einen Augenblick draußen geweſen, um die Haustüre zu ſchließen und Bernhard das nötige zu ſagen. Als er wieder hereinkam, tönte ihm ihre Stimme entgegen.

Sie bat um etwas zu trinken.

Ach, ſie konnte es faſt nicht hinunterbringen . . . Ach, wenn ſie es nur nicht noch einmal probieren wollte! Es war zu ſchrecklich!

Und wie ihre Augen ihn anſahen!

„Ich bin ſo müde!“ Die Stimme war ganz undeutlich, aber er verſtand es gleich.

„Ja, und nun ſoll meine kleine Dirn auch ſchlafen — bis zum Morgen. Dann betrachten wir alle die ſchönen Blumen, die der Vater vom Berge mitgebracht hat.“

„Ich kann nicht — ich kann keine Ruhe finden.“

Nein, es gab keine Ruhe. Es arbeitete und würgte in der Bruſt, es war gar kein rechter Huſten mehr, es waren nur noch Stöße, die nicht mehr heraufreichten.

Ihr Kopf bewegte ſich ruhelos auf dem Kiſſen hin und her. Dann öffneten ſich ihre Augen weit; die Angſt ergriff ſie.

„Es iſt gar keine Luft da!“

„Nein, das iſt auch wahr. Wir müſſen ein Fenſter aufmachen.“

Die kühle Nachtluft drang herein. Half es gar nicht? Er ſah, wie ſie mit geöffneten Naſenflügeln die Luft einzuziehen verſuchte.

„Ich kann nicht — ich kann nicht atmen.“

„Nein, das iſt immer ſo, wenn man liegt.“

Er ſtützte ſie mit Kiſſen.

Sie lehnte nun aufrecht gegen die Kiſſen zurück, rang nach Atem und ſtöhnte. „Was ſoll ich tun? Was ſoll ich nur tun?“

„Wir wollen aufſtehen, komm! Der Vater wird ſeine kleine Dirn tragen. Das hilft!“

Vorſichtig ſchob er ſeine Hand unter das erſte Kiſſen hinter ihrem Rücken, ſchlug die Bettdecke dicht um ſie zuſammen und hob ſie auf ſeine Arme.

Zuerſt jammerte ſie. „Nein — nein, es tut weh — es wird mir ſchwindlig.“ Aber dann ſank ſie in ſeinen Armen zuſammen und ließ ſich in der Stube hin- und hertragen. Allmählich ſtellte ſich ein leichter Schlummer ein — und ihm ſelbſt erleichterte das Hin- und Hergehen die eigene fürchterliche Angſt.

Jetzt erklang ihre Stimme wieder: „Es iſt ſo dumpf hier. Warum iſt keine Luft hier? Ich kann es nicht mehr aushalten.“

„Das kommt daher, daß wir im Tal ſind. Da iſt es ſo dumpfig und eingeſchloſſen. Wir müſſen ſehen, daß wir da hinaufkommen, wo Vater heute geweſen iſt. Da kann man frei aufatmen; es geht ganz leicht.“

„Ja — laß uns das!“

Unwillkürlich machte er längere Schritte. „Ja, ſo ganz plötzlich können wir nicht droben ſein — Zuerſt müſſen wir eine gute Strecke über die Wieſen hin, bis wir ganz an den Berg hinkommen.“

„Ja, ja.“

Er hielt das Kiſſen mit dem Arm hoch. Ihr Kopf lag dicht an ſeiner Schulter. Er arbeitete und arbeitete ſo nahe an ſeinem eigenen Herzen — der Tod in ihrer Bruſt.

„Aber wenn wir dort angekommen ſind — gehen wir gleich den Pfad hinauf unter den großen Kaſtanienbäumen. Da können wir von den Veilchen unter den Bäumen pflücken — von den weißen, die uns die liebſten ſind, wenn wir uns die Zeit dazu nehmen. Nein, nein, wir laſſen es lieber, denn es hält uns nur auf . . . Ja, ſchon hier müſſen wir ordentlich ſchnaufen — aber jetzt kommt es uns eigentlich noch beſchwerlicher vor, denn jetzt ſteigen wir den Berg hinauf. Aber nachher . . .“

Hin und her durchs Zimmer, mit dem ſicheren, bedächtigen Schritt des Bergbewohners, der nicht zögert, der nicht anhält — denn es eilt!

Gewiß war er im Zimmer — er vergaß es nicht. Dort drüben ſtand das Bett, und das Licht im Waſchbecken ſprühte ein wenig, denn es hatte ſich ein Räuber dran gebildet. Und doch war es ihm, als ſei er unterwegs — und als gälte es, den Gipfel zu erreichen, und als hinge alles davon ab, daß er hinaufgelange.

Röcheln, Stöhnen, Klagen . . .

„Ich kann nicht mehr atmen. — Was iſt doch das? Es iſt ſo dunkel! Wo ſind wir?“

„Jetzt ſind wir unter den Tannen. Es rauſcht und ſauſt und klagt — das iſt der Wind droben in den Wipfeln — hörſt du's? Es iſt ſo dunkel hier, ganz Nacht. Und ſo ſteil! Das legt ſich einem auf die Bruſt. Wir können faſt nicht mehr — aber wir werden es ſchon überwinden. Es iſt nicht mehr weit.“

Hin und her im Zimmer mit ſicheren, feſten Schritten, die alle Hinderniſſe niedertreten und kein Weichen kennen. Es iſt derſelbe Weg, den er am Morgen gemacht hat. Deshalb hatte er ihn ſich auch heute morgen unwillkürlich ſo gut gemerkt, damit er ſeine kleine Dirn hinauftragen könnte.

Stöhnen, Röcheln. „Ach — ach, ſind wir noch nicht bald da?“

„Doch — doch, jetzt ſind keine Bäume mehr da, da ſind wir ſchon hoch droben, und hier liegt ja Schnee — es ſchaudert uns ordentlich dabei ... aber es geht noch immer ſteil aufwärts. Nein, das war doch das ſchlimmſte — das allerſchlimmſte Stück vom ganzen Weg! Es benimmt uns ganz den Atem. Aber jetzt ſind wir auch gleich da — wir ſind gleich da.“

„Der liebe Gott — iſt er da droben?“

„Ja, dann iſt der liebe Gott da droben — und die Heiligen. Es iſt ſo ſchön, ſie haben alle weiße Kleider an — und Lichter in den Händen. Es leuchtet ſo hell, daß es einen faſt blendet. Sie machen keinen Lärm, wie die Kinder drunten, daß man ganz Angſt bekommt. Nun ſind wir gleich da!“

Hin und her im Zimmer — während ihm der Schweiß aus allen Poren dringt — mit unermüdlichen Schritten, die das Klopfen ſeines Herzens noch antreibt, die ſich hindurcharbeiten, bis es erreicht iſt. Er darf es nicht aufgeben — er muß ſeine kleine Dirn ganz zu Gott hinauftragen; er hat es ihr verſprochen, ſein Wort muß er halten, und ſollte es ihn auch das Leben koſten.

Da — auf einmal — Stille ...

Ihr Kopf iſt an ſeine Schulter zurückgeſunken — die bläulichen Augenlider ſind halb geſchloſſen ... die Naſenflügel zittern, die Bruſt arbeitet noch —

aber das ſchreckliche Keuchen und Ziehen hat aufgehört.

Da kommt es wieder — — mit ein paar kurzen nach Luft ringenden Stößen — und verſtummt wieder.

Kaſpar kniet auf den Boden nieder, um eine beſſere Stütze zu haben, hebt dann ihren Kopf auf ſeinen Arm — und macht das Zeichen des Kreuzes über ihr Geſicht und ihre Bruſt — —

Da öffnen ſich ihre Augen weit ... ſtarr, glänzend, ſehend ... die Lippen öffnen ſich halb ...

„Gott — —“

Er ſchließt die Augen ... Es leuchtet, es flimmert ... die Welt iſt verſchwunden. Lange ſchimmernde Reihen ... hinter einander tauchen ſie auf ... in weißen Meßgewändern ...

Da weiß er, daß er es erreicht hat. Daß er ſeine kleine Dirn hinaufgetragen hat ... Angeſicht zu Angeſicht mit dem Licht, die Stille iſt — mit der Stille, die Licht iſt ...

Kaſpar Zinglers kleines Mädchen iſt tot und begraben.

Alle in Kortſch ſagten, es ſei gut, daß nun ihr Leiden geendet — und er von der Laſt befreit ſei. Denn eine Laſt ſei ſie doch geweſen, das arme Ding, ſelbſt wenn er allmählich noch ſo ſehr an ihr gehangen habe.

Faſt alle waren drinnen geweſen und hatten ſie tot geſehen. Sie lag ſo ſchön da. Kaſpar hatte ſie ſelbſt eingebettet — niemand anders hatte ſie berühren dürfen — eine ganze Menge Gebirgsblumen waren um ſie her geſtreut, ſowie alle die roten Geranien und Fuchſien von den Töpfen am Fenſter. Das hübſche blonde Haar umgab das abgezehrte Geſichtchen, das ausſah, als wollte es ſich zu einem Lächeln verziehen.

Ein ſchönes Begräbnis bekam ſie — und mit der Zeit bekam ſie gewiß auch das ſchönſte Grab auf dem Kirchhof in Schlanders — ſo oft ging er hin und pflegte und ſchmückte es.

Ja, und dann war das vorbei, und das Leben ging ſeinen Gang in Kortſch wie vorher auch. Aber Anna beunruhigte ſich allmählich wegen Kaſpar.

Er wollte doch nicht am Ende auch hingehen und ihr nachſterben, dachte ſie. Es wäre ganz ſonderbar, wenn ſie dann allein ſtünde. — Und es war wirklich etwas Beängſtigendes mit ihm. Er ſprach beinahe nichts mehr. Nun, viel hatte er früher auch nicht geſprochen, und dann brauchte ſie ja auch ſeine Klagen nicht mitanzuhören. Aber er ſinnierte. Das hatte er früher auch nicht getan — da wäre es noch beſſer, er ſpräche ſich aus, er konnte ſonſt am Ende noch krank davon werden.

Menſchenſcheu war er zwar eigentlich nicht, ja,

er ſei eigentlich ganz umgänglich geworden, ſagten die andern. Wenn jemand krank wurde, oder ihm ein Unglück zuſtieß, nahm er ſich gleich um ihn an. Und den Kindern ſtrich er übers Haar, wenn er an ihnen vorbeiging; er ſtellte ſie wieder auf die Beine, wenn ſie hingefallen waren, und ſprach freundlich mit ihnen. Mancher Frau traten die Tränen in die Augen, wenn ſie ihm den Weg hinunter nachſah. „Ach heilige Maria, wie hatte er bei ſeinem eigenen armen Tröpfchen gelernt, ſich um die Kinder anzunehmen, gerade wie eine Mutter!“

Aber froh war er nicht wieder; das ſah man deutlich. Und wenn er in ſeine Gedanken verſunken dahinging, fiel ſein Kopf immer ſchwer nach vorne, wie wenn er eine Laſt trüge, die ihm zu ſchwer war und blieb. —

Ungefähr vier Wochen mochten ſeit dem Tod des kleinen Mädchens vergangen ſein, da trat Kaſpar eines Tages zu dem Pfarrherrn ins Zimmer.

„Ich kann nicht darüber wegkommen,“ ſagte er, nachdem er dem freundlichen alten Geiſtlichen eine Weile ſchweigend gegenübergeſeſſen hatte.

„Was iſt es denn, Kaſpar?“ fragte der. „Kannſt du deinem kleinen Mädchen das Licht und den Frieden nicht gönnen, die ſie nun hat?“

Es war faſt, als huſche ein Lächeln über Kaſpars Züge. „Nicht gönnen!“

Nach einer kleinen Pauſe begann er wieder: „Das iſt es nicht, daß ich ſie hergeben mußte. Das iſt ganz natürlich — ſo wie ich ſie bei ihrer Geburt aufgenommen habe. Es iſt auch nicht, daß ich jetzt ſo bitter Heimweh nach ihr habe — denn ich habe gelernt, daß wir kein Recht haben, zu murren. Aber das iſt es, daß ſie ſo viel hat leiden müſſen. Sie hat mir nie etwas anderes als Freude gemacht; aber ſie ſelbſt hat nur leiden und immer leiden müſſen.“

„Nein, Kaſpar, glaube mir, ſie hat auch noch etwas anderes tun müſſen. Aber das konnte vielleicht nur durch Leiden erreicht werden.“

„Ich kann mich nicht damit ausſöhnen,“ ſagte Kaſpar. „Denn ich kann es nicht verſtehen.“

„Ja, wenn wir es verſtünden, wäre das Glauben nicht ſo ſchwer. Dann wäre die Prüfung eben keine Prüfung. Du ſollſt es vielleicht gar nicht verſtehen, Kaſpar, ehe dir einſt alles klar wird. Und vergiß die Urſache ihrer Leiden nicht, denn die Verantwortung dafür kannſt du ja nicht ganz auf den Herrn ſchieben. Aber weißt du, ich meine, hier könne ich ganz klar ſehen, wie gerade aus dem Böſen Gutes herausgewachſen iſt. Soll ich dir ſagen, was ich glaube?“

Der Pfarrer ergriff das große Buch, das vor ihm auf dem Tiſche lag. „In dieſem Buche ſteht

von uns geſchrieben, Kaſpar Zingler," ſagte er. „Von dir und von mir — Jahrtauſende, ehe wir geboren wurden."

Er ſetzte ſeine Brille auf und blätterte darin. „Hör nun, was hier ſteht. ‚So ſagt der Herr Jehova' — der Herr ſelbſt iſt es, der durch ſeinen heiligen Propheten alſo ſpricht — ‚ich will das ſteinerne Herz wegnehmen aus eurem Leibe —' Erinnerſt du dich, wie hartherzig die Leute hier in Kortſch geweſen ſind? Aber —"

Kaſpar ſchaute auf. „Jawohl," ſagte er, „aber jetzt weiß ich wohl, wer das ſteinere Herz hatte."

„So, haſt du das entdeckt? Ja, dieſe Entdeckung müſſen wir alle machen. Je früher, deſto beſſer. Aber weißt du, was das heißt, ein ſteinernes Herz haben? Das iſt ſo viel, als den Tod in der Bruſt tragen."

Kaſpar fuhr zuſammen. Den Tod in ſeiner Bruſt.

„Und der Herr will den Tod von uns wegnehmen — denn er liebt uns. Hör nun weiter. ‚Ich will das ſteinerne Herz wegnehmen aus eurem Leibe und euch ein fleiſchernes Herz geben.' Das gilt zuerſt der ganzen Welt, und dann dir und mir. Die ganze Welt lag im Tod gebunden, weil die Menſchenherzen böſe waren. Dann kam einer, der das Herz der ganzen Welt in ſeiner Bruſt trug. Er ließ ſich zwiſchen den ſteinernen Herzen zermalmen."

Kaſpar nickte.

Ja, der Calvarienberg da drunten — die vierzehn Leidensſtationen.

„Für das Leben der Welt — um der Welt ſein Herz zu geben — nun können wir alle ein ‚Herz nach ſeinem göttlichen Herzen‘ erlangen, das lebendige, gute, wenn wir ihm nur aufſchließen. Aber es hält oft recht ſchwer, bis wir ſo weit ſind. Der Herr braucht vielerlei Mittel und führt uns verſchiedene Wege. Weißt du, wen er meiner Anſicht nach dazu auserſah, dir das Herz zu bringen?“

Kaſpar ſchloß die Augen. Kleine, bewegliche, blaſſe Finger, die immer kalt waren und kleine, runde, bläuliche Nägel hatten — und die feinſten Arbeiten machen konnten — es war ihm, als bewegten ſie ſich drinnen in ſeiner Bruſt.

„Und ich glaube nun, Kaſpar, deine kleine Dirn hat ſo viel leiden müſſen, um zu dir durchdringen zu können. Damit ſie dir das ſteinerne Herz herausnehmen und das fleiſcherne hineinlegen könnte. Wäre ſie ein gewöhnliches Kind geweſen, friſch und froh, dann wäreſt du wohl auch nur ſo gegen ſie geweſen, wie du im allgemeinen warſt — wie du gegen alle andern geweſen biſt. Du ſchloſſeſt dein Herz vor ihr auf, weil du ſo großes Mitleid mit ihr hatteſt und weil du meinteſt, du habeſt ihr Leiden verſchuldet gehabt. Das klopfte Tag und Nacht bei

dir an — Tag und Nacht, bis du ihm nicht mehr widerſtehen konnteſt. Meinſt du nicht auch?“

„Ja, es kann ſeine Richtigkeit haben, ſo wie es der Herr Pfarrer auslegt — unſereins iſt ja nicht ſo gelehrt — ja, es wird ſchon paſſen. Aber — der Gedanke daran iſt doch ſchwer. Denn dann war es ja für mich, um meinetwillen hat ſie dann alles leiden und ſo viel Schweres erdulden müſſen.“

Der alte, milde Pfarrher ſah vor ſich hin. Sein Blick ging weit in die Ferne, das konnte Kaſpar ſehen. Weit zurück in ſein eigenes Leben vielleicht ... an einen Ort, an einen guten Ort, wo die Sonne leuchtete, mußte man annehmen, denn der Blick des alten Herrn wurde ſo hell und klar ... er war ein einziges ſonniges Lächeln.

Dann ſagte er: „Kaſpar Zingler, wenn man eines Tages erfährt, daß man hat leiden müſſen — was man nicht verſtehen und begreifen konnte — daß man ganz geopfert wurde — damit ein anderer Menſch von ſeinem ſteinernen Herzen befreit würde und ein fleiſchernes dafür bekäme, weißt du, was man dann tut? Dann ſchaut man zurück auf ſein Leiden — und kann gar nicht damit fertig werden, es zu ſegnen und dafür zu danken.“

Der Pfarrer ſaß noch eine Weile ſtill da und ſchaute nach jener Stelle hin — weit, weit zurück in ſein Leben. Dann wandte er ſich an Kaſpar und

fügte noch hinzu: „Wenn nun jemand zu deinem kleinen Mädchen ſagen würde: ‚Alles, was du haſt durchmachen müſſen, alles, was dir ſo weh getan hat, das hat deinem Vater gut getan, denn es hat ihn gut gemacht‘ — meinſt du nicht, daß ſie ſich darüber freuen würde? Und du würdeſt ihr auch nicht ein bißchen von ihrer Freude rauben wollen.“

Nein, das wollte Kaſpar nicht. Jetzt blieb ihm nichts mehr zu ſagen übrig. Obgleich — gut, das wußte er wohl, gut konnte man ihn nicht nennen ...

Kathi von Goldrain

Kathi von Goldrain

Wenn man in Goldrain von dem heiligen Joſeph ſprach, meinte man natürlich das Bild in der Kirche, das über dem Seitenaltar links mit dem großen Heiligenſchein. In der einen Hand hielt er drei Lilien, während die andere drei lange weiße Finger ſegnend nach den Andächtigen ausſtreckte.

Aber unter allen dieſen Andächtigen war nicht einer, der bei dem Namen Joſeph nicht ſogleich an den Kaplan hätte denken müſſen. Nicht an den Pfarrer, den dicken Andreas Beizinger mit dem roten Geſicht und den vom Schnupftabak ſchwarzen Naſenlöchern, ſondern an den zweiten Pfarrer, den jungen geiſtlichen Herrn, Joſeph Wellner.

Am erſten Tag, wo er ins Dorf gekommen war und da an dem Haus der alten, ſchwachſinnigen Lina vorüberging, hatte er das Haupt entblößt, weil ein Wegkreuz gerade daneben iſt. Und da hatte die Alte, die nickend und murmelnd am Fenſter ſaß, ausgerufen: „Ei, ei — da iſt der heilige

Joſeph vorbeigegangen! Mit ſeinem goldenen Schein um den Kopf und den hellen Augen und den weißen Fingern."

Die andern Leute ſagten, das ſeien gar merkwürdige Worte von der Alten, und alle behaupteten, es ſei ihnen auch ſogleich aufgefallen, wie ſehr der neue Kaplan einem Heiligen im allgemeinen und — trotz ſeiner Jugend — dem heiligen Joſeph im beſonderen gleiche, mit ſeinem feingeſchnittenen, bleichen Geſicht, den glänzenden blauen Augen und ſeinem blonden Haar, das ſo hell ſei, daß es mehr Glanz als wirkliche Farbe habe.

Und als dann von Tag zu Tag immer aufs neue ſein reiner Wandel allen voran leuchtete, floß ſeine Geſtalt immer mehr mit dem großen, keuſchen Heiligen und mit dem freundlichen keuſchen Joſeph in eins zuſammen, mit dem heiligen Joſeph, der — wie die Kinder gelehrt wurden — von ſeinen böſen Brüdern verkauft worden war.

Der junge Geiſtliche hatte einen ſo glühenden Eifer, daß er die Anſtrengungen — die geiſtlichen und die leiblichen — geradezu aufzuſuchen ſchien. Er gönne ſich kaum noch Zeit zum Schlafen und Eſſen, ſagte die alte Marianne, ſeine Haushälterin, die ſchon ſeine Amme geweſen war und bis an ihren Tod bei ihm bleiben wollte.

Die Wege im Dorf waren oft recht weit und

ſteil, aber bald gab es kein Häuschen mehr, in dem ſein freundliches Grüßgott nicht erklungen wäre; es mochte ſich noch ſo tief in eine Felſenſpalte hineingedrückt haben oder noch ſo hoch hinauf zum ewigen Schnee geklettert ſein.

Alle Dorfbewohner mußten an die Worte denken, die der Dekan bei der Amtseinſetzung dieſes Kaplans geſagt hatte. Der hohe Herr hatte das Herz des katholiſchen Geiſtlichen geſchildert, deſſen Liebe beſonders ſtark und reich ſein müſſe, weil es für die ganze große Familie, die ſeine Gemeinde ſei, Raum haben ſolle. Der Pfarrer ſoll jenes große Herz haben, das alles für alle ſein könne — für die Kleinen, die Kranken, die Hilfloſen ein Mutterherz, für die Alten, die Einſamen und Freudloſen ein Kindesherz, und für die, ſo im Kampf des Lebens Rat und Stütze brauchen, ein Bruder- und Schweſterherz. Er müſſe alle Forderungen und Freuden des eigenen Herzens opfern, um es warm und teilnehmend allen andern ringsum zu bringen.

Die Leute fühlten, daß es ſo war. Mit dem aufopferungsfähigen Herzen, das nur für die Sorgen und Freuden der andern ſchlug, kam er zu allen.

Das war man von dem erſten Pfarrer nicht gewohnt geweſen. Der ſaß ebenſo gerne in der Weinſtube des Poſthauſes bei einem Kartenſpiel mit dem Poſtmeiſter und dem Doktor, als er auf den Geißen-

pfaden herumkletterte, um seine Beichtkinder aufzusuchen. Er lobte auch die guten alten Zeiten, wo man nur ab und zu bei bestimmten Gelegenheiten predigte; die jetzige Einrichtung mit einer allsonntäglichen Predigt nach dem Hochamt erschien ihm übertrieben und beschwerlich. Deshalb bestieg auch im Lauf eines Jahres der Kaplan die hohe geschnitzte Kanzel viel öfters als der Pfarrer.

Der Leibspruch des Pfarrers Andreas Beizinger lautete: „Nichts übertreiben." Er sagte auch sehr oft zu seinem jungen Amtsbruder: „Hätte ich angefangen wie du, Wellner, dann säße ich heute nicht hier in diesem heiligen Amt, sondern läge seit vielen Jahren auf dem Kirchhof draußen, und das hätte niemand etwas genützt. Wir sind nicht alle verpflichtet, Heilige zu werden. Wenn man hübsch auf der Erde bleibt, fällt man nicht tief herunter. Und etwas müssen die Heiligen doch auch noch vor uns voraus haben."

Ehrenhaft und wohlwollend war der Herr Andreas Beizinger, niemand konnte ihm etwas nachsagen, und wenn man ihm begegnete, hatte er immer einen Scherz in Bereitschaft. Aber der eine Berg überragt den anderen, und so ist es auch bei den Geistlichen, das merkte man nun. Im ganzen Kirchspiel freute man sich über den neuen Kaplan, und vielleicht freute sich niemand mehr als Kassian Gamper.

„Der kommt mir gerade recht," ſagte er. „Wenn jemand auf Kathi einwirken kann, ſo iſt er es."

Kaſſian Gamper war ein angeſehener, reicher und ſehr gebieteriſcher Mann, deſſen Wille nicht gewohnt war, auf Widerſtand zu ſtoßen. In vorgeſchrittenen Jahren hatte er noch eine ganz junge Frau geheiratet, die ſchöne Aloiſia Jandl, die dann zehn Jahre lang ſchweigſam und verſchüchtert an ſeiner Seite dahingelebt hatte und während dieſer Zeit recht gute Verwendung für die Lebensweisheit fand, die ihr ihre Mutter in den Eheſtand mitgegeben hatte: „Wenn du Kinder bekommſt, Loiſl, und wären es ihrer noch ſo viele, ſo nimm ſie an aus der Hand des Herrn. Sonſt iſt alles das, was man durchmachen muß, gar nicht zu ertragen. Die Männer kann man in dieſer Beziehung nicht zur Vernunft bringen — aber ſie müſſen ja auch nicht ſo leiden wie wir."

Aloiſia gebar ihrem barſchen Haustyrannen in dieſen zehn Jahren acht Kinder, und es war gut für ſie, daß ſie alle als aus der Hand des Herrn kommend hinnehmen konnte, denn in jedem Wochenbett mußte ſie ſchwer leiden, und ihre friſche Geſundheit wurde allmählich ganz untergraben. Viele meinten, bei dem letzten Kind ſei es ihr wohl am leichteſten geworden, es als eine himmliſche Gabe anzunehmen, denn dieſes Kind ſei gekommen, um ſie aus ihrer ſo mannigfaltigen Trübſal zu erlöſen.

Fünf von den Kindern ſtarben im zarteſten Alter, nur die drei Töchter, die jetzt erwachſen waren, hatte der Witwer behalten dürfen.

Die beiden älteſten von dieſen Töchtern waren ſchweigſam und verſchüchtert, wie die Mutter geweſen war, und nahmen ohne Widerrede die Männer, die der Vater für ſie auswählte. Sie vertauſchten das Joch im Vaterhauſe mit dem des Eheſtandes und machten keine Einwendungen, die allerdings auch nicht gehört worden wären.

Aber jetzt war die Reihe an Kathi, der jüngſten Tochter, — das Kind, an dem die Mutter geſtorben war — und da geſchah das Unerhörte, daß Kaſſian Gamper eines Tages mit ſeiner breiten Ochſenſtirne auf einen kecken, eigenſinnigen Widerſtand ſtieß.

Kathi war ſein Herzblatt, und ſie war ebenſo ſchön wie die Mutter geweſen war, als Kaſſian einſt um ſie geworben hatte; von der Mutter hatte Kathi auch die langen, rotbraunen Zöpfe geerbt, die im Sonnenſchein goldene Funken zu ſprühen ſchienen, ſowie die ſchlanke, volle Geſtalt und die tiefen, ausdrucksvollen Augen. Aber wo ſie den Eigenwillen her hatte, der in ihr ſteckte, das begriff niemand.

Es fiel Kaſſian nicht ein, an ſeine eigene Bruſt zu ſchlagen; und allerdings trat der Eigenwille bei der Tochter in einer anderen Form zu Tage als beim Vater. Bei dieſem gab er ſich in einem

barschen, verschlossenen, hochfahrenden Wesen kund, während er bei der Tochter fröhlich lachend und unüberlegt war.

Aber auf ihre Weise war sie ebenso eigensinnig wie der Vater. Und als der alte Perkmann in Laas um sie freite, setzte sie dem Ja des Vaters ohne weiteres ihr Nein entgegen.

Der alte Perkmann, der kaum fünfzig war, galt für eine sehr gute Partie. Deshalb war es auch mehr als ärgerlich, daß er nicht um eine von den beiden andern Töchtern gefreit hatte, die ihn glatt weg genommen hätten. Aber möglicherweise war der alte Perkmann viel schlauer, als man von ihm dachte. Soviel ist sicher, daß er sich nicht früher als Freier meldete, als bis Kathi zum Versorgen an der Reihe war.

Kassian Gamper tat seinem widersetzlichen Kinde zu wissen, es könne keine Rede davon sein, einen solchen Schwiegersohn laufen zu lassen. Nein, sagte Kathi, das wäre auch nichts für seine steifen Beine, aber dann könne sie ja laufen, ja, vor ihm und seiner ganzen Freiwerberei davonlaufen. Und das habe sie auch im Sinne.

Hier war Kassian zum erstenmale mit seiner ganzen Autorität machtlos. Denn was sollte er mit Kathi anfangen?

Sie zum Altar schleppen und an ihrer Statt

ja sagen — das ging doch nicht an. Sie schlagen, das hätte er wahrscheinlich gerne getan, aber davon wollte Perkmann nichts wissen.

„Sie muß freiwillig kommen," sagte er, „sonst wird nichts Gutes daraus."

Aber etwas mit Güte durchführen, wenn er die Macht auf seiner Seite hatte, das fiel Kassian Gamper nicht ein. „Ich will ihr schon den Nacken beugen," dachte er. So befahl er denn, er drohte, er sprach tagelang nicht mit Kathi und machte ihr die Heimat zur Hölle. Aber sie gab nicht nach. Und das kam nicht daher, daß sie dem alten Perkmann einen andern vorgezogen hätte. O nein, aber so viel war sicher, den Perkmann wollte sie nicht.

Gerade zu der Zeit kam der neue Kaplan ins Dorf, und gleich, als er ihn sah, überkam es Kassian Gamper wie eine Erleuchtung. Das war ein Helfer, den der heilige Joseph ihm geschickt hatte, um seine väterliche Gewalt durchzusetzen.

Mit großer Spannung erwartete er den Besuch des frommen Mannes; aber der Kaplan ging zuerst zu den Kranken, den Armen, den Unglücklichen. Und Kassian ärgerte sich eine gute Weile, wie viel Gutes der Kaplan in den andern Häusern ausrichtete. Dann aber machte er kurzen Prozeß; er ging selbst zu dem geistlichen Herrn und erzählte ihm, daß er, zu seiner Schande müsse er es ge-

stehen, ein aufrührerisches und widerspenstiges Kind daheim habe, die ihr eigenes Glück von sich stoße und ihres Vaters graues Haar mit Kummer in die Grube fahren lassen wolle. Ob nicht der Herr Kaplan kommen und ihr ins Gewissen reden möchte?

Der junge Geistliche sah ein wenig unschlüssig aus, wie wenn er ein anderes Verlangen vorgezogen hätte, versprach aber dann doch, am nächsten Tage zu kommen.

„Na, ich danke," sagte Kathi zu der Base. „Nein, da wird nichts daraus, daß mir noch einer daherkommt und die Ohren von dem alten Perkmann vollschwatzt." Und als am nächsten Tag der Kaplan wirklich kam, hatte sie sich in aller Stille aus dem Staube gemacht.

Aber eines schönen Tages, Ende März, als Kathi beim Sonnenuntergang eben am Tisch vor dem Hause stand, das Kupfergeschirr blank putzte und laut dazu sang, kam der Kaplan vorüber und hielt bei ihr an.

Die untergehende Sonne spiegelte sich in dem roten Kupfergeschirr und warf von da eine heiße, rote Glut über Hals und Wangen des Mädchens. Ja, selbst in den tiefdunklen Augen brannte die Glut, und das braune Haar um ihre Stirn sprühte förmlich Funken.

Von der roten Abendsonne umleuchtet sah der

Kaplan zu ihr hinüber und fragte: „Iſt das die Kathi?“ Und in dem roten Abendſonnenſchein ſchaute Kathi den Kaplan an; ſie ſah das bleiche Geſicht auf dem flammenden Goldgrund und antwortete: „Ja, ſie iſt es.“

„Guten Abend,“ ſagte er.

Sie ließ ihr Kupfergeſchirr los, aber während ſie nun zu ihm trat und ſich über ſeine Hand beugte, verblieb die rote Glut auf ihrem Hals und ihrem Geſicht.

Ehe jedoch ihr friſcher Mund ſeine ſchlanken Finger berührt hatte, zog der Kaplan die Hand zurück. Dann trat er näher und ſetzte ſich auf die Bank vor dem Haus unter dem großen Kaſtanienbaum und begann mit ihr zu reden.

Als Kaſſian Gamper heimkam, freute er ſich höchlich, den jungen Geiſtlichen vor ſeinem Haus ſitzen und Kathi mit niedergeſchlagenen Augen und ganz ſanftmütigem Mund, wie es ſich für ein Mädchen gehört, vor ihm ſtehen zu ſehen. Nicht mit jenem trotzigen, zurückgeworfenen Kopf, den ſie ſich in der letzten Zeit angewöhnt hatte.

Als der Vater herankam, verneigte ſich Kathi vor dem Pfarrer und ging ins Haus hinein.

Der junge Geiſtliche ſtand auf, um zu gehen. „Kaſſian Gamper,“ ſagte er in ſeiner ruhigen, etwas zögernden Art. „Ja, jetzt hab ich ein paar Worte

mit Eurer Tochter gesprochen; ich glaube, Ihr solltet sie — eine Weile in Ruhe lassen."

„Soll ich sie auf ihrem Trotz beharren lassen? Nein, da wird nichts daraus."

„Nein, nein, Ihr sollt natürlich an dem festhalten, von dem Ihr glaubt, daß es zu ihrem Besten diene. Sie wird Euch schließlich schon gehorchen. Ich will sie auch dazu ermahnen. Aber berühret die Sache nicht mehr — wenigstens vorläufig nicht. Und seid nicht hart gegen sie. Ihr wißt, ein Sonnenstrahl vermag mehr als zehn Hagelwetter."

Der Kaplan sah sehr jung und schlank aus, als er mit dem vierschrötigen, grauhaarigen Mann also sprach. Er fühlte es selbst, und das machte ihn etwas unsicher.

Kassian dachte, die Mühe, den Kaplan zu holen, hätte er sich sparen können. Der Rat werde nicht viel wert sein; da wisse er besser, wie man mit den Frauenzimmern umgehen müsse.

Aber als er ins Zimmer trat, fiel ihm Kathi um den Hals und küßte ihn. Da war es selbstverständlich, daß er ihr über die braunen Zöpfe strich, die sich beim Kupferputzen natürlich gelöst und auf den Rücken hinabgefallen waren; sie wollten nie im Nacken ordentlich fest sitzen, sie waren so schwer! Er wog sie ein wenig auf der Hand, was

er immer tat, wenn er auf Kathis Haar ſtolz war, und ſie fragte ihn mit lachenden Augen: „Willſt du ſie verkaufen?“

Er antwortete wie gewöhnlich: „Ja, denn du haſt Gold hineingeflochten. Man ſieht es in der Sonne funkeln.“

Und ſie erwiderte: „Darum bin ich auch die Kathi von Goldrain — wo man Gold findet.“ Dann lachten beide .....

Kurz nachher richtete die Baſe das Abendeſſen zu, und Kathi half ihr flink und willig.

Es war wirklich merkwürdig mit dieſem Kaplan! Kaſſian hatte doch recht geſehen, als er ihn ſich als Helfer auserkor. Nach deſſen Beſuch war Kathi ſogar noch weicher und fügſamer, als ſie je als kleines Kind geweſen war.

Nach Verfluß einer Woche ſagte Kaſſian zu dem jungen Geiſtlichen, nun wolle er ein ernſtes Wort betreffs Perkmann mit ſeiner Tochter reden — denn jetzt ſei ſie ſo leicht zu behandeln wie Butter.

Aber der Kaplan hob abwehrend die Hand auf. „Nein, Gamper, nein, das iſt noch zu früh. Sie hat noch nicht gelernt, daß der Gehorſam eine Freude iſt. Sie glaubt immer noch, es ſei ſo viel, als ſich dem Zwang beugen, und das will ſie nicht. Man kann das Herz zu ſo etwas ja auch nicht

zwingen, man muß es dafür gewinnen. Ihr müßt ihr Zeit lassen."

Der April kam und ging, und es wurde Mai. Das Tal schimmerte rosenrot im Schmuck der Pfirsichblüte — dann breiteten die Birnen- und Pflaumenbäume einen weißen duftigen Brautschleier darüber aus, und an den sonnigen warmen Hausmauern hinauf blühten alle Weinranken.

Alsdann erschlossen sich die großen gelben Wiesenblumen, die um Goldrain her so dicht standen, daß das Dorf wie in lauteres glänzendes Gold gebettet dalag — wie wenn all das Gold, das man vor mehr als hundert Jahren im Gebirge gefunden hatte, jetzt über die Wiesen ausgestreut wäre.

Durch diese goldig blühenden Wiesen wanderte der Kaplan Joseph Wellner oftmals nach dem großen, am äußersten Ende des Dorfes gelegenen Haus, um Kassian Gampers Kathi zu ermahnen .... Und durch die goldenen Wiesen ging Kathi fleißig zur Messe und zur Beichte, und sie versäumte auch nie irgend einen Sonntagsgottesdienst.

Alle beide, Kassian und seine alte Schwester, merkten deutlich, daß der Kaplan in seinen Predigten immer wieder vom Gehorsam sprach. Von dem unbedingten heiligen Gehorsam, der eitel Freude sei, weil er das Aufgeben des Eigenwillens ist — diese bittere Quelle aller unserer Not — unter den

Willen, der Liebe und demzufolge Wonne sei, was er auch immer beschere oder verlange.

Kassian war es ganz sonnenklar, daß dieser Gottesmann daran arbeitete, Kathis widerstrebenden Sinn unter die väterliche Gewalt zu beugen, die ja doch wie nichts anderes auf der Welt mit dem göttlichen Willen zusammenfällt!

Er schielte ab und zu hinüber zu seiner Tochter, und mit großer Genugtuung sah er, wie andächtig sie mit gesenktem Köpfchen den ermahnenden Worten lauschte.

Und wenn sie nach Hause kamen, seufzte sie manchmal so recht tief und sagte: „Wie schön das war!"

„Ja, das war ein Wort zum Befolgen," sagte Kassian mit Nachdruck; er meinte für Kathi.

Die schönsten Blumen des Tales trug Kathi herbei für den Altar des heiligen Joseph, und vor diesem Altar kniete sie auch am häufigsten im Gebet. Das waren lauter gute Zeichen! Kassian selbst hatte die Tochter als Kind das Gebet an den heiligen Joseph gelehrt, in dem es heißt: „Gott und meinen lieben Eltern Gehorsam zu beweisen, soll mir eine Herzensfreude und mein liebstes Bestreben auf dieser Welt sein." Er sah deshalb auch mit großer Befriedigung, daß Kathi jetzt so oft vor diesem Altar kniete.

Es schien auch wirklich, als sollte sich die Sache nach seinen Wünschen gehen. Nur das konnte er nicht verstehen, warum der geistliche Herr immer wieder sagte: „Rühret noch nicht daran. Laßt ihr noch ihre Ruhe — noch eine Weile. Sonst könnte das Ganze verdorben werden."

Kassian wurde allmählich etwas ungeduldig. Denn so ins Unendliche konnte man Perkmann doch auch nicht ohne Antwort auf seine Freiwerberei lassen!

Der Juni brachte wunderschönes warmes Wetter. Kathi ging fleißig auf die Berge hinauf und pflückte Alpenrosen zum Schmuck der Kirche.

Eines Sonntags nach dem Hochamt — Kathi war am vorhergehenden Tag bei der Beichte gewesen — kam der Kaplan ganz plötzlich und unerwartet auf den Kirchhof heraus, trat zu Kassian Gamper hin und sagte ohne jegliche Einleitung und schneller und bestimmter, als es sonst seine Gewohnheit war: „Ich glaube, jetzt solltet Ihr mit ihr sprechen — ja, wegen der Sache — und sie dann womöglich sogleich ins Werk setzen. Jetzt solltet Ihr sie nicht länger aufschieben. Und Perkmann ist ja ein guter Mann —"

„Das ist er, in diesem Stücke fehlt ihm nichts — und er ist auch ein wohlhabender Mann —"

„Und der, den Ihr nun einmal für sie bestimmt

habt. Und dann — ja sie wird es ja droben in Laas gut bekommen."

Der Geistliche ging wieder in die Kirche hinein; die langen schwarzen Falten seines Talars wogten um die schlanke Gestalt. Beim Altar des heiligen Joseph hielt er an und beugte einen Augenblick betend die Kniee. Der Altar war mit einer Fülle von Alpenrosen geschmückt . . .

Kassian hätte schon oft gerne wieder mit seiner Tochter wegen Perkmann gesprochen. Aber als es nun auf einmal so weit war, fühlte er sich nicht so ganz beruhigt dabei. Wie, wenn sie sich nun doch widerspenstig zeigte, sobald man an den wunden Punkt rührte!

Er stopfte sich zwei und drei Pfeifen an dem Nachmittag, ohne ein Wort über die Angelegenheit herauszubringen. Aber schließlich, als Kathi eben zur Tür hinausgehen wollte, richtete er sich auf und sagte dann ganz unvermittelt und stoßweise und auch lauter, als er sich vorgenommen hatte: „Ja — ich meine, daß — dann spreche ich also mit dem Perkmann darüber. Denn jetzt muß die Sache ins Reine gebracht werden."

Sie wandte sich nicht um, sondern blieb nur mit dem Türgriff in der Hand unbeweglich stehen, und so beeilte sich Kassian, noch hinzuzufügen: „Der Kaplan meint, nun sei es Zeit — das sagte er

heute ganz bestimmt — und dasselbe ist auch ganz meine Meinung. Die Hochzeit kann bald stattfinden. Ehe es Winter wird, kannst du droben in Laas als verheiratete Frau in deinem eigenen Hause sitzen, ja, das kannst du."

Er redete noch weiter und paffte drauf los, um das Fehlen ihrer Zustimmung zu verdecken.

Schließlich schielte er zur Türe hinüber und fragte: „Sagst du gar nichts dazu?"

Sie atmete tief und schwer, wie jemand, der erwacht: „Wenn der Kaplan meint, daß es sein müsse — und wenn du es meinst — was hätte ich dann noch dabei zu sagen?" antwortete sie.

„Nein, da hast du vollständig recht," sagte Kassian und steckte die späte Anerkennung seiner väterlichen Gewalt selbstgefällig in seine Tasche.

„Nun dann gehe ich also an einem der nächsten Tage zu Perkmann und sage ihm, daß du jetzt gewillt seiest, ihn zu nehmen — und bringe dann gleich alles in Ordnung —"

„Ja, wie du willst!" Kathi wandte sich nicht um, und der Ton war nicht ganz so fügsam wie die Worte.

Dann ging sie zur Türe hinaus — —

Ein paar Wochen später in einer sonnenhellen Abendstunde um Johannis wanderte der junge Kaplan auf Kassian Gampers Haus zu; er hatte

Krankenbesuche gemacht und kam nun hier vorbei, um zu hören, wie die Dinge stünden.

Er traf nur die Base daheim. Gamper sei auf volle zwei Tage droben in Laas bei Perkmann, der Gampers Rat hören wollte, betreffs Erweiterung seines Hauses wegen der bevorstehenden Hochzeit; diese sei auf Ende September festgesetzt worden.

Und Kathi sei nach dem Essen fortgegangen, um Alpenrosen zu pflücken und zugleich die älteste Schwester zu besuchen, die auf halber Höhe des Berges wohne. Sie bleibe vielleicht droben übernacht, habe sie gesagt.

Der Kaplan hatte sich vor Kathis Spinnrad auf einen Stuhl gesetzt. Nach den vielen Krankenbesuchen fühlte er sich müde. Er streichelte Kathis schwarzes Kätzchen, das sich an seinem Bein rieb, und fragte, wie Kathis Stimmung sei.

„Ja — nun hat sie nachgegeben," sagte die Base, „und lange genug hat sie dazu gebraucht. Jetzt sage ich, gerade wie der Herr Kaplan damals zu meinem Bruder gesagt hat — und was auch mein Bruder dem Mädchen wiederholte — nun soll sie heiraten, je eher, desto besser. Es ist jetzt ein anderer Geist in ihr — dank aller guten Worte und Vermahnungen des Herrn Kaplans. Aber niemand kann wissen, wie lang es anhält."

Der Kaplan ließ seine weiße Hand über den

Rücken der Katze hingleiten, die ihm auf den Schoß gesprungen war, sich da zusammengerollt hatte und nun mit zusammengekniffenen Augen schnurrte.

„Ist sie ruhig und vergnügt — daß die Hochzeit jetzt sein soll?“

„Ja, ruhig ist sie. Aber so recht vergnügt — das ist sie allerdings vielleicht noch nicht. Doch das wird schon noch kommen.“

Die Alte strich zögernd über ihre Schürze, wie wenn ihr noch etwas auf der Zunge läge, was sie gerne sagen würde. Schließlich faßte sie sich ein Herz und begann: „Ja, wenn ich etwas hätte sagen dürfen — aber mein Bruder ist ja so eigenmächtig — so hätte ich ihr doch eher einen etwas jüngeren als den Perkmann zum Ehemann ausgesucht. Er ist ja jetzt schon mehrere Male hier gewesen, seit die Sache ins Reine gebracht worden ist — und wenn sie so als Brautleute bei einander sitzen und er“ — sie wollte sagen: den Arm um sie legt, aber aus Rücksicht auf den Kaplan veränderte sie das Wort und sagte: „ihre Hand in der seinigen hält, dann paßt das doch gar nicht so recht — aber es ist vielleicht verkehrt, daß ich das denke.“

Sie sah den Kaplan von der Seite an, aber er machte keine Einwendung; ganz ruhig saß er auf Kathis Stuhl und lehnte seinen hellen lockigen Kopf gegen die braune Wand zurück, so daß sich

das Geſicht mit den feinen Zügen ſehr blaß von dem dunklen Hintergrund abhob.

„Ich hänge ja ſehr an dem Mädchen“ — die Baſe ließ jetzt mutig die Zunge weiter laufen — „und heute hat ſie mir das Herz ganz weich gemacht. Kurz nach dem Eſſen kam eine Schar welſcher Muſikanten hier vorüber — der Herr Kaplan hat ſie wohl auch geſehen — und Kathi iſt nun einmal ſchon von Kind auf ſo geweſen, daß ſie nicht mehr zu halten war, ſobald irgendwo muſiziert wurde ... Da mußte ſie hinaus, und dann tanzte ſie draußen auf dem Wege, daß ihr die Zöpfe nur ſo um die Ohren flogen. Und auch ſpäter noch, als ſie ſchon groß war, bewegten ſich ihre Füße wie Trommelſchlegel; ſie wiegte den Kopf hin und her und ſang und lachte die Muſikanten an. Heute aber bricht ſie gleich bei den erſten Tönen plötzlich in herzbrechendes Weinen aus, und dann ſagt ſie: ‚Baſe,‘ ſagte ſie, ‚ich darf gar nicht mehr daran denken, wie ich früher habe tanzen können! Es iſt merkwürdig,‘ ſagt ſie, ‚daß man ſo froh hat ſein können!‘ Sie hatte ganz rotgeweinte Augen, als ſie den Muſikanten Wein und Brot unter den Kaſtanienbaum hinaustrug. Und da war einer drunter — ein ganz junger mit einem wilden ſchwarzen Haarwald — der ſo recht betrübt aus ſeinen dunklen Augen in die Welt hineinſah. Neben

dieſen ſetzt ſie ſich und fragt ihn, was ihm denn fehle. Da ſagt er, all ſeine Freude ſei tot. — Und als dann die Spielleute gen Schlanders aufbrachen, blieb ſie draußen ſtehen, ſchaute ihnen nach und winkte mit ihrem Tuch. Hierauf ſagte ſie: ‚Baſe! ich ſehe ihm nach, weil all ſeine Freude tot iſt, und er iſt doch noch ſo jung.‘ Sie blieb noch lange ſtehen und ſchwenkte ihr Tuch und winkte, bis es mir ganz ſonderbar vorkam, und ich ſagte, ſie ſolle jetzt doch das Gewinke ſein laſſen. ‚Baſe,‘ ſagt ſie, ‚ich winke ihm, denn wir ſind wie Kinder derſelben Mutter.‘ Ja, das hatte ja keinen rechten Sinn, aber ich habe doch verſtanden, was ſie damit meinte. Es war, als ob ſie ſagen wollte, bei ihr ſei es gerade ſo.“ Die Baſe trocknete ihre Augen mit einem Zipfel ihrer Schürze. „Aber wenn ſie erſt verheiratet iſt, dann wird es ſchon recht werden, ja es wird ſchon recht werden.“

Der Kaplan ſtrich noch immer mit der Hand über den Rücken der Katze, und es dauerte eine Weile, bis er ſprach.

„Perkmann wird gut gegen ſie ſein,“ ſagte er ſchließlich. „Ja — ich habe ihn neulich in Laas getroffen — ich war droben bei dem Pfarrer — und da habe ich lange mit ihm geſprochen. Er ſagte, er werde ſie auf den Händen tragen ... Sie hat ein weiches Herz — und ſie iſt noch ſo

ein Kind — das habe ich ihm gesagt. Das Widerspenstige ist nur an der Oberfläche, durch das ist leicht hindurchzudringen. Sie wird sich schon herzlich an den anschließen, der gut gegen sie ist."

Die Base sah den Pfarrer gerührt an. Wie er sich doch aller annahm! Wie er für das geringste seiner Pfarrkinder sorgte. Ja, das war das Mutterherz, das er für diese hatte!

Sie wollte dem Kaplan Wein bringen; aber er lehnte ab, er habe keinen Durst. Dann trug er ihr auf, den Hausherrn und Kathi zu grüßen und ihnen zu sagen, wie sehr er sich über die neuerliche Wendung der Dinge freue.

Damit stand er auf und verabschiedete sich.

Er war schon zur Tür hinaus, da hielt er plötzlich an und wandte sich um.

„Sagt ihr, daß ich wünsche, die ganze Verheißung des vierten Gebots möge sich an ihr erfüllen, jetzt, wo sie sich unter den Willen ihres Vaters beuge. Da steht ja —: Auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird."

Die Base sah ihm nach, während er langsam durch die Wiesen dahinwandelte. Sie wiederholte seine Worte halblaut wie eine Aufgabe und dachte dabei, wie bleich und müde der Kaplan doch gewesen sei — und wie sehr er dem heiligen Joseph ähnlich gesehen habe!

Es war ein ganz klarer, ſtiller Abend, und bei jedem Schritt wogte ein holder Duft um einen her ... Er ſtrich einem übers Geſicht, wie mit weichen, ſchüchternen Händen, die aber zurückwichen, wenn man ſie greifen wollte. War es der Duft von friſchgemähtem Heu — von taufriſchen Wacholderbeerſträuchern — von blühendem Geißblatt?

Über die grünen Wieſen legten ſich längliche, weiße Nebelſtreifen, wie Leinwand, die auf die Bleiche gelegt iſt. Und mitten durchs Gras ſchlängelte ſich ein heller, ſchmaler Pfad nach dem Gebirge hin, wo er in eine tiefe, bläulich dunkle Schlucht einbog und ſich zwiſchen wogenden Farrenkräutern und rankendem Geißblatt verlor — wie ein Menſchengedanke, der ſich in Träume verliert.

Die Sonne war längſt hinter die zackigen Bergkämme geſunken, die ſich blau und kalt von dem goldig ſchimmernden Abendhimmel abhoben.

Nur die höchſte Spitze des Marteller Gletſchers hielt noch einen Widerſchein der Sonne feſt. Und plötzlich ergoß ſich eine flammende Röte über ihn hin — wie warmes Blut, das von einem heftig klopfenden Herzſchlag einem Menſchen in die Wangen getrieben wird.

Es war, als ob die Sonne jetzt, wo im Tal kein Auge ſie mehr ſehen konnte, jetzt wo ſie nur mit einem Einzigen zuſammen war, ihre ganze tiefe

Glut über den weißen Gletscher hinströmen ließe. — Von entfernten kleinen Kapellen ringsum auf den Höhen klangen jetzt dünne Glockenschläge durch die Stille — wie fromme, treuherzige Kinderstimmen, die einander gute Nacht zurufen.

Nein, nein, von all diesem leuchtenden Frieden hinweg konnte man sich unmöglich in seine vier Wände einschließen, das war undenkbar!

Diese Abendklarheit, sie lockte einen, lockte zu der geheimen, stillen Zusammenkunft, die ein Mensch mit sich selbst halten kann.

Denn es war, als ob die weichen Hände, die einem über die Wangen strichen, auch im Inneren etwas aufschlössen. Das Herz war so tief bewegt, so voll von heiligem Frieden — aller Schmerz schien geläutert —

Und es war, als ob aus der klaren Tiefe in bebender Sehnsucht die Seele heraustrete, die Seele, die in einem einzigen stillen Augenblick zu der großen Andacht losgelöst werden kann ... die sich zum Heiligtum unendlich hoch erheben kann — so himmelhoch, alles Irdische vergessend ...

Aber selbst ein so hochgestimmter Augenblick kann dem Menschen verhängnisvoll werden, wie alles Gute im Leben. Denn ein gebrechliches Gerüste — ein Leib aus Erde — trägt die sehnsuchtsvolle Seele.

Droben am Bergpfad unter großen, ſchattigen Kaſtanienbäumen iſt ein lieblicher, lichter grüner Raſenfleck. Der ſammetweiche Grasteppich ſchmiegt ſich ſanft abfallend an den Felſen, die von einem grünen Flechtwerk aus Brombeerranken, Geißblatt und Linnäen in duftender Wirrnis umrankt ſind.

Auf dieſem Raſenfleck, dicht neben dem Pfad ſaß in der bläulichen Dämmerung ein Menſchenkind — es ſah aus, als wenn es auf ſeinem Wege von einem übermächtigen Schmerz überfallen, plötzlich ſtillſtehen hätte müſſen und dann unter der Laſt dieſes Schmerzes zuſammengebrochen ſei.

Zwei lange Zöpfe waren ihr über die Schultern hereingefallen, als hätten ſie ſich bei dem heftigen Vorbeugen des Kopfes gelöſt — und eine Menge Blumen, die ſie getragen hatte, fiel in bunter Wirrnis aus ihrem Schoß auf den Raſen. Es waren weiße Alpenroſen darunter.

Aber wer weiße Alpenroſen in den Bergen findet — ſelten, ſelten iſt dies der Fall — der hüte ſich! Denn das iſt eine Botſchaft vom Berggeiſt, von ſeiner unausſprechlichen Qual und Sehnſucht; und wer die weißen Alpenroſen pflückt, hat ihm die Hand gereicht . . .

Und der Berggeiſt kann da ſein, ehe man ſich's verſieht. Es iſt, als komme ein lauſchendes Ohr, ein ſpähendes Auge hinter einem her . . . Und der

Berggeist kann jegliche Gestalt annehmen, so daß man dann meint, es sei jemand, den man sehr gut kenne — o recht sehr gut — und erst nachher mit höchster Angst und Entsetzen erkennt, daß es eine Spukerscheinung gewesen war.

Sie saß ganz unbeweglich, ohne den Kopf einmal zu heben, und doch machte sie nicht den Eindruck einer Ruhenden. Es schien eher, als ob der tauige Friede des Abends an dem jagenden Klopfen ihrer Schläfe, der qualvollen Unruhe in ihrem Herzen zurückprallte — wie wenn sie allein ausgestoßen wäre, weit hinausgetrieben aus dem Frieden ... Heimatlos, verirrt — mitten in der Stille und der Herrlichkeit rings umher mit einem rastlosen Kummer, der nirgends ein Ruheplätzchen finden könnte —

Ein Schritt kam den Pfad entlang — näher, näher ...

Er hielt bei dem Platze, wo sie saß.

Sie merkte es nicht.

Jetzt erklang eine Stimme — weich wie die Dämmerung — die mit ihr sprach. Zögernd, leise wie ein Traum ... Sie hörte es nicht.

Sie war wie in eine bodenlose Verzweiflung hinausgeschleudert, wie rings umgeben von einer undurchdringlichen Mauer — ausgeschlossen von der übrigen Menschheit.

Doch jetzt kam sie zu sich; an einem Beben, das über ihr Haar hinlief, erwachte sie. Eine Hand hatte sich auf ihren gesenkten Nacken gelegt.

Und als sie ihr tränenüberströmtes Gesicht aufhob und aufsah, da pflanzte sich das Beben dieser Hand fort bis in die tiefste Tiefe ihres Herzens ...

Ein Schrei — hilflos und jammernd, wie der eines Kindes, das sich entdeckt und verraten sieht — unrettbar verraten — — Und sie sprang auf, um zu entfliehen.

Aber eine Hand legte sich um ihr klopfendes Handgelenk — beschützend zärtlich, bittend weich — und hielt sie in ihrer Flucht auf.

Sie wehrte sich einen Augenblick mit schwer atmender Brust, um frei zu werden, um sich zu verbergen, mit allem, allem, was niemand ahnen durfte, was nicht sein durfte — —

Da traf ihr Blick zwei Augen, die sie festhielten. Und diese Augen waren noch viel flehender, noch unwiderstehlicher ziehend — ach, so viel schmerzlicher zärtlich als die Hand. Zwei Augen, die sich in die ihren versenkten ... die wie durch klares Wasser hindurch bis auf den Grund der ihrigen schauten — die alles wußten, was da drinnen stritt und kämpfte, alles von Grund aus verstanden, weil —

Ach nein, nein, das war nicht möglich — und doch war es so! Sie war nicht die einzige, die an

ſolchem Leid litt, unter dem das Herz zu brechen drohte. Ein anderer war da, ein geliebter, geliebter anderer, der ihr das alles abnehmen wollte. Weil — ach ja, ja! Weil er ſelbſt ſo fühlte wie ſie! Er litt denſelben Schmerz — und ſehnte ſich mit ganz derſelben Sehnſucht! . . .

Mit einem Stöhnen — in dem ihres ganzen Herzens wortloſer Jubel und deſſen tiefſte Angſt, ja der ganze bebende Drang, ſich hinzugeben, zum Ausdruck kam, wie ein heimkehrender, keuchender Vogel ſeinem Herrn zufliegt — warf ſie ſich auf den Raſen nieder.

Ihr Kopf mit den langen, gelöſten Zöpfen fiel ſchwer und ſchluchzend in des andern Schoß. Ihre zuſammengepreßten Hände ſtreckten ſich nach dem Herzen des andern aus.

Und zwei Arme, die einzigen auf Erden, die ihren ganzen Jammer umfaſſen konnten, ſchloſſen ſich eng und immer enger — wie eine Schutzmauer von unausſprechlicher Zärtlichkeit — um dieſen Jammer und ſie ſelbſt . . . und ließen ſie ein zum Leben und zur Ruhe . . . in eine Welt von lindernder, unfaßlich namenloſer Freude.

Der Martteller Gletſcher erglühte in tieferer Glut — dann aber war es, als zöge er plötzlich die Schleier der Dämmerung aus dem Tale über ſeine erglühende Wange und verbärge ſeine Liebe hinter

weißen Tüchern. Der Mond ging auf und goß rieſelndes Silber über alle Wieſennebel aus.

Ein ſchmaler, glänzender, blauweißer Strahl bahnte ſich einen Weg durch die breiten Kronen der Kaſtanien und die dunklen Tannen hindurch. Jetzt glitt er über ein großes Kruzifix hin, das irgendwo da drinnen auf dem Bergpfad errichtet war.

In dem dahingleitenden weißen Mondſchein ſah es aus, als ziehe ein Ausdruck unendlich mitleidigen Schmerzes über das zum Himmel aufgehobene dornengekrönte Geſicht. — — —

An einem der letzten Tage des Auguſt kam Kaſſian Gamper wieder einmal zu dem Kaplan Joſeph Wellner.

„Gut, daß er wieder da iſt," dachte Kaſſian, während er Marianne auftrug, den Kaplan zu fragen, ob er mit dem geiſtlichen Herrn allein ſprechen könne.

Der junge Pfarrer war vor Überanſtrengung einige Zeit krank geweſen und hatte dann plötzlich verreiſen müſſen. Er war an das Sterbebett ſeines Vaters gerufen worden.

Als Kaſſian ins Zimmer eingetreten war, ſchien er nicht zu wiſſen, wie er anfangen ſollte. Er ſaß ganz außen auf dem Stuhl und drückte ſeinen Hut zwiſchen den ſchweißigen Händen.

Der Kaplan ließ ihm Zeit, ſich zu ſammeln; er ſaß ganz unbeweglich da.

Schließlich war es, als ob Kaſſian irgend ein Hindernis hinuntergeſchluckt hätte, und dann drang es heiſer und jäh aus ſeinem Mund: „Ja, es handelt ſich nicht um Hochzeit, daß Gott erbarm!“

Wieder wurde es totenſtill. Der Kaplan ſaß ebenſo unbeweglich, wie der heilige Joſeph in der kleinen Niſche über dem Schreibtiſch.

Dann gab ſich Kaſſian einen Ruck und ſagte: „Meine Kathi iſt in Schande und Unglück geraten.“

Schweigend ſtarrte er alsdann auf den Boden; es war ihm zu ſchwer, aufzuſehen und das Erſtaunen, ja die Entrüſtung des frommen Herrn ſehen zu müſſen. Aber nachdem er es nun einmal geſagt hatte, redete er weiter — haſtig, ſtoßweiſe, tonlos — beinahe, wie wenn er es vom Boden abläſe.

Er erzählte, wie das Mädchen in den letzten Monaten ſo recht beſonders geweſen ſei, wohl fügſam und demütig, aber immer mit verweinten Augen. Und wenn man mit ihr geſprochen habe, habe ſie einen oft ganz verſtört angeſehen. Beſonders wenn Perkmann dageweſen ſei, da ſei ſie ſcheuer geweſen als je vorher. Aber man habe ja nicht weiter darüber nachgedacht — da ſei ſo viel anderes zu tun geweſen.

In der letzten Nacht nun habe er ein Geräuſch

an der Haustüre gehört, und da habe er sich gefragt, wer denn das sein könne. Rasch habe er etwas übergeworfen und sei hinausgeeilt. Die Türe sei offen gewesen, und beim hellen Mondschein habe er Kathi, fast nur mit dem Hemde bekleidet, über die Wiesen hin zum Fluß hinunterlaufen sehen. Er habe gemeint, sie wandle im Schlaf, und sei ihr nachgelaufen.

Drunten am Fluß sei sie, die Hände vor dem Gesicht, stehen geblieben und habe nur immer den Kopf hin und her gewiegt. Dann habe sie plötzlich die Hände vorgestreckt, den Kopf zurückgeworfen, daß ihr die langen Zöpfe ins Gesicht geschlagen hätten. Und dann habe sie in den Fluß springen wollen — so sei es ihm wenigstens vorgekommen.

Der Kaplan hatte beide Hände vors Gesicht geschlagen, wie wenn es ihm schwindlig würde.

„Ach ja — daß man als Vater so dasitzen und solche Dinge von seinem eigenen Kinde erzählen muß!“ schrie Kassian plötzlich auf; aber dann schnappte seine Stimme über, und wieder matt und tonlos fuhr er fort: Er habe sie festgehalten, und da sei sie am Ufer zu seinen Füßen niedergesunken. „Wolltest du in den Fluß springen, oder bist du im Schlaf gewandelt?“ habe er gefragt, und sie habe geantwortet: „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!“

Er habe sie heimgeführt und gleich zu Bett ge-

bracht, denn sie habe wie im Schüttelfrost gezittert. Dann habe er sich mit der Base an ihr Bett gesetzt, die auch aufgestanden war, und sie hatten sie gefragt: „Hast du es getan, um von dem alten Perkmann frei zu werden?“ Und da habe sie gerufen: „Nein, nein — jetzt nimmt er mich doch nicht!“ Und darauf habe sie sich an die Base angeklammert und gerufen: „Versteck mich! Versteck mich!“

„Ja, und dann erfuhren wir die ganze Schande und das ganze Unglück,“ schloß Kassian. „Sie sagte, sie habe gefürchtet, ich werde sie totschlagen. Ja, sie versteht's! Sie schlägt mich tot!“

Er stockte und wischte sich große Schweißtropfen von der Stirne. Über der Nische mit dem heiligen Joseph tickte eine rastlose kleine Uhr.

„Und nun komme ich hierher, weil — ich komme, weil — —“ Er stockte. „Ja, sie will den Namen des Schurken um keine Welt sagen, ich aber will wissen, wer er ist.“

Der Kaplan atmete schwer, dann fragte er: „Warum?“

Kassians Hände krampften sich um seinen Hutrand, daß die Nägel tief eindrangen. „Weil ich ihn erst halbtot schlagen will. Und dann soll er sie heiraten. Aber sie sagt ihn nicht. Dieses Nein war nicht mißzuverstehen Es steht so fest, wie wenn ich es selbst gesagt hätte. Aber ich meine — der

Herr Kaplan könnte ſie dazu bringen, den Namen zu ſagen. Ich habe ihr auch damit gedroht, und da bekam ſie Angſt. Und deshalb komme ich. Der Herr Kaplan muß ſie dazu bringen."

„Nein."

„Nein?" In ſeinem Erſtaunen ſah Kaſſian jetzt zum erſtenmal auf. Über die blaſſen Wangen des Geiſtlichen huſchte ein Schimmer von Röte.

„Nein .... Ich weiß nicht, was das nützen könnte."

„Er ſoll ihre Ehre wieder herſtellen, das ſoll er."

„Wieder herſtellen — ja, wenn er das kann — was weiß man? Wenn er nun ein Schurke iſt, wie Ihr ſagt?"

„Nun, dann kann ich ihn jedenfalls totſchlagen."

„Dazu verhelfe ich Euch nicht."

„Will der Herr Kaplan ihn ſchützen?"

„Nein, aber Euch, Kaſſian Gamper. Es iſt Sünde, ſich zu rächen."

Kaſſian ſtieß plötzlich einen Laut aus, der einem Lachen glich. „Ich ſoll ihm vielleicht vergeben, he?"

„Nein, das iſt nicht Eure Sache. Das Unrecht, das einem andern zugefügt worden iſt, ſollen wir ja nicht vergeben. Ich glaube, Ihr habt das Recht — ſo zornig über den Mann zu ſein, als Ihr nur wollt ... aber nicht das Recht, Euch zu rächen."

„Ja, in uns iſt nun eben etwas, das ſich dieſes Recht ſelbſt nimmt. Der Herr Kaplan weiß, daß

ich auch meine Religion habe: ich zweifle an nichts, was das betrifft, und habe mit Absicht niemals irgend einen Gottesdienst am Sonntag versäumt. Dies hier aber hat nichts mit meiner Gottesfurcht zu tun; ich kann es ja lassen, mir vorzunehmen, mit ihm ins Gericht zu gehen, aber ich weiß doch, daß ich es tue. Und ich werde ihn schon fassen. Jetzt ist mir's freilich, als ob jede Mannsperson, die vorübergeht, verdächtig nach meinen Fenstern schielte, aber wenn der erste Zorn verraucht ist, werde ich schon klarer sehen. Von den Leuten im Hause ist es keiner: auf den alten Hans kann ich mich verlassen wie auf mich selbst, und Martin hat ein Verhältnis mit einer von den Mägden. Die Base ist nicht davon abzubringen, es sei einer von den Musikanten gewesen, die im Dorf umherzogen, während ich droben in Laas bei Perkmann war. Ein ganz junger, wilder und blasser Mensch, der den Dudelsack blies und so betrübt tat, daß Kathi darüber geheult habe. Sie wollten in Schlanders übernachten, und wer weiß, ob nicht so ein Halunke sie dazu gebracht hatte, mit ihm droben im Walde zusammenzutreffen. Sie sei damals kurz nachher in die Berge gegangen und habe gesagt, sie bleibe bei Anna übernacht. Und sie sei auch wirklich erst am nächsten Morgen wieder heimgekommen. Aber bei Anna ist sie nicht gewesen, das haben wir seither gehört."

„Perkmann?“ fragte der Kaplan. „Habt Ihr mit ihm gesprochen?“ Seine Stimme klang matt, wie wenn es ihm eine Qual wäre, dies alles mitanzuhören.

„Ja, das ist auch ein saurer Gang für mich gewesen. Perkmann ist der beste Mensch von der Welt und er sagte gleich: ‚Kassian Gamper,‘ sagte er, ‚ich möchte das Mädchen nicht noch unglücklicher machen, als sie schon ist; ich werde reinen Mund halten und könnte sie deswegen auch wohl heiraten. Aber wenn sie es mit einem andern gehabt hat, während sie mit mir verlobt war, so kann niemand dafür einstehen, was in der Zukunft geschehen wird. Und man heiratet doch nicht, um nachher zum Gespött der Leute in Laas zu werden,‘ sagt er. Ja, nun ist ihm die Lust vergangen, eine Junge zu heiraten, das habe ich wohl gemerkt. Jetzt will er lieber die Lisa Dittl dafür belohnen, daß sie ihm all die Jahre her eine getreue und willige Haushälterin gewesen ist.“

Der Kaplan sah immerfort auf den Boden, wie wenn er gar nicht zuhörte. Dann stand er auf, trat an den Schreibtisch und begann da seine Papiere zu ordnen.

„Habt Ihr ihr gesagt, daß Ihr ihr verzeihen wolltet?“ fragte er in seiner gewöhnlichen, etwas zögernden Art.

„Nein, denn das tue ich nicht.“

Der Kaplan ſtand noch über ſeine Papiere gebeugt da. „Bedenket, ſie hat vielleicht recht wenig Schuld — vielleicht faſt gar keine, ich meine — ſie iſt noch ſo ein Kind.“

„Dann ſoll ſie ihn angeben, ſonſt hält ſie es ja mit ihm!“

„Was habt Ihr denn mit ihr im Sinn?“

Kaſſian ſchlug die Augen nieder. „Sie ſoll fort. Es — es wird vielleicht notwendig werden.“

Der Kaplan drehte ſich jäh um. Ja, es war nicht angenehm, ſolche Dinge hören zu müſſen! Dann ſchob er wieder ſeine Papiere zurecht.

„Und ich will ſie lieber nicht zu Hauſe haben, ſolange ſie mir den Namen verſchweigt. Möchte der Herr Kaplan nicht vielleicht zu uns kommen und probieren, ob er ſie nicht dazu bringen könnte, es zu ſagen?“

„Nein — nein ... das tue ich nicht! Aber ich glaube ſelbſt, daß es am beſten für ſie wäre, wenn ſie einige Zeit fortkäme. Aber nehmt Euch in acht, Kaſſian Gamper, daß Ihr nicht hart gegen ſie ſeid. Gehet behutſam mit ihr um, hört Ihr?“

Kaſſian ſchlug wieder die Augen nieder. „Da kann der Herr Kaplan ruhig ſein. Es wird mir jetzt gar nicht leicht, ſo hart gegen ſie zu ſein, wie man vielleicht denken könnte. Es wird mir ganz

weich ums Herz, wenn ſie mich nur anſieht. Und das merkt ſie natürlich; aber was ich geſagt habe, dabei bleibt's."

Als Kaſſian dem Kaplan zum Abſchied die Hand reichte, zögerte dieſer einen Augenblick, ehe er ſeine ſchlanken weißen Finger hineinlegte.

Ja, es mochte ihm wohl ſchwer fallen, die Hand des Vaters zu berühren von ſo einer, wie Kathi jetzt geworden war . . .

Hoch droben im Gebirge — da wo der Kaſtanienwald mit ſeinen großen grünen Blättern längſt dem ſchwarzen Gürtel der Tannen hat weichen müſſen, und wo ſelbſt der Nadelholzwald aufhört und nur noch einzelne wetterfeſte Föhren als die letzten kümmerlichen Ausläufer auf den kahlen Berghängen ſtehen, lag ein einſamer weißer Bauernhof.

Die glänzenden Fenſter hielten den roten Schein der untergehenden Sonne noch lange feſt, wenn die Häuſer im Tale längſt unter den bläulichen Abendwolken zur Ruhe gegangen waren. Volle fünf Stunden brauchte man, um hier hinaufzuſteigen; im Winter waren die Leute mehrere Monate lang eingeſchneit und ohne jegliche Verbindung mit der Außenwelt.

Da droben wohnte eine ältere Halbſchweſter von Kathis Mutter, mit ihrem Manne und ihrem Sohn.

Vor kurzem hatte sich die Tochter verheiratet, und die Leute sahen sich nun nach einem Mädchen um, das der Hausmutter zur Hand gehen sollte. Das Leben war streng und einsam da droben, die Menschen schweigsam und verdrossen.

Da wollte Kassian Gamper seine Kathi unterbringen, falls die Verwandten sie nehmen würden; ein wenig geizig waren alle beide, Anselm und Martha, möglicherweise erschien es ihnen verlockend, Kathi umsonst bekommen zu können. Ja, und für das erste halbe Jahr wäre Kassian sogar bereit, noch ein wenig zuzuschießen — das wäre nur recht und billig.

Da sollte Kathi dann bleiben — nicht nur den ganzen Winter über, sondern so lange, bis sie sich seinem Willen unterwerfen würde.

Eines Morgens in aller Frühe zog Kassian seine schweren genagelten Schuhe an und verließ das Haus, um den weiten Weg zu Anselm und Martha hinaufzusteigen.

Er verhehlte ihnen nichts, erzählte ihnen alles und rückte dann mit seinem Anliegen heraus. Martha ließ ihr Spinnrad schnurren, Anselm dampfte aus seiner großen Pfeife und der Sohn Peter band Besen aus Wacholderbeerreisig. Keines von allen erwiderte ein einziges Wort, als Kassian ausgeredet hatte. Er wiederholte also seinen Vorschlag,

und als noch immer keines das hartnäckige Schweigen brach, schwieg auch er und meinte, sie wollten das Mädchen nicht aufnehmen, weil es so ins Unglück geraten sei, wollten ihn aber nicht beleidigen, indem sie es aussprächen.

Hierauf ging er mit Anselm die kleine Strecke Weges bis zu der Sennhütte, um nach seinem Vieh zu sehen; jetzt rückte ja der Tag von Mariä Geburt heran, wo die Herden wieder zu Tal zogen. Als die beiden zurückkehrten, hatte Martha die Suppe zum Mittagessen fertig, und sie hatte überdies einen Eierkuchen mit Schinken gebacken, weil das Kassians Leibessen war. Ei, das war ja sehr aufmerksam! Das Mittagessen verlief, ohne daß die Sache, derentwegen Kassian gekommen war, mit einer einzigen Silbe berührt wurde — und erst als er den Heimweg antreten wollte, sagte Martha bedächtig: „Ja, dann kannst du sie also heraufbringen. Was meinst du, Anselm? Wir können sie doch wohl nehmen?“

Der Mann nickte ernsthaft und nachdenklich, wie wenn er sagen wollte: „O ja, das können wir schon.“ Der Sohn aber mit seinem großen Kopf saß unbeweglich da und sah recht verdrossen drein.

Nun ja, es war nicht so verwunderlich, daß ihnen das nicht so recht hinunter wollte. Kathi jetzt! Das war ja nicht mehr das Mädchen von vorher.

Aber es zeigte ſich, daß gerade das für Martha, die alle ſolche Vorkommniſſe ſehr ſtreng verurteilte, wie es ſich auch gehörte, und es für eine unauslöſchliche Schande hielt, daß ſo etwas in der Familie vorkommen konnte, doch eher ein Grund war, Kathi bei ſich aufzunehmen. Denn vorher war das Mädchen ja ſo luſtig und eigenſinnig geweſen, und das paßte nur ſchlecht zu denen da droben; jetzt war ſie wahrſcheinlich zahmer und ſtiller und ſchüchterner — wie es bei der Schande auch ſein mußte — und ſo konnten ſie ſich vielleicht darauf einlaſſen, ſie zu nehmen.

Kaſſian ging nicht geradenwegs nach Hauſe, ſondern zuerſt beim Kaplan vorüber, um ihm zu ſagen, daß er nun einen Aufenthaltsort für Kathi gefunden habe. Sie dürfe ſich auch nicht wieder im Tal blicken laſſen, bis ſie nachgegeben habe. Nicht einmal am Sonntag dürfe ſie mit den andern zum Hochamt herunterkommen. Sie könne in die kleine Kapelle gehen, wo einer von den Kloſterbrüdern die Meſſe leſe.

Der Kaplan ließ ihn ausreden und fragte dann: „Sie werden doch gut gegen ſie ſein, die Menſchen da droben?“

„Ja — aber ſie bekommt es ſtreng.“

Der Kaplan ſchloß die Augen. Dann nickte er Kaſſian zu und ſagte: „Ja, ja, es gibt nur zwei Wege zum Himmel. Unſchuld oder Buße. Das

dürfen wir für niemand ändern — wenn wir es noch so gerne möchten. Was sagt sie selbst dazu?"

„Sie weiß es noch gar nicht. Ich kann sie allerdings zwingen, mit mir hinaufzugehen, aber ich habe Angst, in ihren Augen könnte geschrieben stehen, daß sie in der ersten Nacht wieder ins Tal herunterlaufen werde. Wenn nur der Herr Kaplan mit mir gehen möchte und es ihr so darstellen, daß sie gutwillig hinaufginge. — Es kann doch unmöglich unrecht sein, sie dazu zu überreden," fügte er rasch hinzu, als der junge Geistliche seinen blonden Kopf schüttelte.

„Nein, nein," sagte der Kaplan, „aber — es wäre zu peinlich für sie. Und das soll ihr erspart werden."

Die Abendsonne fiel durchs Fenster herein auf sein blasses Gesicht. Nach der Krankheit, die doch nur so kurz gewesen war, sah er oft recht leidend aus.

„Ich habe weder Recht noch Gewalt, sie zu überreden. Ausgenommen da, wo ich — nicht würdig bin zu stehen, aber wo ich auch nicht der bin, der redet, sondern nur der Stellvertreter eines andern. Da erwarte ich sie — dahin zieht es sie doch wohl bald. Sagt ihr, daß ich sie da erwarte."

An einem Samstagabend in der Dämmerung ging Kathi zur Beichte. Die Base ging mit ihr. Als sie vors Haus traten, steckte Kathi ihre Hand

in die der Base, und so ging sie den ganzen Weg wie ein banges, kleines Kind.

Die Base blieb in der halbdunklen Kirche zurück, während Kathi im Beichtstuhl kniete. Und die Base bat den lieben Gott, daß der fromme Mann doch nicht gar zu streng mit ihr verfahren möge. „Ach heilige Maria, Mutter Gottes! Es war freilich unerhört in ihrer Familie und überdies auch fast unerhört in Goldrain — aber sie war doch noch so ein Kind!"

Als Kathi heimkam, setzte sie sich sogleich neben ihren Vater und fragte: „Wo willst du mich hintun?"

Er antwortete ihr so kurz wie möglich, daß sie in die Berge solle, um der Base Martha an die Hand zu gehen, aber nie mit den andern ins Tal herunter dürfe.

Die Base schluchzte laut und drückte die Schürze an die Augen, aber Kathi sagte zu allem immer nur ja, ja.

„Außer wenn du mir das sagen willst, was du wohl weißt, dann darfst du wieder heimkommen."

„Dann muß ich da droben bleiben, bis ich sterbe," erwiderte sie.

Nach ein paar Tagen war alles zum Fortgehen bereit. Peter sollte kommen und sie holen.

Am letzten Abend trat Kassian Gamper in die große Stube, wo seine alte Schwester mit ihrem

Strickzeug ſaß. Er glaubte, Kathis lange Zöpfe auf dem Tiſch liegen zu ſehen ... Ja, ſie ſaß wohl dort drüben auf der Bank vor dem Fenſter und hatte den Kopf auf die Tiſchplatte vor ſich ſinken laſſen.

Es wurde ihm auf einmal weich ums Herz, und er nahm die eine Flechte in die Hand — wie um ſie zu wägen. Dieſes Zeichen verſtand ſie gut — beſſer, als wenn er ſprach.

Aber die Flechte leiſtete keinen Widerſtand — ſie blieb ihm in der Hand, als er dieſe wieder zurückzog.

Von jähem Schrecken erfaßt, ließ er die Flechte los. Und da war es, als würde ſie lebendig. Durch ihr eigenes Gewicht glitt ſie über die Tiſchkante hinab und zog im Fallen auch die zweite mit ſich; jetzt fielen ſie mit einem leiſen, dumpfen Ton, bei dem Kaſſian ein kalter Schauder über den Rücken lief, zu Boden.

Er deutete auf den Boden, wo die langen Zöpfe ineinander geſchlungen lagen. „Was iſt das? Was ſoll das bedeuten?“ fragte er heiſer.

Die Baſe wiſchte ſich die Augen, hob die Zöpfe auf und legte ſie wieder auf den Tiſch.

„Eben vorhin hat ſie ſie mit meiner großen Schere abgeſchnitten, dann iſt ſie zu Bett gegangen. Sie ſagte, ſie ſei ſo müde. ‚Da liegt nun die Kathi von Goldrain,‘ ſagte ſie, als die Zöpfe herunterfielen. ‚Es iſt, als ſei ich es ſelber. Sie ſollen

hier bleiben, Base, denn ich komme nie wieder herunter.' Dann bat sie noch, wir möchten sie auf den Altar des heiligen Joseph legen. ‚Denn ich habe ja nichts anderes, Base,' sagte sie. — Ich fragte: ‚Tust du es, damit er dir wieder freundlich gesinnt werden soll?' Und sie antwortete: ‚Mir, mir! Ach nein — was habe ich dabei zu tun?' Ja, bisweilen weiß sie selbst nicht recht, was sie redet, denn es ist doch ganz deutlich, daß sie das Schönste, was sie hat, hingeben wollte, um den großen Heiligen milder zu stimmen — oder vielleicht ist es auch eine Art Buße, die sie sich selbst auferlegt hat."

Mit einem Gefühl, das dem des Entsetzens verwandt war, starrte Kassian auf die dicken, abgeschnittenen Flechten.

Diese Zöpfe, die er glänzend und goldigschimmernd um Kathis runde, weiche Schultern hatte gleiten sehen, wenn sie mit erhitzten Wangen an ihrem Spinnrädchen saß und es viel, viel hurtiger schnurren lassen wollte, als die Base das ihrige ... oder er hatte sie hoch auffliegen sehen, wenn sie aus einer Stube in die andere tanzte! Diese Zöpfe, die sie ihm um den Hals wickelte, wenn sie ihm etwas abschmeicheln wollte, und dann lachend rief, nun halte sie ihn gefangen, bis er Ja sagte!

Kathis lange Zöpfe, die immer wieder herunterfielen, die kein Pfeil noch Kamm im Nacken fest-

halten konnte — ja, ſie waren Kathi ſelbſt, Kathi von Goldrain, Kathi ganz und gar, Kathi ausgelaſſen und luſtig, Kathi, wie ſie unter ihnen wandelte, Kathi, wie ſie alle kannten, die jedes Kind in ganz Goldrain mit ſeinem kleinen Fingerchen, ſelbſt wenn ſie den Rücken kehrte, ſogleich bezeichnen konnte: „Das iſt die Kathi!“

Er ſchob die ſchweren toten Flechten zu ſeiner Schweſter hinüber und ſagte: „Hebe ſie auf! Hebe ſie auf! Sie dürfen nicht aus dem Hauſe. Sag ihr, daß ich es nicht ertragen könnte, ſie jeden Sonntag dort auf dem Altar zu ſehen ... Und die andern dürfen es auch nicht wiſſen. Was ſollten ſie denn denken?“ Nach dieſen Worten verließ Kaſſian raſch das Zimmer.

Aber von dieſem Abend an wanderte Kaſſian Gamper gar oft in ſeiner eigenen Stube auf und ab. Immer auf und ab — die Hände auf dem Rücken, den Kopf etwas vorgebeugt ... während er bei jeder Wendung geiſtesabweſend vor ſich hinmurmelte: „Kathi — Kathi —“

Gegen den Herbſt wurde es allmählich in der Gemeinde bekannt, daß der Kaplan Joſeph Wellner, als er im Sommer verreiſt war, ſeinen hohen Vorgeſetzten gebeten hatte, als Miſſionar ausgeſandt zu werden.

„Natürlich zu den ſchlimmſten Menſchenfreſſern,“ klagte die bekümmerte Marianne. „Denn obgleich er hier bei den Kranken und den Betrübten herumgeht und ſich nicht einmal mehr ordentlich Zeit zum Eſſen und Trinken nimmt, kann er es ſeiner Meinung nach nicht ſtreng genug bekommen. Ach, möchte doch Gott die hohen Herren erleuchten, daß ſie ihn hier bei uns laſſen!“

Dieſen Wunſch teilten alle in Goldrain. „Von mir kannſt du nicht erwarten, daß ich dieſen Plan unterſtütze, mein guter Wellner,“ ſagte der Pfarrer Andreas Beizinger, der ſeinen unermüdlichen Kaplan ſehr ungern hergegeben hätte. „Ich kann es weder um deiner ſelbſt, noch um der Heiden willen wünſchen. Du biſt ja viel zu gut und bringſt die Kannibalen doch nicht davon ab, dir die Haut abzuziehen und dich zu braten.“

Kaſſian war bei dieſem Gedanken ganz außer ſich. Bei wem ſollte er ſich denn dann ausſprechen? Jetzt verging keine Woche, ohne daß der Kaplan bei ihm, oder er bei dem Kaplan geweſen wäre. Außer dem Kaplan war ſeine Schweſter die einzige im Dorfe, die den wahren Sachverhalt kannte; alle andern glaubten, Kathi habe, als es zum Klappen gekommen ſei, den alten Perkmann eben doch nicht nehmen wollen, und ſei wegen ihrer Widerſpenſtigkeit hinauf ins Gebirge geſchickt worden.

Wenn Anſelm und Martha an den Sonntagen herunterkamen und Kaſſian und die Baſe ſich dann nach Kathi erkundigten, ſagten ſie immer nur: „Ja ja, es geht ſchon;“ und Kaſſian wollte ſie dann nicht weiter ausfragen, weil ſie das hätten übel aufnehmen können.

Als Kathi nach ſechs Wochen krank wurde, brachte Peter die Nachricht ins Tal, jedoch erſt, nachdem Kathi das Schlimmſte überſtanden hatte, ſodaß kein Grund zur Sorge vorhanden war. Und dann fühlte Kaſſian es ja nur als eine große Erleichterung, daß die äußere Schande nun abgewendet war. Aber Kathi ſolle ſich doch ja nicht einbilden, ſagte er, daß ſie in ſeinen Augen nun eine andere geworden wäre. Ja, nun werde ſie wahrſcheinlich noch eigenſinniger im Verſchweigen des Namens, den zu verraten ſie ſich durchaus nicht zwingen ließ — aber ehe ſie ihn ſage, dürfe ſie nicht nach Hauſe kommen.

Über all dies redete Kaſſian Gamper mit dem Kaplan Joſeph Wellner. Aber der Kaplan blieb bei ſeinem erſten Ausſpruch: „Was könnte es nützen, wenn Ihr den Namen erführet! Es würde die Sache für Euch ſelbſt nur noch ſchlimmer machen!“

„Für mich! O nein; ich bin freilich jetzt ein einſamer Mann ohne Freude — meine alte Schweſter hat jeden Morgen rotgeweinte Augen, und ſie, die

mir am allernächſten ſtand und mein Augapfel war, iſt fortgeſchickt und ihr Leben iſt zerſtört — aber dies alles iſt nichts dagegen, wie mir das am Herzen frißt, daß er frei ausgegangen iſt und ungehindert unter uns herumſtolzieren kann. Schon allein um der Gerechtigkeit willen muß ich ihn packen können."

Kaſſian war eben mit dem Kaplan bei der kleinen Marienkapelle droben am Bergpfad zuſammengetroffen. In langen, blutroten Ranken hing der wilde Wein an den Mauern der Kapelle und über die Felſen herunter.

„Die Gerechtigkeit, die geht ihren Gang auch ohne Eure Hilfe! Ja, der Mann iſt vielleicht ſeiner Schuld davongelaufen, was wir ja alle am liebſten täten. Aber dann wird er von ſeiner Schuld verfolgt. Dann kommt in der Dunkelheit ein Schritt hinter ihm her, und der hält nicht an, bis er ihn erreicht . . . ihn im Nacken gefaßt hat. Was könntet Ihr ihm antun, was ſchlimmer wäre als das?"

„Na na, man weiß doch, daß mancher Halunke für das, was er angeſtellt hat, gar nicht büßen muß."

„Meint Ihr? Vielleicht hat er aber auch ſeine Sünde erkannt und ſeine Schuld auf ſich genommen, um ſie zu tragen — und zu büßen. Glaubt Ihr denn, irgend etwas, was Ihr ihm antun könntet, wäre ſchlimmer zu erdulden, als das Leiden, das er ſelbſt auf ſich genommen hat?"

„Das weiß ich nicht, aber ſo viel weiß ich, daß ich ihm nicht erlaube, ſich hier unter uns breit zu machen, ohne daß ich mit ihm abgerechnet habe. Ich komme nie in die Kirche, ohne daß ich an jene Geſchichte vom heiligen Joſeph denken muß, die ſich in den alten Zeiten zugetragen hat. Ja, die Geſchichte kennt der Herr Kaplan vielleicht noch nicht. Der Herr Kaplan muß nämlich wiſſen, daß zu der Zeit hier im Gebirge Gold gefunden wurde, und eines Abends gingen zwei Brüder mit ihren Säcken an den Fluß hinunter, um einige Metallklumpen auszuwaſchen. Da hatte der eine faſt lauter reines Gold in ſeinem Sack. Als der andere das ſieht, ſtößt er den Bruder ins Waſſer hinein und nimmt deſſen Sack an ſich. Später findet man die Leiche, und die Leute ſagen, er werde wohl ausgeglitten und ins Waſſer gefallen ſein; aber als der Mörder in die Kirche kommt und an den Altar des heiligen Joſeph tritt — es war gerade im Frühjahr bei ſeinem Namensfeſt — ſtreckt das Bildnis des guten Heiligen ſogleich ſeinen Finger nach ihm aus und berührt ihm die Stirne, und dann iſt auf dieſer ein dunkler Fleck wie ein Kainszeichen, und der Mann fällt vor aller Augen vor den Füßen des Pfarrers tot um. — Wenn ich jetzt die langen weißen Finger des heiligen Joſeph ſehe, muß ich immerfort denken, warum er ſie nur nicht

dazu braucht, mir den Schuldigen zu bezeichnen, und warum das heilige Bildnis ſolche Dinge jetzt nicht mehr tut, wie ſie in früheren Zeiten geſchehen ſind."

„Der heilige Joſeph tut es vielleicht, wenn Ihr ſelbſt erſt den Schuldigen gefunden habt — der da drinnen ſitzt," ſagte der Pfarrer, indem er ſeine weißen Finger ausſtreckte und damit Kaſſians Bruſt berührte.

„Ja, vor Gott ſind wir alle Sünder! Aber in dieſem Stück habe ich mir nichts vorzuwerfen. Ich habe meine Kinder in Zucht und Ehren erzogen, ſo gut wie jeder andere hier in Goldrain, und wie ein Hechelmacher auf ſie aufgepaßt. Daß ſo etwas geſchehen iſt, daran bin ich ebenſo unſchuldig wie — ja wie der Herr Kaplan ſelbſt."

Der Geiſtliche richtete ſich auf und ſtand vor Kaſſian Gamper. „Mea culpa," ſagte er, „mea culpa, mea maxima culpa."

„Ja, wenn man es ſo fromm nehmen will," erwiderte Kaſſian, „dann könnte ich mich ebenſogut ſchuldig fühlen, wenn ein Türke den andern totſchlägt."

„Ja, ja, vielleicht," ſagte der Kaplan. „Aber wir brauchen nicht bis ins Land der Türken zu gehen, um unſere Schuld zu finden. Da ſollten wir lieber in uns ſelbſt gehen. Ich glaube, daß

kein Menſch ins Herz getroffen wird, ohne daß er ſelbſt auf irgend eine Weiſe die Kugel hat gießen helfen. Wenn Ihr hier getroffen worden ſeid, wie nie zuvor, wißt Ihr, was Ihr dann tun ſolltet, Kaſſian Gamper? Dann ſolltet Ihr Euer Herz und Leben prüfen wie nie zuvor, ob ſich da nicht dies oder jenes findet, was Ihr zwar vergeſſen habt, was aber doch einmal von Euch geſäet worden iſt, und das Ihr jetzt ernten müſſet. Ehe Ihr den Schuldigen in Eurem Innern entdeckt habt, könnt Ihr nicht erwarten, den Schuldigen außer Euch zu finden. Eher ſeid Ihr nicht recht vorbereitet, mit ihm zuſammenzutreffen."

Kaſſian ſah der ſchlanken, dunklen Geſtalt nach, bis ſie unten auf dem Bergpfad verſchwand; dann ging er ſelbſt heimwärts.

Er hing an dem jungen Geiſtlichen und konnte dieſe Unterredungen mit ihm nicht entbehren. Aber dieſe Pfarrer — immer mußten ſie alles ſo auslegen, als ob hier im Leben alles recht und gerecht wäre, und als ob man es nur ſelbſt verkehrt anſähe. Aber er gab nicht nach! Er war ein Sünder vor Gott, ja, das war er, aber als Ehemann und Vater konnte man ihm nichts vorwerfen.

Er konnte gar nicht verſtehen, warum er jetzt immerfort an damals denken mußte — an damals, ehe Kathi zur Welt kam. Es kam doch nur daher,

daß Kathi ihn in der Nacht, wo er sie am Flußufer zurückhielt, ganz genau mit den Augen der Aloisia angesehen hatte. Es waren die Augen, die ihn oft so ängstlich und flehentlich angeschaut hatten, weil sie zitterte in dem Gedanken, ein weiteres Kind nicht überleben zu können. Und sie war ja dann auch dran gestorben. Aber manche Frau stirbt schon am ersten Kind, wer kann das zum voraus wissen?

Nun war das alles wieder in seinem Gedächtnis aufgewacht, und er konnte jene Augen nicht mehr vergessen, seit Kathi ihn in der Nacht drunten am Flusse angesehen hatte. — —

Droben im Gebirge fiel der weiße Schnee.

Drunten im Tale gab es reifes Obst, blaßrosa Herbstzeitlosen auf allen Wiesen, glänzende braune Kastanien zum Einheimsen und in allen Farben prangendes Laub.

Aber da droben stellte sich der Winter sehr zeitig ein.

Jetzt mußte man sich meistens im Hause aufhalten. Die Spinnräder und der Webstuhl kamen ordentlich in Gang, und wenn die Männer die Kühe gemolken und das andere Vieh versorgt hatten, saßen sie in der Stube, banden Besen oder schnitzten Kochlöffel.

Kathi trug da droben ein Tuch über ihrem

kurzen Haar. Jetzt war es schon wieder ein Stück gewachsen; aber so lang, wie es gewesen war, wurde es wohl nie wieder. Es war noch ebenso dicht, hatte aber einen dunkleren Schein und funkelte nicht mehr wie Gold in der Sonne. Kathi tat alles, was ihr in Haus und Hof aufgetragen wurde. Seitdem es überstanden und sie einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, brauchte sie ja nicht mehr so geschont zu werden wie in der ersten Zeit. Die Arbeit wurde ihr schwer und war ihr ungewohnt; drunten beim Vater war für die groben Geschäfte das Gesinde dagewesen, und im Hause hatte sie nicht mehr getan, als sie Lust gehabt hatte. Sie hatte ein wenig gesponnen, ein wenig geklöppelt, Pfannkuchen gebacken und zur Gitarre gesungen, in welcher Kunst sie der Schulmeister unterrichtet hatte. Oder sie lief dahin und dorthin, ohne irgend etwas zu arbeiten.

In diesem Stück war mit dem Vater eigentlich recht leicht zu leben gewesen; wenn die Töchter sich nur blindlings seinem Willen unterwarfen, wollte er gar nicht, daß sie sich abrackerten. Er war eher stolz darauf, daß die Mädchen des reichen Kassian Gamper eine Stufe höher stünden, als die andern in Goldrain, und es dadurch zeigten, daß sie auch einmal nichts taten, oder sich in Fertigkeiten übten, die die andern nicht hatten.

In der ersten Woche ihres Aufenthaltes auf dem Berge, ja eigentlich von jener Nacht am Flußufer an, hatte Kathi an nichts anderes mehr denken können, ja sie hatte nichts anderes gesehen, gefühlt, gewußt, empfunden, als die Angst, die Angst, die wie ein entsetzlicher Druck auf ihr lag und alles andere ausschloß, die ihr in allen Gliedern lag, ihr jeden Atemzug benahm, sie aber doch nicht töten konnte.

Als dann die körperlichen Schmerzen kamen, waren sie ihr geradezu eine Erleichterung, weil sie die Angst etwas zurücktrieben. Und als das ganz Unglaubliche geschah, als die Angst dann plötzlich von ihr genommen war, als sie auf einmal von dem, was bevorstand, und von allem, was es im Gefolge gehabt hätte, befreit wurde, befreit von dem Allerschlimmsten, nämlich möglicherweise gegen ihren Willen einen andern zu verraten, dann war es ihr ein geradezu köstliches Gefühl, ihr Leid jetzt in aller Ruhe durchkosten zu dürfen, so recht betrübt sein mit vielen Tränen — über das, was nun nie an ihrer Brust liegen würde, und was sie dicht, ganz dicht an ihr Gesicht hätte drücken dürfen, über das, was sie nun nie mit ihren Augen sehen, nie mit ihren Händen umfassen durfte ... sie wurden plötzlich so leer, so arm, so unnütz, ihre Hände ...

Ja, dieses Leid war köstlich, es hatte ja das

Aufhören der Angſt gebracht — und deshalb konnte ſie Tag und Nacht dafür danken — —

Nachher kam das Schwere. Da erwachte alles wieder in ihr — das Herz und alle Gedanken, jedes Gefühl. Da tat ihr alles weh, alles, was ſie berührte — jedes Wort, das ſie zu ihr ſagten, jede Arbeit, die ſie anfaßte, alles, alles tat unerträglich weh.

Und das Heimweh — o das quälte ſie ſo ſehr, daß es ſie in jeder Nacht beinahe auf die ſchroffſten Felſen hinausgetrieben hätte — zum Sprung in die Tiefe.

Am Sonntag, wenn das Wetter und die Wege den andern das Hinabſteigen zum Hochamt erlaubten, da war das Heimweh am ſchlimmſten. Dann ſtand ſie unbeweglich da und ſah ihnen nach — ehe ſie ſelbſt den weiten Pfad nach der Kloſterkirche einſchlug. Sie ſah ihnen nach, bis ſie nur noch wie kleine ſchwarze Punkte an der Bergwand ausſahen. Wie unglaublich engelgut, wie auserwählt, wie geliebt von dem Herrn mußten doch dieſe drei Menſchen ſein, daß ihnen ein ſo unerreichbares, unbeſchreibliches Glück zu teil wurde, mit dem Roſenkranz und dem Gebetbuch Schritt für Schritt hinunterſteigen zu dürfen, hinunter in das Tal nach Goldrain und in die Kirche! Und ſie ſelbſt wußten es gar nicht einmal; ſie ſchritten nicht ein bißchen

anders dahin, als wenn ſie ſich im Zimmer oder im Hauſe umherbewegten. Warum mußten es einige ſo gut haben, obgleich ſie es gar nicht einmal verſtanden, während andere ſich nach derſelben Sache in Hunger und Durſt faſt verzehrten!

Aber es war gut, daß ihr alles ſo ſchwer fiel; denn es war ja Buße für ihre Sünde, ihre große Sünde! Und es hätte gerne noch zehnmal ſchwerer ſein dürfen, wenn es nur damit abgetan geweſen wäre; denn da war ja noch etwas, was ſie nicht tun konnte.

Denn in ihr ſelbſt, in ihrem Innern, da hatte ſie eine Stelle, wo ſie lebte, wohin ſie fliehen und ſich vor allem, was ihr ſchwer und ſauer und unerträglich vorkam, bergen konnte. Als die Angſt ſie verließ und ſie wieder denken konnte, da war ſie mit allen ihren Gedanken ſogleich dahin geflohen —

Solange ſie dieſen Zufluchtsort hatte, konnte ſie ſich in alles finden. Wenn ſie hundert, nein tauſend Jahre alt werden müßte — immer und immer würde dieſer Ort ihre Zuflucht ſein.

Das war die Felſenſchlucht unter den Kaſtanienbäumen — mit dem Pfad und dem Raſenplatz.

Es dämmerte — es war ganz kühl, und es duftete nach Geißblatt — dieſer Duft gehörte dazu, wenn es ganz getreu ſein ſollte. Und Schritte — Schritte kamen den Pfad entlang ... Jetzt wußte

ſie, daß ſie dieſe Schritte damals gehört, es ſich aber nicht klar gemacht hatte. Dann eine bebende Hand, die ſich auf ihr Haar legte — ſo daß alles auf der Welt gut und beſänftigt und wonnig wurde . . .

Ach, dieſe Hand — ſie hätte ſie dafür küſſen mögen, küſſen bis an das Ende ihrer Tage!

Und mit bebendem Herzen erlebte ſie alles noch einmal, alles, was gar nicht geſagt oder erklärt — ſondern nur gefühlt werden konnte, wieder und immer wieder mit derſelben jubelnden, ſchwindelnden, namenloſen Wonne —

Aber an jenem Tag, wo ſie im Beichtſtuhl gekniet und ihre Sünde bekannt hatte, da hatte der, der an Stelle des Herrn im Himmel ſprach, geſagt, daß ſie in ihren Gedanken nie wieder zu dieſer Erinnerung zurückkehren dürfe, daß ſie jene Stunde haſſen müſſe. Ach, wie könnte ſie das, wie könnte ſie es denn?

Wenn Sünde etwas Böſes war — dann konnte man es ja ſchon. Wenn aber nun die Sünde das Beſte war, das Allerbeſte, das einzige Gute in einem — wie könnte man es dann haſſen!

Sie wußte wohl, welch eine unauslöſchliche Schande es war, aber als etwas Böſes konnte ſie es nicht empfinden. Nein, vor jenem Abend hatte ſie ja nicht gewußt, was gut ſein bedeutete; ihr ganzes Leben lang war ſie nur immer eigenſinnig

und gleichgültig gewesen, hatte sich um keinen Menschen bekümmert, als nur um die Kathi von Goldrain. Selbst den Vater hatte sie nur lieb gehabt, wenn er ihr ein einzelnesmal nachgab oder stolz auf sie gewesen war.

Aber an jenem Abend, wo sie liebte, liebte — mehr als ihr Leben, weit, weit über sich hinaus — ach damals liebte sie auch alle Menschen in Goldrain, alle Menschen in der ganzen Welt, und alles hätte sie ihnen zu lieb tun können!

Wenn sie nun nie mehr an jenen Abend denken durfte, dann mußte sie böse werden. Wenn sie alle ihre Gedanken von dem einzigen Ort verjagen mußte, wo sie daheim waren, wo sie sich ausruhen konnten, wo sie eine Freude hatten, die niemals zu Ende ging — — so war das ein Leiden, das alles Gute in ihr abschnitt.

Sie erinnerte sich an einen Tag, sie war noch ein Kind, und ihr Vater trat herein und wollte sie schlagen — sie wußte nicht mehr weshalb; in ihrem Schrecken sprang sie zu dem niedrigen Fenster hinaus und entfloh; aber der Weg war kurz vorher mit Marmorsplittern beschottert worden, und sie war barfuß, da war es, als ob ihr lauter Messer ins Fleisch schnitten, und das tat furchtbar weh, sie fühlte es bis zum Herzen herauf. Und als man sie einholte, waren auf den weißen Steinen überall rote Flecken.

So würde es ſein — ach nein, viel, viel ſchlimmer — wenn ſie ihre Gedanken von jenem Ort verjagen müßte. Ach, wenn der liebe Gott, der ja alles konnte, es doch ſo einrichten würde, daß das Denken daran keine Sünde mehr wäre!

Sie hatte ein Bild mitgenommen, das die Baſe einmal von einem welſchen Krämer für ſie gekauft hatte, das Bild ihrer heiligen Namensſchweſter, der kleinen Katharina, die ſo fromm geweſen war, daß ſie durch die Stube ſchwebte, wenn ſie zum Gebet niederkniete.

Und wenn nun Kathi ſo ſchwer, ſo ſchwer vor ihrem Bett auf den Knien lag, da dachte ſie, wenn ſich doch nur die kleine, freundliche Heilige ein einzigesmal über ſie erbarmen, aus ihrem Rahmen heraustreten — ſolches war ja ſchon vorgekommen — und zu ihr ſagen würde: „Kathi, jetzt habe ich bei dem lieben Gott für dich ausgewirkt, daß es keine Sünde mehr für dich iſt, daran zu denken — denn ich weiß ja, daß du nicht ſündigen willſt. Du mußt dich nun hier oben abplagen, bis du ſtirbſt, und darfſt nie wieder hinunter ins Tal, aber daran denken, das darfſt du.“

Wenn die andern am Sonntagabend von ihrem Kirchgang zurückkehrten, ließ Martha ab und zu ein paar Worte fallen von dem, was der Kaplan in der Predigt geſagt hatte. Sie tat es abſichtlich, ſo

oft er davon gesprochen hatte, wie sehr man die Sünde hassen und fliehen soll — selbst in seinen innersten Gedanken — denn sie dachte, es könnte Kathi nützlich sein, solches zu hören. Und Kathis Hände wurden jedesmal eiskalt vor Angst, so oft die Base begann: „Er sagte übrigens heute" — denn dann kam immer etwas, was sich ihr schwer aufs Herz legte. Wenn dann aber Martha mit den Worten schloß: „Ja, der Gottesmann! Er ist ganz wie ein Heiliger," und Anselm gewichtig dazu nickte, dann sagte Kathi immer: „Ja, das ist er."

Eines Tages, als sie draußen war und Peter beim Melken half, stieg plötzlich der Gedanke in ihr auf, daß diese Erinnerung, die sie eben nicht lassen konnte, weil sie nicht fromm genug war, und an der sie fester hing als an ihrem Leben, ja daß diese Erinnerung von einem andern so verabscheut wurde, daß er nie wieder daran denken wollte; aber so lange sie selbst diese Erinnerung nicht losließ, konnte er sich vielleicht auch nicht ganz frei davon machen.

So oft sie sich dieser Erinnerung mit ihrem ganzen bebenden Herzen hingab, zog sie ja ihn mit hinein. Und wenn er nun davon etwas fühlte, wenn der Gedanke jedesmal auch zu ihm kam, sobald sie sich ihm hingab, wenn er ihn, trotzdem er nicht wollte, in das hineinzog und lockte ... wenn es nun so wäre?

Sie konnte es ja nicht erfahren, nie, niemals! Aber in demſelben Augenblick wußte ſie auch, daß ſie nun nie wieder daran denken wollte.

Nun mochte die heilige Katharina ganz aus ihrem Rahmen heraustreten und ſagen: „Es iſt keine Sünde mehr für dich!“ Sie würde nur antworten: „Es iſt aber eine Sünde für einen andern, und deshalb will ich nicht, denn wenn ich noch länger daran denke — kann er es vielleicht auch nicht laſſen.“

Und ſo oft auch von da an ihre Gedanken, hundert- ja tauſendmal an jedem Tag und in jeder Nacht, zu dieſem einen Ort hindrängten — ſie ſcheuchte ſie zurück.

Das war ſchwerer als damals, wo ſie ihre langen Zöpfe abſchnitt und dieſe auf den Boden hinabfallen ſah ... Es tat viel weher als damals, wo ihre armen Kinderfüße über die ſcharfen Marmorſplitter hinjagten. — —

Aber ſie tat es.

Sie fegte und ſcheuerte, entlockte den ruhigen, ſchweigſamen Menſchen ein paar Worte, begann laut zu zählen — oder betete ihren Roſenkranz.

Sie beraubte ſich dadurch ſelbſt aller Ruhe, aller Freude. Es war ſo viel als das eigene Herz töten.

Aber ſie tat es.

Es war nichts Großes, es war nicht einmal etwas Verdienſtliches. Sie wußte nur, wie wenig

sie das konnte, was sie sollte — denn wenn sie es gehaßt hätte, so wie sie sollte, dann würde es ihr ja nicht so schwer fallen, ihre Gedanken davon abzuziehen. Es war also gar nichts, dessen sie sich rühmen könnte.

Aber sie tat es. — —

Droben auf dem Berge fiel der weiße Schnee... und überall herrschte endloser Winter.

Der Frühling war im Dorfe eingezogen. Alle Pfirsichbäume waren mit blaßroten, die Birnen- und Pflaumenbäume mit weißen Blüten übersät.

Eines Abends saß der Kaplan Joseph Wellner bei Kassian Gamper in dessen Stube.

„Ich möchte Euch etwas sagen, ehe es die andern erfahren. Jetzt ist es entschieden, daß ich von hier fortkomme," sagte der Kaplan.

„Das möchte ich lieber nicht hören," erwiderte Kassian kurz und barsch — auf diese Art drückte er sein Bedauern aus. — „Wenn wir alle doch so sehr am Herrn Kaplan hängen, begreife ich nicht, warum sich der Herr Kaplan fortsehnt."

Der junge Geistliche wandte ihm seine leuchtenden blauen Augen zu. Dann stieg plötzlich ein feuchter Schimmer in ihnen auf.

„Ich bliebe gerne," sagte er leise, „ich möchte gerne hier sterben — aber mein Weg führt dort hinüber."

Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Es kann ſich noch um ein paar Tage, vielleicht um eine Woche, vielleicht um einen Monat handeln, aber jedenfalls iſt dies meine letzte Zeit hier. Ich kehre nicht wieder hierher zurück. Hier in Goldrain bin ich jetzt ſozuſagen ein Sterbender. Und um was ein Sterbender bittet — das ſchlägt man ihm nicht ab ... Ich möchte Euch um etwas bitten, Gamper. Wenn ich nun fort bin — dann laſſet Kathi wieder heimkommen und laſſet alles wieder ſein wie vorher.“

Kaſſian runzelte die Stirne. „Wenn der Herr Kaplan mir verſprechen würde, hier zu bleiben — dann könnte ich mir faſt denken, daß ich es täte,“ ſagte er nach einer Weile. „Sonſt kennt ſie ja die Bedingung.“

„Tut es ohne Bedingung,“ drängte der Kaplan.

Als Kaſſian ſchwieg, ſtand er auf. „Ja, ja, Kaſſian Gamper,“ ſagte er, „wenn ich nun fort bin, wenn ich für Euch ſozuſagen ein Toter bin — dann denket daran, daß dies das letzte war, um das ich Euch gebeten habe.“

Er ging durchs Zimmer. Am Fenſter hielt er an. „Ja, da iſt noch etwas,“ ſagte er ein wenig zögernd.

Er blieb am Fenſter ſtehen und ſchaute hinaus. „Ich kann Euch — ohne meine heilige Amtspflicht zu verletzen — ſagen, daß der Mann — —“

Kaſſian fuhr jäh auf — mit blutunterlaufenen Augen.

Der Kaplan ſtreckte abwehrend die Hand aus, wie um der Frage abzuwehren. „Ich kann Euch nur ſagen, daß er bereut hat —“

Kaſſian ließ ein hartes Lachen hören. „Das freut mich nicht,“ ſagte er, „denn dann hat ihm Gott ja vergeben — und das gönne ich dem Schurken nicht, dann iſt er leicht davon gekommen.“

Die blaſſen Wangen des Kaplans färbten ſich mit einer jähen Röte. „Wißt Ihr denn gar nicht, was Reue heißen will, Kaſſian Gamper?“ fragte er.

„O doch — das heißt, ſo ein wenig heulen und verſprechen, es nie wieder zu tun. Aber für mich ändert das gar nichts! Kann es die Sache ungetan machen? Kann es meine Dirn wieder zu dem machen, was ſie vorher war?“

„Nein — aber glaubt Ihr nicht, daß gerade dieſer Gedanke ihm eine Qual iſt?“ Gegen ſeine Gewohnheit ſprach der Kaplan laut und haſtig. „Ein wenig heulen — meint Ihr denn, man dürfe unſerem Herrgott das Erbärmlichſte bieten. Und Gnade bedeute ſo viel, als alles für gute Ware hinnehmen? Nein, Reue — wahre Reue, die beſteht nicht nur in Tränen, ſie beſteht in wirklichem Tun. Es iſt ſo viel, als das Böſe, das man mit ſeinem Körper getan hat, auf ſich zu nehmen und

in der Seele dafür zu leiden. Die Erinnerung, die man haßt — das, was wie Feuer in den Gedanken brennt — nehmen und es durchleiden ... bis man es alles erlitten hat."

Wie in heftiger Erregung ging der Kaplan im Zimmer auf und ab.

„Und Ihr meint, Gottes Vergebung mache das leicht. Ja, sie macht es so über Bitten und Verstehen — sie reinigt uns in ewiger Weisheit von jedem Flecken, errettet uns von der ganzen ewigen Wiedervergeltung — sie nimmt uns wieder auf in den Gnadenstand — stellt jenes unaussprechliche Verhältnis her, das das ganze Leben des Menschen ausmacht, der sich hineinbegeben hat. Aber die Tat hier unten, die macht sie nicht ungetan, ob wir auch Tag und Nacht flehten: ‚Laß mich doppelt, ja zehnfach dafür leiden, aber mach es ungeschehen, mach, daß ich es nicht getan habe,' — er kann uns nicht erhören. — Deshalb ist dann der Tod eine so große Befreiung — denn an dem Tag hat man es nicht mehr getan. Mit dem toten Leibe ist es begraben, es verwest mit ihm in der Erde. Und man tritt heraus ins Licht, rein und frei — ganz frei."

Tief ergriffen betrachtete Kassian den Geistlichen. „Ja, ja, der Herr Kaplan ist ein heiliger Mann," sagte er und nickte dazu. „Sie nehmen es

ſehr ernſt mit den kleinen Schwachheiten, die Sie ſich haben zu ſchulden kommen laſſen. Aber der Halunke, was meinen Sie, was er fühlt, ſelbſt wenn er ſagt, er bereue. Ich will den Herrn Kaplan nicht ausfragen, ich weiß wohl, was man unter dem Beichtſiegel verſteht, aber ich ſuche ihn gerade wie vorher."

Der Kaplan blieb vor Kaſſian ſtehen und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. „Du ſollſt dem Herrn die Rache überlaſſen," ſagte er, „ihm gehört ſie. Als Chriſt darfſt du ſie nicht feſthalten, du ſchließt dich dadurch ſelbſt von der Gnade aus."

Kaſſian ſah zu Boden. „Ich kann es vielleicht laſſen, ihn zu Boden zu ſchlagen," ſagte er düſter. „Ich weiß es nicht — aber das weiß ich, daß ich keine Ruhe finde, ehe er vor dem ganzen Dorfe gebrandmarkt iſt. Auf der Stirne ſoll er gezeichnet ſein, ſo daß es jedermann ſehen kann, — das gebe ich nicht auf. Sie iſt ja doch gebrandmarkt, jawohl. Es ſickert allmählich durch, ſo ſehr man es auch verbergen will. Liſa Dittl, die der Perkmann jetzt genommen hat, will es nicht auf ihrem Mann ſitzen laſſen, daß er verſchmäht worden ſei. Sie tuſchelt nach rechts und links darüber, ſagt, er ſei es geweſen, der die Kathi nicht gewollt habe — und dazu habe er ſeine guten Gründe gehabt. — Ich muß ihn gebrandmarkt haben um der Gerechtigkeit

willen. Darin gibt mir der Herr recht, das glaube ich — und ich meine immer, ja, ich warte immer darauf, daß der heilige Joſeph auf ihn deuten ſoll. Sie hat doch auch ſeinen Altar immer ſo ſchön mit Blumen geſchmückt."

„Die Gerechtigkeit geht ihren Gang," ſagte der Kaplan. „Der Herr wird ja dem Recht zum Sieg verhelfen, und er kann es tun, ohne daß die Gnade dadurch kleiner gemacht würde, ja ich meine, das macht die Gnade gerade größer, wenn ſie nicht auf Unkoſten der Gerechtigkeit geübt wird."

Der Kaplan nahm ſeinen breitrandigen ſchwarzen Hut. „Wir wollen heute nicht mehr darüber reden, Kaſſian Gamper," ſagte er müde, „und vielleicht finden wir nie mehr Gelegenheit dazu. Wenn ich bisweilen ein Wort für ihn eingelegt habe, ſo war es um Euer ſelbſt willen, nicht um ſeinetwillen. Um Euch dazu zu bringen, den Gedanken an Rache aufzugeben. Jetzt muß Euch Gott ſelbſt den Weg weiſen! Aber das eine, um das ich Euch gebeten habe, das will ich bis zuletzt wiederholen."

Droben auf dem Berge war es auch endlich Frühling geworden.

Eines Tages hatte Kathi Peter zum Mittageſſen hereingerufen und ſtand nun mit ihm an der Haustüre. Sie hatte eben die Hand auf den großen

Drücker gelegt, da legte er seine große schweißige Hand auf die ihrige.

Im ersten Augenblick wollte sie ihre Hand mit einem dem Entsetzen gleichkommenden Gefühl zurückziehen. Aber dann ließ sie sie liegen; und nach einer Weile gingen sie miteinander hinein.

Im Anfang hatte Peter nie nach der Seite gesehen, wo Kathi sich befand. Vielleicht schämte er sich für sie und war ärgerlich darüber, daß sie das Mädchen im Haus haben sollten. Später hatte er aber doch ab und zu mit ihr gesprochen, viele Worte hatten sie indes im Lauf des Winters nicht miteinander gewechselt. Bisweilen, wenn sie bei der einen oder andern Arbeit war, hatte er sie auch auf die Seite geschoben und selbst Hand angelegt — aber es sah eher aus, als meine er, sie habe ihre Sache verkehrt gemacht, als daß er ihr hatte helfen wollen.

Deshalb kam dies nun auch ganz überraschend. Und nachher wußte Kathi nicht, warum sie es sich hatte gefallen lassen, höchstens vielleicht, weil eigentlich eine große Güte darin lag. Und es war so lange her, seit sich jemand ein wenig ihrer angenommen hatte.

In der nächsten Zeit geschah es öfters, daß Peter, wenn sie beieinander standen, oder einen Augenblick allein waren, seine Hand wieder auf die ihrige oder ihr auch auf die Schulter legte.

Sie gewöhnte sich allmählich daran — es war etwas hilflos Ungeschicktes in der Art, wie er es tat, und das rührte sie. Und es erinnerte nicht — ach ganz und gar nicht — an etwas anderes.

Dann hatte Martha an einem Abend im Monat Juni die beiden ausgeschickt, Anselm entgegenzugehen, der im Tale drunten war. Als sie bei den ersten Tannenbäumen standen, sahen sie Anselm weit, weit drunten, und so setzten sie sich auf einen umgestürzten Baumstamm, um ihn zu erwarten.

Da legte Peter den Arm um sie.

Sie machte eine Bewegung, wie von Angst erfaßt, blieb aber dann unbeweglich sitzen. Und auf einmal wußte sie, warum sie sich das alles von ihm gefallen ließ; es war eine gewisse Hilfe für sie. Dadurch wurde ein doppelter Riegel vorgeschoben vor das, was sie nicht einmal denken durfte. Dadurch war es ganz vorbei — auch für einen andern.

In jener Nacht, wo sie nach dem Flusse hinuntergeflohen war, hatte nur ein einziger Gedanke klar vor ihrer Seele gestanden: sie wollte nicht als eine Anklage für den andern umhergehen, sie wollte ganz, ganz verschwinden. Denn was war sie? Was galt ihr Leben?

Aber jetzt zeigte sich hier ein besserer Ausweg.

Nach einer kleinen Weile zog Peter seinen Arm zurück, und dann begann er zu sprechen — es war,

als habe er mit dem einen erſt fertig werden müſſen, ehe er ſich in das andere einlaſſen könnte.

„Du weißt, die Eltern wollen ja den Hof hier verkaufen und dann hinunter ins Inntal zu Anna,“ ſagte er. „Sie meinen, ich ſolle auch mit, und das kann ich ja gut, auch wenn wir zwei uns zuſammentun. Aber wir können auch zuerſt hinunter zu deinem Vater und hören, was er dazu ſagt. Er ſähe doch wohl gerne, daß dein Mann bei ihm wäre und dann ſpäter den Hof übernähme.“

Ja, das war von jeher der Wunſch ihres Vaters geweſen — aber jetzt — ſie ſah Peter ganz überraſcht an; der aber ſah geradeaus und kaute an einem Grashalm.

„Peter,“ drang es faſt jammernd über ihre Lippen, „mein Vater will mich ja nicht mehr in ſeinem Hauſe haben.“

„Na, na,“ ſagte Peter und kaute ruhig weiter an ſeinem Grashalm. Erſt nachdem er damit fertig war, ſagte er: „Ich kann ja zu ihm ſagen: ‚Willſt du deine Tochter nicht‘, ſage ich, ‚dann haſt du vielleicht nichts dagegen, meine Braut aufzunehmen, und wenn du das nicht willſt, nehme ich ſie einfach mit ins Inntal, wo meine Alten ſich niederlaſſen‘; dann gibt er ſchon nach. Wir können an einem der nächſten Tage hinunter. Es hat gar keinen Sinn, daß du dich hier noch länger abrackern ſollſt.

Seit das Vieh auf der Alm iſt, können wir gut allein fertig werden."

Hinunter — wieder hinunter! Der Fluß, die alte Holzbrücke — große gelbe Wieſenblumen — Goldrain — das Haus, der Kirchweg ... In der Kirche ſitzen dürfen, im hinterſten Winkel — die ſingende Stimme vom Altar, der Weihrauchduft, das leuchtende Geſicht dort droben ...

„Ach Peter!" rief ſie und nahm ſeinen großen Kopf zwiſchen ihre beiden Hände.

Aber da ſtand er ſogleich auf und ſagte wie ganz verdroſſen: „Wir können dem Vater ebenſogut noch ein Stück weiter hinunter entgegengehen."

Ein paar Tage ſpäter wanderte Peter hinunter nach Goldrain, um mit Kaſſian Gamper zu ſprechen. Die Eltern meinten, es ſei gewiß am beſten, wenn er zuerſt allein hinginge; und Kathi war auch voller Angſt, als er nun wirklich ſoweit war.

Anſelm und Martha war gar nie der Gedanke gekommen, es könne Peter je einfallen, Kathi zu ſeiner Frau zu machen. Aber jetzt meinten ſie, der Gedanke an das Geld ihres Vaters werde wohl ſeine Bedenken überwunden haben. Und obgleich ſie nicht beſonders erfreut darüber waren, dachten ſie doch, es ſei vielleicht am richtigſten, wenn man auf das Weſentliche ſehe und über das andere ein Auge zudrücke.

Kassian Gamper wurde auch ein wenig überrumpelt. Früher hätte er Peter als lange nicht gut genug für seine Tochter abgewiesen. Aber Kathi jetzt, das war nicht mehr dasselbe, und wenn ein ehrlicher Mann sie nahm, so war das wohl das beste Mittel, dem Geklatsche den Mund zu stopfen.

Außerdem sehnte er sich nach ihr, mehr als er sich selbst zugestehen wollte, und wünschte nichts weiter, als daß sich irgend eine Gelegenheit zeigte, durch die er sie wieder nach Hause bekommen könnte, ohne daß er sein Wort zurückzunehmen brauchte. Trotzdem gab er indes Peter noch kein festes Versprechen.

„Sie kann ja an einem Tag mit dir herunterkommen, dann können wir weiter darüber verhandeln," sagte er.

Damit war die Sache für Peter entschieden, und er stand auf, um den Heimweg anzutreten.

Aber an der Tür blieb er stehen. „Und Ihr werdet sie in Ruhe lassen, wenn sie herunterkommt," sagte er bestimmt. „Sie soll nach nichts ausgefragt werden, was sie lieber verschweigen möchte."

„Du wirst sie doch wohl selber darnach fragen," sagte Kassian kurz, um das erzwungene Zugeständnis nicht machen zu müssen.

„Das ist dann meine Sache," erwiderte Peter ruhig. „Aber ich kann mir nicht denken, daß es mich froher oder besser machen würde, wenn ich es erführe."

Am nächsten Tag, als man vom Mittagessen aufstand, sagte Peter zu Kathi: „Pack deine Sachen zusammen, denn jetzt gehen wir.“

Im Lauf des Nachmittags machten sie sich auf den Weg. Ihr war es, als sei alles ein Traum. Nur nicht denken — nein, nein. Aber daß sie wußte, was für ein Tag heute war, dafür konnte sie nichts. Nein, sie konnte nichts dafür, daß sie gerade an diesem Tag wieder hinunterkam.

Sie hatte ihn in Gedanken nicht aufgesucht, den Tag vor einem Jahr — ganz von selbst hatte er sich eingestellt. Er war wieder da — er umgab sie, er drängte sich ihr auf.

Jetzt hatten sie den Pfad erreicht, der in den Tannenwald führte, überall leuchtete es rot von blühenden Alpenrosen. Sie mußte sich ein paar Zweiglein pflücken. So war es auch damals gewesen — nach dem Essen war sie auf den Berg hinaufgestiegen, um Alpenrosen zu holen ...

Sie ließ die Blumen fallen; sie versuchte, gegen den Tag zu kämpfen, der sich mit Gewalt in ihr Herz schleichen und sie ganz und gar gefangen nehmen wollte. Den geliebten, seligen Tag, der doch nicht sein durfte — nicht einmal in Gedanken. Heute, wo alles sie an damals erinnerte, wollte sie dagegen ankämpfen wie noch nie.

Ihr Bündel am Stock über der Schulter, ging

Peter ein paar Schritte vor ihr. Ach, wenn er doch etwas ſagen würde! Es war ſo ſtill im Walde. Aber er hatte nicht die Gewohnheit, während des Gehens zu ſprechen.

„Wenn wir hinunterkommen, Peter, dann vergiß nicht, daß ich gleich zu Bett gehen und den ganzen Abend verſchlafen möchte. Ich werde von dem langen Weg ſehr müde ...“ Und wer ſchläft, der ſündigt nicht, dachte ſie.

Jetzt traten ſie aus dem Tannenwald heraus, und es ging ſanft bergab. Von Zeit zu Zeit blieb Peter ſtehen und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. Es war außerordentlich ſchwül.

Plötzlich rief Kathi: „Peter, Peter, ſieh doch, Pflaumenbäume!“

„Jawohl,“ ſagte er, ohne ſich umzudrehen. Man wußte doch, daß Johann Niedermayers Pflaumenbäume hier anfingen. Das war nichts Merkwürdiges!

Bald nachher rief Kathi wieder: „Peter, ach Peter, hier iſt ein Nußbaum!“ Sie blieb ſtehen und zerrieb ein Blatt zwiſchen ihren Fingern, während ſie wiederholte: „Hier iſt ein Nußbaum!“

Er nickte nur. Jawohl, dieſer Nußbaum ſtand ſeit urdenklichen Zeiten vor dem Hauſe des alten Ploggner, der war nicht erſt heute gewachſen.

Die Sonne war hinter die zackigen Bergkämme hinabgeſunken. Der Abendſchein ließ den Marteller-

gletſcher rot erglühen ... Jetzt bog der Pfad nach Goldrain ab — hinein unter die großen ſchattigen Kaſtanienbäume.

„Peter!“ rief Kathi wieder, aber viel leiſer. „Hier ſind Kaſtanienbäume ...“ Diesmal drehte ſich Peter um, denn ihre Stimme bebte ſo ſehr.

Sie hatte ſich auf den Wegrain geſetzt, hielt den Kopf zwiſchen den Händen und wiegte ſich wie im Schmerz hin und her.

„Ach, heilige Mutter Gottes!“ ſchluchzte ſie, und ſie weinte, weinte — „Hier ſind Kaſtanienbäume!“

Peter blieb unbeweglich neben ihr ſtehen. „Die Ärmſte!“ dachte er. „Sie hatte wahrhaftig ganz vergeſſen, wie es hier unten im Tal ausſieht. Und vor dem Haus ihres Vaters ſteht ja auch ein Kaſtanienbaum, deshalb regt ſie ſich ſo auf.“

Er ſagte nichts, denn er wußte, wenn ein anderer über ſo etwas mit einem ſpricht, dann macht es die Sache nur noch ſchlimmer ... Das beſte war, ſie durfte ſich ausweinen. Und während ſie noch immer weinte und jammerte und ſich den Kopf hielt, dachte er, es wäre gut, wenn ſie nun bald fertig würde, denn über den Schweizerbergen zogen ſchwarze Wolken herauf. Von dieſer Seite pflegten die Gewitter zu kommen, und es wäre vielleicht gut, wenn es nicht mehr zu lange dauerte, bis man unter Dach käme.

Peter ein paar Schritte vor ihr. Ach, wenn er doch etwas sagen würde! Es war so still im Walde. Aber er hatte nicht die Gewohnheit, während des Gehens zu sprechen.

„Wenn wir hinunterkommen, Peter, dann vergiß nicht, daß ich gleich zu Bett gehen und den ganzen Abend verschlafen möchte. Ich werde von dem langen Weg sehr müde ...“ Und wer schläft, der sündigt nicht, dachte sie.

Jetzt traten sie aus dem Tannenwald heraus, und es ging sanft bergab. Von Zeit zu Zeit blieb Peter stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Es war außerordentlich schwül.

Plötzlich rief Kathi: „Peter, Peter, sieh doch, Pflaumenbäume!“

„Jawohl,“ sagte er, ohne sich umzudrehen. Man wußte doch, daß Johann Niedermayers Pflaumenbäume hier anfingen. Das war nichts Merkwürdiges!

Bald nachher rief Kathi wieder: „Peter, ach Peter, hier ist ein Nußbaum!“ Sie blieb stehen und zerrieb ein Blatt zwischen ihren Fingern, während sie wiederholte: „Hier ist ein Nußbaum!“

Er nickte nur. Jawohl, dieser Nußbaum stand seit urdenklichen Zeiten vor dem Hause des alten Ploggner, der war nicht erst heute gewachsen.

Die Sonne war hinter die zackigen Bergkämme hinabgesunken. Der Abendschein ließ den Marteller-

gletſcher rot erglühen ... Jetzt bog der Pfad nach Goldrain ab — hinein unter die großen ſchattigen Kaſtanienbäume.

„Peter!“ rief Kathi wieder, aber viel leiſer. „Hier ſind Kaſtanienbäume ...“ Diesmal drehte ſich Peter um, denn ihre Stimme bebte ſo ſehr.

Sie hatte ſich auf den Wegrain geſetzt, hielt den Kopf zwiſchen den Händen und wiegte ſich wie im Schmerz hin und her.

„Ach, heilige Mutter Gottes!“ ſchluchzte ſie, und ſie weinte, weinte — „Hier ſind Kaſtanienbäume!“

Peter blieb unbeweglich neben ihr ſtehen. „Die Ärmſte!“ dachte er. „Sie hatte wahrhaftig ganz vergeſſen, wie es hier unten im Tal ausſieht. Und vor dem Haus ihres Vaters ſteht ja auch ein Kaſtanienbaum, deshalb regt ſie ſich ſo auf.“

Er ſagte nichts, denn er wußte, wenn ein anderer über ſo etwas mit einem ſpricht, dann macht es die Sache nur noch ſchlimmer ... Das beſte war, ſie durfte ſich ausweinen. Und während ſie noch immer weinte und jammerte und ſich den Kopf hielt, dachte er, es wäre gut, wenn ſie nun bald fertig würde, denn über den Schweizerbergen zogen ſchwarze Wolken herauf. Von dieſer Seite pflegten die Gewitter zu kommen, und es wäre vielleicht gut, wenn es nicht mehr zu lange dauerte, bis man unter Dach käme.

Der alte Mesner Matthias war nicht wohl und mußte ſchon ſeit ein paar Tagen das Bett hüten. Er war immer ſehr bekümmert, wenn er ſeine Amtspflicht einmal verſäumen mußte.

Der Kaplan ſaß an ſeinem Bett; er wußte, daß der Mesner etwas ermunternden Zuſpruch bedurfte. Der bleiche junge Geiſtliche konnte ganz luſtig werden, wenn er mit Kindern und alten Leuten zuſammen war, daß ſie immer ſo recht vergnügt wurden.

„Ja, es iſt mir ganz wunderbar, daß ich hier liegen und die Glocken läuten höre, anſtatt ſelbſt dort droben zu ſtehen," ſagte Matthias. „Wie gut, daß man einen Nachbar hat, der das Läuten beſorgen und ſich überdies im Notfall mit ſeinem Bruder darein teilen kann — aber ſie klingen mir doch nicht ſo ganz richtig. Wie vorhin beim Angelus, da klangen ſie mir ganz fremd. Jeder hat ſo ſeinen eigenen Griff. Und dann habe ich ja auch jedesmal meine eigenen Gedanken dabei, das kann man dem Läuten vielleicht auch anhören."

„Das kann man gewiß, Matthias," ſagte der Kaplan. „Von dem erſten Abend an, wo ich ihn zum erſtenmal hörte, habe ich meine Freude an dieſem Glockenklang gehabt, und ich würde etwas darum geben, wenn Ihr, mein guter Matthias, mir damit zu Grabe läuten würdet."

Dem Alten traten die Tränen in die Augen.

Daß er auch ſo weit fort ging, ſo weit weg von ihnen allen, der gute junge Pfarrer!

Es war ganz dunkel im Zimmer geworden, die beiden glaubten jedoch nicht anders, als daß es von der Dämmerung herrühre. Als dann der Kaplan aufſtand, um zu gehen, warf er einen Blick zum Fenſter hinaus.

„Wir bekommen ein Gewitter," ſagte er.

Über die Berggipfel im Weſten wälzte ſich eine ſchwarzgelbe Wolkenwand herein. Sie glich einem Rieſenvogel mit hochaufgerichtetem Kopf und ungeheuren zerfetzten Flügeln, die ſich mit jagender Eile über den ſtillen Abendhimmel ausbreiteten und deſſen ganze Helle mit einer böſen Dunkelheit verhüllten. Und in der Ferne erklang ein unheilverkündendes Grollen.

Die Frau des Mesners kam aus der Küche herein, um zu ſehen, ob alle Fenſter gut geſchloſſen ſeien. „Es ſteht ein Gewitter am Himmel, Vater," ſagte ſie. „Der Herr Kaplan wird doch nicht gehen wollen? Es bricht los, ehe der Herr Kaplan unter Dach und Fach iſt."

Des Mesners Haus war das erſte des langgeſtreckten Dorfes und lag eine kleine Strecke von den andern entfernt.

Der alte Mann in ſeinem Bett wurde ganz aufgeregt. „Sieht es nicht aus, als könnte es noch

vorbeiziehen?" fragte er mit angſtvollem Geſicht. „Heiliger Joſeph, was ſollten wir denn dann tun?"

Draußen begannen die Baumwipfel hin und her zu ſchwanken und ſich tief niederzubeugen. Dann drang ein haſtiges Leuchten ins Zimmer herein, und ein lautes Grollen folgte.

Der Kaplan trat an Matthias Bett. „Lieber Matthias, Gott hält auch die ſchwärzeſten Wolken in ſeiner Hand," ſagte er.

Jetzt klatſchte ein Regenguß auf das Holzdach herunter.

„Ach, das iſt es nicht," ſagte der alte Mesner. „Aber da liege ich — und es ſollte doch geläutet werden! Barbara, du mußt gleich zum Nachbar ſchicken. Sie denken vielleicht nicht dran, daß gegen das Gewitter geläutet werden muß. Sie ſind es freilich auch nicht ſo gewohnt wie ich."

Die Donnerſchläge ertönten näher und immer näher. Blitz auf Blitz erhellte die Stube und das bekümmerte Geſicht des alten Matthias.

Plötzlich wurde die Haustür aufgeriſſen, und in einen großen dichten Mantel gehüllt trat der Bruder des Nachbars raſch herein.

„Heiliger Antonius!" rief er. „Iſt das ein Wetter. Ich triefe förmlich nur von den paar Schritten da herüber, und die Blitze blenden einen vollſtändig. Ja, ich wollte nur ſagen, daß Sebaſtian

gleich nach dem Angelus wieder ausgegangen iſt, und nun kann man ja nicht wiſſen, wann er wieder heimkommt; ich aber bin zu dem Dienſt nicht zu brauchen, man kann ſich kaum bis zur Kirche durchkämpfen. Und dann hat ja auch der fremde Herr mit der Brille zu meinem Bruder geſagt, dieſes ſchwingende Metall während des Gewitters ziehe den Blitz nur noch an," ſagte er.

„So geht es, wenn man auf die hört, die klüger ſein wollen als unſer Herrgott," ſagte der alte Mesner mit zitternder Stimme. „Wir wiſſen doch wohl beſſer als ſo einer aus den gottloſen Ländern — ohne Berge — daß das Gewitter vorbeizieht, ſobald mit Kirchenglocken geläutet wird. Und hier in der Gemeinde können ſie es gar nicht entbehren. Sie meinen, ſie können ſich nicht recht zum Gebet ſammeln, wenn ſie die Glocken nicht ſprechen hören — lauter als das Gewitter — die ihnen erzählen, daß der liebe Gott noch da iſt."

„Aber ich bin nicht dafür, und ich meine, das kann auch niemand von mir verlangen."

Das Gewitter ſtand nun gerade über Goldrain. Der eine Donnerſchlag rollte noch über den Bergen hin, während der andere ſchon krachte, und durch die Dunkelheit flammten große zackige Blitze.

„Heiliger Joſeph, und da liegt man und muß ſeine Pflicht verſäumen!" rief der bekümmerte Matthias.

„Gebt mir den Schlüssel zum Turm, Anton Hutter," sagte der Kaplan. „Ich kann ja gehen, und ich bin auch schon mehr als einmal mit Matthias da droben gewesen. Es ist am allerbesten, ich bin der — der auch auf diese Weise einmal der Gemeinde predigt."

„Nein, nein, das hätte keinen Sinn," sagte der Mann. „Der Herr Kaplan weiß ja, man ist dabei in Todesgefahr."

„Ja, in Todesgefahr sind wir allezeit," sagte der Kaplan, und ein leichtes Lächeln huschte dabei über seine Züge. „Es gibt fast nur ein einziges Mittel, das Leben zu retten, Anton, nämlich es einzusetzen."

„Nein, nein, es geht nun und nimmer," sagte der alte Mesner bestürzt.

„Meinst du, ich könnte es nicht? Weißt du denn nicht mehr, daß ich es probiert habe? Aber jetzt bin ich ganz gespannt darauf, ob das Läuten auch den richtigen Ton bekommt. Sei nicht zu streng gegen mich, Matthias." Er nickte dem Alten aufmunternd zu. „Ich sage dir auch gleich gute Nacht, denn ich gehe nachher sofort heim, die alte Marianne wird sich dann ein wenig um mich annehmen müssen."

„Nein, nein, der Herr Kaplan darf es nicht tun!" rief der alte Mesner. „Lieber soll die Gemeinde das Läuten einmal entbehren müssen."

Aber ehe die drei Menſchen es ſich ganz klar gemacht hatten, was ihnen angeboten worden war, war der junge Geiſtliche ſchon zur Türe hinaus, und ſie blieben ſprachlos zurück.

Es wurde ganz ſtill im Zimmer; draußen raſte das Gewitter weiter.

Da klopfte es laut an die Türe, und Kaſſian Gamper trat ein.

„Wollt ihr mich beherbergen, bis das Schlimmſte vorüber iſt?“ fragte er. „Das Gewitter hat mich auf offener Landſtraße überraſcht. Ich kann zwar nicht noch näſſer werden, als ich ſchon bin, aber es iſt ſchrecklich draußen.“

„Ach heiliger Joſeph — und der Kaplan, der Kaplan!“ ſtöhnte der alte Matthias in großer Not.

„Was iſt denn mit dem Kaplan?“ fragte Kaſſian.

Als die Anweſenden Kaſſian das nötige mitgeteilt hatten, ſprang dieſer jäh auf. „Habt ihr ihn gehen laſſen?“ rief er.

„Ja, wir hatten ganz den Kopf verloren,“ ſagte die Frau. „Und er hat nicht einmal die Laterne mitbekommen. Wenn er ſich jetzt nur nicht in dem Turme den Hals bricht.“

„Habt ihr ihn gehen laſſen?“ fragte Kaſſian noch einmal.

„Er wollte ja durchaus,“ warf Anton Hutter ſchnell ein.

„Bei dieſem Wetter allein hinaus — in den dunklen Turm hinaus! Nein, das iſt zu arg!“

Raſch nahm er der Frau die Laterne aus der Hand. „Ich gehe ihm nach. Wenn ich ihn nur noch einhole, dann will ich das Läuten beſorgen. Er hat ja nicht die Kraft wie unſereins — und ſein Leben iſt auch mehr wert.“

Kaſſian kämpfte ſich durch den ſtrömenden Regen und den heulenden Sturm hindurch. Die Blitze knatterten und flammten um ihn her, und ein Donnerſchlag um den andern krachte und rollte über ihn hin. Aber er hatte nur einen einzigen Gedanken: den Kaplan zu erreichen und ihn zum Umkehren zu bewegen.

In dem Augenblick, wo Kaſſian die Kirchhofture erreicht hatte, fing die Kirchenglocke an zu läuten.

Ganz ruhig und Vertrauen erweckend — wie wenn ſie allen gut zureden wollte ... Als ob ſie ihre ganze Sicherheit in jedes kleine Häuschen, in jedes angſterfüllte Herz hineinläuten wollte. Ja, mit demſelben vertrauenerweckenden Ton wie an den klaren, friedlichen Sonntagen, wenn ſie die Leute zum Gottesdienſt rief. War es nicht, als ob ſie auch jetzt die Gemeinde herbeirufen, ja, ihr zurufen wollte, alle miteinander dürften das Gefühl haben, ſie ſeien die Gemeinde Gottes auf dem Weg zur Kirche, unter heiligem Schutz ...

Kaſſian ſchritt über den Kirchhof, ſtieß die Turmtüre auf und blieb einen Augenblick unten ſtehen, um ſeine Laterne anzuzünden, während die Glockenklänge über ihm weitertönten.

Dann ſtieg er die ſchmale Treppe hinauf. Als er beinahe droben war und ſein Kopf eben über dem Boden der Glockenſtube auftauchte, ſah er durch die dunkle Dachluke gerade gegenüber einen langen, weißen Blitz hereinfahren — — gerade auf ſich zu — — lang, weiß — —

Ein knatternder, betäubender Donnerſchlag — —

Dann Dunkelheit, Stille — ſchwarze, ſchwarze Nacht — Totenſtille.

— — Wellenringe, die ſich dehnen und dehnen — hin und her ſchwanken und ſchwanken, und ſich nicht greifen laſſen ... Wer iſt man — wer iſt man — kann man ſich ſelbſt faſſen? — —

Wellenringe — ... ſchwarze, ſchwarze Dunkelheit — weiche grundloſe Finſternis ... Und überall ein Finger, ein langer, weißer Finger, der ſich ausſtreckt und deutet, deutet ...

Ach, was hat man ſich doch gewünſcht! ...

Nie, nie ſollte man ihn hervorrufen, den langen, weißen Finger — ihn rufen, damit er einem deute. Er deutet nur auf eine einzige Stelle. Brennend, verſengend — geradenwegs, geradenwegs in einen ſelbſt, in das eigene Herz hinein!

Da ſitzt er — da drinnen! — Wer, wer? Alles ſchwarz, ſtill, unbegreiflich wieder ... Iſt man jemand? —

Dann ein Laut, ein Laut, an den ſich Kaſſian gewiſſermaßen anklammert in Angſt, daß der Laut wieder verſtummen könnte ... Doch der Laut iſt wirklich — er iſt wirklich da. An dem kann er ſich halten.

Ein Laut: platſch, platſch — Regengeplätſcher.

Dann der Turm ... der Kirchturm ... die Treppe ... Gamper ... Kaſſian Gamper. —

Er ſtreicht ſich übers Geſicht — es iſt kalt wie Eis. Ein Zucken, ein Spannen läuft ihm über die Naſe hin. Der Kopf iſt ihm ſchwer wie Blei, der Mund ganz trocken. — Aber er ſitzt hier — auf der Treppenſtufe im Turm. Die Laterne ſteht neben ihm; ſie iſt nicht einmal erloſchen.

Brennt der Turm? Nein, es iſt ganz dunkel ringsum. Nur ab und zu flammt ein haſtiger Schein auf von einem Blitz — aber ſchwächer, ferner. Und der Donner grollt nur noch wie ein wildes Tier, das im Begriff iſt einzuſchlafen.

Das Geläute iſt verſtummt. Die Glocke hängt unbeweglich in der ſchwarzen Finſternis über ihm.

Es koſtet Kaſſian einige Anſtrengung, aufzuſtehen, er nimmt die Laterne und ſteigt die letzten Stufen vollends hinauf.

Als er auf dem Bodenraum vorwärts ſchreitet, ſtößt ſein Fuß an etwas Schweres — Weiches.

Er ſenkt die Laterne ... vor ihm liegt der Kaplan Joſeph Wellner mit aufwärts gerichtetem Geſicht. Bleich, unbeweglich ...

Auf der weißen Stirne iſt ein ſchwarzer Flecken ...

„Heiliger Joſeph — Heiliger Joſeph!“

Kaſſian Gamper ſteht ſo unbeweglich da, wie er vorhin betäubt auf der Treppe geſeſſen hatte.

Blitze, Blitze zucken durch alle ſeine Gedanken.

Aber noch tiefer iſt der Blitz eingedrungen — ganz hinein in ſein eigenes Herz — nach dem vorhin der Tod ſchon gegriffen hatte.

Er bückt ſich über die Geſtalt vor ſeinen Füßen.

Und zart, fürſorglich — wie man es ſeinen großen, groben Fingern gar nicht zugetraut hätte — zieht er eine Locke des hellen Haares über die Stirne herein.

In Goldrain herrſcht tiefe Trauer.

Die Leute hatten ja wohl gewußt, daß ſie ihren Kaplan verlieren würden, daß er weit, weit fort von ihnen ziehen würde — und gewiſſermaßen behielten ſie ihn ja jetzt unter ſich.

Aber es war doch zum Herzbrechen traurig.

Am nächſten Morgen verbreitete ſich die Nach-

richt mit Windeseile über ganz Goldrain — ja in einzelne Häuser noch am selben Abend — daß der Kaplan Joseph Wellner sein Leben eingebüßt hatte, als er an Stelle des alten Matthias auf den Turm ging, um das Gewitter von seiner Gemeinde abzuwehren und alle die geängstigten Herzen zu beruhigen.

Es war ein schöner Tod — gleichsam seine letzte Predigt.

Eines der ersten Häuser, wo man die Trauernachricht erfuhr, war das Kassian Gampers.

Als Kathi und Peter daheim ankamen, war der Hausherr fort. Kathi bat die Base, sogleich zu Bett gehen zu dürfen, und sobald sie in ihrem eigenen Stübchen in dem weißen Bett lag, schlief sie auch ein, und sie schlief so fest, daß sie von dem Gewitter, das kurz nachher losbrach, nicht einmal aufgeweckt wurde.

Die Base und Peter setzten sich in die Stube nebenan an die offene Tür, damit sie da wären, falls Kathi an einem der Donnerschläge erschrocken aufwachen sollte.

Als das Wetter zunahm, wurde sie einen Augenblick unruhig und richtete sich halb im Bette auf.

Aber in demselben Augenblick fing die Kirchenglocke an zu läuten. Kathi fiel auf das Kissen zurück und versank in einen tiefen, friedlichen Schlaf mit den ruhigen Atemzügen eines Kindes.

„Ich möchte wetten, daß ſie in keiner Nacht da droben ſo ruhig geſchlafen hat," ſagte Peter. „Es hatte auch gar keinen Sinn, daß ſie ſo von daheim verbannt war."

Ein krachender, knatternder Donnerſchlag, der unmittelbar auf einen flammenden Blitz folgte, ſchien das ganze Haus in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern.

„Heilige Mutter Gottes!" flüſterte die Baſe.

„Das hat eingeſchlagen," ſagte Peter.

Im ſelben Augenblick verſtummte das Glockenläuten — und das Schlimmſte des Gewitters war überſtanden.

Zwiſchen neun und zehn Uhr, nachdem alles vorbei war, ließ die Baſe das Geſinde zur Ruhe gehen. Sie und Peter aber blieben noch auf, um Kaſſian zu erwarten, deſſen Ausbleiben ſie allmählich ängſtigte.

Als er dann kam, noch blaß und verſtört von dem ſchrecklichen Blitzſchlag, ſah er ganz fremd aus — und nachdem er den beiden nur kurz die erſchütternde Nachricht mitgeteilt hatte, dauerte es eine gute Weile, bis eines von den dreien ſich entſchließen konnte, zur Ruhe zu gehen.

Kaſſian erſtaunte weder über Peters Anweſenheit, noch über die Nachricht, daß Kathi nebenan ſchlafe. Und noch lange, nachdem die Baſe zu Bett gegangen war, hörte ſie den Schritt des Bruders

aus deſſen eigener Stube zu ſich heraufdringen; auf und ab — auf und ab ging er.

Vom frühen Morgen an verſammelte ſich ganz Goldrain um das niedrige, mit blühenden Weinranken bedeckte Haus hinter dem Kirchhof. Ganz ſtille trat einer nach dem andern ein und betrachtete den Toten in dem ſchwarzen Kirchenrock auf ſeinem weißen Lager — das Haar umgab wie ein lichter Kranz das bleiche Geſicht, das jetzt gar ſanft und freundlich ausſah.

„Er ſieht aus, wie jemand, dem ſein Herzenswunſch erfüllt worden iſt," ſagte die weinende Marianne. Sie hatte mit ein paar Männern bei dem Toten gewacht und wollte auch den Tag über da bleiben, ſolange ſie es aushalten würde. Um Mitternacht kamen dann zwei von den Kloſterbrüdern, um die Leichenwache zu halten. Und die Türe von dem Zimmer, wo der Tote lag, nach dem Gärtchen hinaus, ſollte die ganze Nacht hindurch nicht geſchloſſen werden. Er hatte das bei Nacht aus den kleinen Kapellen herausſchimmernde Licht ſo ſehr geliebt, nun ſollte es aus ſeiner eigenen Stube hinausleuchten. Und wenn ein Wanderer vorüberkäme und hereinträte, ſollte ihm das friedliche Geſicht, das gleichſam ein Grüß Gott auf den Lippen hatte, entgegenleuchten.

Alle brachten ſie das Beſte mit, was ſie ſich

denken konnten. Die einen frisch geschnittene Blumen, andere große Perlenkränze, wieder andere die Blumenstöcke von ihren Fenstern, rote Nelken und Pelargonien, die sie neben der Leiche niederstellten. Einige hatten Wachslichter bei sich, andere streuten grüne Zweige.

Bei Kassian Gamper schnitt die Base in ihrem Feierkleid von allen Topfpflanzen Blüten ab. Sie schickte sich an, mit Peter hinüber zu gehen, der darnach gleich den Heimweg antreten wollte. Er sagte, die Eltern könnten ihn nicht länger entbehren. Mit Kassian, der auf alles, was Peter vorbrachte, eingegangen war und dabei nur immer wie geistesabwesend an ihm vorbeigesehen hatte, habe er das nötige gesprochen, und auf Kathi könne er nicht warten, denn sie schlafe immer noch.

„Nein, eben ist sie aufgewacht," sagte die Base, der die Tränen über die Wangen herabliefen, „aber ich glaube, es ist besser, du gehst jetzt nicht hinauf. Mit dem Arm um den Kopf hat sie bis vorhin ganz ruhig geschlafen ... aber dann ist sie wohl durch das Läuten der Kirchenglocken aufgeweckt worden. Sie lag mit offenen Augen wie jemand, der an gar nichts denken will, sondern sich nur freut — wie ein Kind am Weihnachtsmorgen. ‚Ist denn heute Sonntag, Base?' fragt sie. — ‚Nein,' sage ich, ‚hörst du nicht, daß man Trauer läutet?'

Sie richtet ſich im Bett auf und öffnet die Augen weit. — ‚Wer?‘ fragt ſie. Und ich ſage: ‚Einer, den wir alle lieb gehabt haben.‘ — Da ſieht ſie mich an, wie jemand, der um ſein Leben fleht. ‚Nein, es iſt nicht dein Vater,‘ ſage ich, ‚obgleich er nahe genug daran war. Der Kaplan iſt's, der für den alten Matthias heute nacht geläutet hat und vom Blitz erſchlagen worden iſt; dein Vater hat ihn gefunden!‘ Da legt ſie ſich wieder zurück und dreht ſich nach der Wand, und ich glaube, man läßt ſie jetzt am beſten allein. Er hat ſie doch damals ſo ſchön ermahnt. Und nun lebt das alles wieder auf — es mag ihr ſchwer genug fallen, dem armen Ding.“

Als die Baſe nach ungefähr einer Stunde wieder zurückkam, ſetzte ſie ſich zu Kathi hinein, die noch immer das Geſicht der Wand zukehrte, und erzählte ihr ganz ruhig, wie ſchön es geweſen ſei, und wie bald das eine, bald das andere etwas gebracht hätte, um es ſo recht feſtlich um ihn her zu machen. Der Pfarrer habe ſelbſt die Leichenmeſſe geleſen, mit tränenerſtickter Stimme ... Ob Kathi denn nicht auch aufſtehen und hingehen wolle? Er ſehe aus wie ein Heiliger.

Aber Kathi winkte bloß abwehrend mit der Hand; ſtill blieb ſie im Bett liegen und wollte weder eſſen noch trinken.

Aber nachdem alle im Haus zur Ruhe gegangen waren, wanderte Kaſſian Gamper wieder auf und ab, gerade wie in der letzten Nacht.

Nicht in ſeinem Zimmer, ſondern draußen im Flur zwiſchen der Haustüre und der Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Hin und her, beim Schein der kleinen Lampe, die da aufgehängt war, die Hände auf dem Rücken, und dabei drehten ſich ſeine Gedanken nur um einen einzigen Punkt.

„Vor Mitternacht, aber ſpät, wenn alles ſtille iſt. Ja, wir werden ſehen — dann —“

Er war im voraus ſicher, ganz ſicher war er. Und dann kam ja die große Abrechnung.

Ja, das heißt — in den letzten vierundzwanzig Stunden, die ſo lange geweſen waren wie Jahre, hatte er wieder und immer wieder das hervorgeſucht, was er gefühlt hatte, als der Tod über ihm geweſen war — und er wußte wohl, die größte Abrechnung, die muß der Menſch mit ſich ſelbſt halten.

Aber auch hier hatte er ein Recht — nein, eine Pflicht — als Vater. Und das Recht muß ſeinen Gang gehen, niemand kann ihm entrinnen, es muß ſeinen Gang gehen. Vom Turme ſchlug es elf Uhr; ſchwer und gewichtig, — als ſagten die Schläge Ja und wieder Ja dazu.

Dieſe Uhr in dieſem Turm — ſie konnte davon reden, daß das Recht ſeinen Gang ging.

Es wurde wieder nächtlich still.

Jetzt wurde droben eine Tür auf und wieder zugemacht — ganz leise. Kassian hielt an und stellte sich dann in den Schatten der Treppe.

Die Treppe herunter kamen leise, vorsichtige Schritte. Eine Stufe knarrte, und die Schritte hielten inne.

Kassian wunderte sich darüber, daß ein so leiser Ton sie hatte erschrecken können — wenn doch sein Herz hämmerte und hämmerte, daß es nur so dröhnte.

Die Schritte glitten weiter herunter — sie erreichten den Flur .... Und dann — stand er vor ihr.

Schrie sie? Hatte jemand geschrien? Nein, sie jedenfalls nicht. Denn sie stand nur vor ihm — wie ein Kind, das weiß, daß es sich nicht wehren kann. Regungslos, in ein großes schwarzes Halstuch gehüllt, das sie um den Kopf geschlungen hatte und dicht um sich zusammenhielt.

So regungslos, daß ihre gelblichweißen und ein wenig geschwollenen Augenlider aussahen, als seien sie aus Wachs geformt.

Warum sagte sie denn nichts? Sie hätte doch etwas sagen können — irgend etwas, das eine Erklärung gewesen wäre ... das hätte sie doch leicht zusammenbringen können. Warum stand sie nur da

wie ein Kind, das ſich nicht wehren kann? Dann mußte ja er ſprechen — dann mußte er ja ...

Aber nur ein wenig beſonnen mußte er anfangen ... Sonſt benahm ihm das große Wort, das jetzt geſprochen werden mußte, ganz den Atem.

„So, du biſt's. Biſt du's, Kathi, biſt du's?"

Er mußte innehalten, bis ſein Herz ſich ein bißchen beruhigt hatte.

„Und du willſt hinaus, nicht wahr? — Denn — du haſt dir vielleicht überlegt, daß du jetzt dorthin gehen könnteſt?"

Ihre Lippen bewegten ſich zu einem Ja, das aber keinen Ton hatte.

„Ja, du hatteſt doch wohl gleich gedacht, daß du hinmüßteſt? Wie alle die andern auch?"

Wieder das lautloſe Ja.

„Aber — als du dann gehört haſt, wie ſich alle dort drängten — da haſt du gedacht, es wäre doch ſonderbar, wenn du ſo plötzlich mit ihnen allen wieder zuſammentreffen würdeſt .. Nicht? Jetzt, wo — wo du ſo lange weggeweſen biſt? Deshalb haſt du bis zum Abend gewartet — weil du dir denken konnteſt, daß da niemand mehr dort ſei."

Wieder bewegten ſich ihre Lippen zum Ja.

„Aber jetzt willſt du auch hingehen. Ja, das iſt nur natürlich."

Was war doch das? Stand er nicht da und

ſagte alles das, was ſie hätte ſagen können, was ſie zum Vorwand hätte finden ſollen? Was war doch das? Wollte er ſie zuerſt ſicher machen — und dann nachher damit herauskommen?

Plötzlich wurde ſein Geſicht ganz blaß. Sein Blick war auf die Stelle gefallen, wo ſie unter dem Tuch ihre Hände hatte.

„Sie hat ſie bei ſich," dachte er. „Sie hat ſie wirklich bei ſich. Sie hat ſie in der Hand — ſie will ſie dort niederlegen, daß ſie mitkommen könnten. — Nein, nein . . ."

Schwer und groß fiel ſeine Hand auf die ihrige, ſchob das Tuch zurück — und zog die langen, zuſammengeſchlungenen Flechten hervor, die ſie in der Hand trug.

Nein, ſie ſchrie nicht . . . Aber die Augenlider hoben ſich jäh in bebender Angſt, und ihre Augen ſahen ihn mit Aloiſias Augen an —

Er griff nach den ſchweren Zöpfen — und wog ſie unwillkürlich in ſeiner Hand, aus alter Gewohnheit.

Aber in dieſer Bewegung war etwas, das ſich gegen ihn ſelbſt wandte, was ihm ans Herz griff.

„Nun ja — und du haſt auch gehört, daß ſie alle miteinander aus der Dankbarkeit ihres Herzens heraus das eine und andere mit dorthin gebracht haben . . . das Beſte, was ſie ſich denken konnten . . .

deshalb haſt du auch nicht mit leeren Händen kommen wollen, ſondern du wollteſt auch — von Herzen — und ſo haſt du das — denn du haſt ja nichts anderes, Kathi."

„Nein, ich habe nichts anderes."

Kaſſian ließ die Flechten los.

„Aber — bleib nicht zu lange fort, Kathi. Es iſt ſpät, es iſt ſpät."

Es klang, wie wenn ſie eine Unruhe in ſeinem Innern beſchwichtigen wollte, als ſie erwiderte: „Ich werde gleich wieder da ſein."

„Ja, denn Peter hat mir aufgetragen, gut auf dich aufzupaſſen. Und er verläßt ſich ja jetzt darauf, daß du ihm eine gute Frau wirſt. Eine gute, getreue und fleißige Frau."

Sie ſchaute nicht auf, ſagte aber plötzlich ganz laut — wie jemand, der im Schlaf ſpricht und ſeine Stimme nicht in der Gewalt hat — und feſt, wie wenn ſie ein Gelübde ablegte: „Ja."

Kaſſian tat einen tiefen Atemzug — er wußte, darauf konnte man ſich verlaſſen. Einen Augenblick ſtanden ſich die beiden ſtumm gegenüber.

Dann ſagte er nur: „Ja, ſo geh denn mit Gott, Kathi ... Geh mit Gott. — Ich laſſe die Lampe ſolange brennen."

Sie glitt an ihm vorbei — zur Tür hinaus, die ſie hinter ſich zumachte. Er war allein im Flur.

Wie, wie? Hatte er ſie gehen laſſen? Sie dorthin gehen laſſen... Nein, nein! In Ewigkeit nicht! Und ſo leichten Kaufs ſollte ſie auch nicht davon kommen! Jetzt hatte er ſie — an dieſem Abend mußte geſprochen werden! Die große, große Abrechnung war da, ſie mußte gehalten werden...

Er riß die Tür auf, ſprang in die Dunkelheit hinaus und lief ihr nach.

Als ſie ihn kommen hörte, blieb ſie ſtehen. Sie wandte ſich um — und ſah ihn wieder an, gerade wie vorhin — im flackernden Schein der Lampe vom Flur her. Mit den Augen der ſeligen Aloiſia —

Er winkte ihr mit der Hand zu.

„Ja — ſo geh nun mit Gott, Kathi," wiederholte er tonlos. „Geh mit Gott!"

Aber ſie blieb ſtehen. Und ihm war plötzlich, als ob ſie wüchſe — als werde ſie ganz groß in der Nacht da draußen. Und ſie ſah ihn an, wie jemand, den der Schmerz gereift hat, wie jemand, der ſelbſt alles aufgegeben hat — und deshalb vor nichts mehr Angſt zu haben braucht.

Dann hob ſie die Hand auf, die die langen Flechten hielt. „Ich will ſie in den Fluß werfen," ſagte ſie. „Dann iſt gar nichts mehr von der Kathi in Goldrain übrig."

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Und dann will ich dorthin gehen — — und beten ... Denn dann bin ich eine, die tot und begraben ist.“

Er winkte ihr nur mit der Hand zu — aber brachte kein Wort mehr heraus.

Kurz nachher verloren sich ihre Schritte in der Dunkelheit und Stille ...

Der Letzte des Geſchlechts

Der Letzte des Geſchlechts

Es war ein uraltes Geſchlecht, und es war einſt ſo mächtig und groß geweſen, daß nur ganz wenige von den zinnengekrönten Burgen im Vintſchgau in Tirol, die jetzt nur noch Adlerneſter oder Bauerngehöfte ſind, nicht auch einmal in deſſen Händen geweſen wären, oder deren Bewohner nicht auf irgend eine Weiſe mit dieſem Geſchlecht in Verbindung geſtanden hätten.

Jedes Kind dieſes Geſchlechts konnte von Berg zu Berg deuten und einem davon erzählen.

Die kaſtellartige Burg mit dem trotzigen, düſteren Turm, der über einer jähen Felſenkuppe aufragte, war der älteſte Herrſchaftsſitz des Geſchlechts. Dieſe Burg hatte einſt unter Graf Hugo eine monatelange Belagerung ausgehalten, während der er ſelbſt ſtets luſtig und guter Dinge war, die Dienſtmannen aber den Schmachtriemen immer enger ſchnallen mußten. Schließlich war indes doch aller Vorrat aufgebraucht, und nur noch eine kleine Ziege übrig,

die der Küchenmeister eben für den Herrn schlachten und zubereiten wollte. Aber Graf Hugo wollte nicht essen, wenn seine Mannen hungerten.

„Das ist nicht genug für uns, Genossen," sagte er, indem er die Ziege in die Höhe hob und dabei lachte, daß es dröhnte. „Wir wollen sie dem Feinde anbieten!"

Er ließ das Tier den Belagerern hinunterwerfen und ihnen zurufen, dies schicke ihnen Graf Hugo zum Abendessen, weil er wohl wisse, wie schwer es für sie sei, sich ein solches zu verschaffen. In derselben Nacht aber zogen die Belagerer ab: eine Burg, die auch noch Lebensmittel für den Feind übrig hatte, mußte aufgegeben werden.

Das rote Schloß mit dem runden Turm hatte immer wie ein Leuchtturm in die Nacht hinausgeschimmert, weil Graf Ulrich bei seinen Festen stets unzählige Kerzen hatte anzünden lassen. Die schönsten Damen in meilenweitem Umkreis kamen auf den schmalen Geißenpfaden, die sich zur Burg hinaufschlängelten, dahergeritten, um seine frohen Gäste zu sein.

Das breite weiße Schloß mit dem steilen Dach, das sich über die hochgewölbten Wipfel der Kastanienbäume erhebt, kam durch die Heirat des Grafen Adalbert in den Besitz des Geschlechts.

Dieser hatte die Goldadern in dem Berge ent-

deckt, und er war so reich, daß er seine Pferde mit Silber beschlagen ließ. Als ihm aber die Seuche in einer Nacht drei von seinen Kindern entriß, warf er all sein Gold in den Fluß, wo die glänzenden Wellen es mit sich fortführen mochten, machte aus seinem großen weißen Schloß ein Kloster und zog barfuß ins heilige Land.

Ein roter Vogel mit ausgebreiteten Schwingen zeigte das Wappen derer von Hoheneck. So groß und stolz und vornehm sah er aus, daß er gar nicht einem richtigen Vogel glich, sondern an den Tiroler Adler erinnerte. Diesen großen Vogel hatte das Geschlecht schon Jahrhunderte lang in seinem Wappen getragen, ehe der Dichter den Tiroler Adler besang, dessen Federn von Sonnenglut, Wein und Feindesblut rot seien, aber es war, als habe den Trägern dieses Namens derselbe Gedanke vorgeschwebt.

Denn in dem Geschlecht ging die Sage, jeder Hoheneck müsse wohl acht geben, daß der Vogel im Wappenschild nicht unter seinen Händen verblasse. Der Adler leuchte in röterem Scheine, wenn der Träger des Namens sein Gut, seine Macht, sein Ansehen auf dem väterlichen Besitz vermehre; denn je mehr rote Sonnenglut in weitem Umkreis, desto mehr rote Trauben ernte man unter dem Wappenschild, und wenn einer Kriegsehre

erwerbe, so könne er die Federn des Wappenvogels mit rauchendem Feindesblut dunkler färben!

Im Lauf der Jahrhunderte schrumpfte indes der Bodenbesitz zusammen; und schließlich war von allen den mächtigen Besitzungen nur noch ein kleines Alpenschloß übrig, das mehr als fünftausend Fuß über dem Meere lag, wohl verborgen in der Einsamkeit der hohen Berge.

Aber das Geschlecht hatte eben doch noch ein Schloß und konnte den Fuß auf eigenen Grund und Boden setzen. Und die Kriegsehre hatte es auch nicht aufgegeben; die ältesten männlichen Träger des Namens hatten von jeher immer im Heere gestanden. Und so war es auch bei dem letzten. Denn sogar dieses große Geschlecht war so zusammengeschmolzen, daß jetzt nur noch einer übrig war, in dessen Händen der Wappenschild ruhte, nur einer, der die roten Federn des Vogels beschützen und neues Blut in dessen Adern gießen sollte.

Ein unvergleichliches Fest war es für alle die kleinen Vettern und Basen im zweiten und dritten Glied, wenn sie aus den großen Städten mit den engen, lärmenden Straßen nach dem Schloß im Gebirge reisen durften. Ein Sommeraufenthalt da droben, das war der Traum der Wintermonate!

Um Vetter Oswalds Scheitel stand ein goldener

Strahlenglanz, denn er war der Erbe dieses Märchenreiches; ja, der Besitzer davon, konnte man wohl sagen, denn Graf Bernhard Ludwig war schon tot und begraben, als Oswald das Licht der Welt erblickt hatte. Das gab ihm eine Oberhoheit, vor der sich alle beugten. Alle außer einer vielleicht. Die anderen hatten wohl auch erhabene Namen und Ahnen hinter sich, aber hinter Oswalds Namen stand das Schloß, das Alpenschloß. Er hieß von und zu, war der Herr dieses Wunderlandes, des Herrensitzes, der in ganz Europa dem Himmel am nächsten war.

Und er war der einzige seines Namens, der einzige, der ihn hergeben, ihn weiterführen und neuen Glanz ihm verleihen konnte!

Er wußte wohl, daß er wichtiger war als die anderen. Frau Adelheid hatte ihm von klein auf nichts anderes erzählt. Sie war ungeheuer stolz auf den alten Namen, — sie hatte auch den Grafen Bernhard Ludwig nur allein deshalb genommen — ungeheuer stolz auf ihren schlanken Jungen und all das, was er sollte.

Am liebsten hätte sie die Kinder der ganzen Verwandtschaft im Sommer da droben gehabt, damit Oswald recht viele Spielkameraden hätte. Aber das Schloß konnte nicht so viele beherbergen, und die Reise war weit und beschwerlich.

Klara war am öftesten da; aber ihr großer

breitschultriger Vater war auch Gräfin Adelheids geliebter Halbbruder, mit dem sie im Winter in Innsbruck Tür an Türe wohnte. Und nach Klara war Irene der häufigste Gast; deren Mutter war von Jugend auf Frau Adelheids liebste Cousine und Freundin gewesen.

Nie wieder vergaß Irene ihre erste Reise hinauf aufs Schloß. Es war ihr, als fahre sie mitten hinein zwischen die Blätter ihres großen alten Märchenbuches mit den wunderbaren Bildern.

Wie sie und ihre Mutter von Augsburg nach München kamen, das entschwand ihr vollständig. Sie blieben dort mehrere Tage bei dem Oheim Leopold, und er begleitete sie, als sie früh am Morgen weiter reisten.

Vor dem schweren, dahinrumpelnden Reisewagen lag eine flache Ebene, die nicht interessant aussah. Aber draußen am Horizont standen große, blaue, goldumsäumte Wolken. Irene deutete mit ihren kleinen, beweglichen Fingern darauf. „Sieh, Mutter, sieh, die Wolken!“ rief sie.

Da traten der Mutter die Tränen in die Augen. „Das sind die Alpen,“ sagte sie.

Und sie wurden höher, dunkler — die Alpen dort draußen. Dann öffneten sie sich wie große Tore, die vor den Reisenden zur Seite glitten, und diese fuhren in grüne Täler hinein mit plätschernden

Bächen, mit niedrigen, freundlichen Häusern, mit Feigenbäumen, Weinranken und Rosen! Die Berge hatten schneebedeckte Gipfel, die, tiefe Abgründe zwischen sich, hoch über den Wolken aufragten.

Dann kam Innsbruck. Der Wagen rasselte und rumpelte durch die engen Gassen mit den Arkaden an den Häusern, wo große Mengen Obst zum Verkauf aufgehäuft lagen, und wo Irene zum erstenmal die Granatäpfel mit ihren leuchtend roten Kernen sah.

Dann hielten die Reisenden vor dem Goldenen Adler. Da war das Eckzimmer, von dem aus Andreas Hofer einst seine treuherzige Rede — die die Mutter auswendig konnte — an das drunten auf dem Marktplatz stehende Volk gehalten hatte.

Sie fuhren weiter, noch zwei Tage lang. Der Weg führte dicht an jähen, drohend hohen Felswänden hin, an denen zwischen kleinen grünen, keck emporkletternden Zwergfarnen Wasser herausfickerte, und zwischen denen in der Tiefe ein Fluß dahinrauschte.

Da hatte Mutter angefangen, auf die alten ragenden Burgen zu deuten, die wie mit den Felsen verwachsen waren, und von Vetter Oswalds Ahnen zu erzählen.

Irene schlief ein und erwachte wieder; aber immer brauste der Fluß auf der einen Seite, und

immer ragte droben auf den Felsen eine zinnengeschmückte Burg auf, mit der irgend ein Vorfahre etwas zu tun gehabt hatte. Mutter erzählte von Graf Hugo, Graf Adalbert und Graf Ulrich, und von dem Vogel in dem alten Wappen, der so rot war wie der Tiroler Adler — glühend rot von der roten Sonne über den Berggipfeln, dem roten Wein und dem Feindesblut — und der in Oswalds Händen nicht verblassen dürfe.

Irene begriff, daß Vetter Oswald mindestens General wie der Großvater werden und irgend einen Krieg in der Welt draußen anfangen mußte — und die Türken verjagen ... und die Tochter des Kaisers heiraten ...

Der weiße Weg führte an der Bergwand hin. Man komme sehr hoch hinauf, sagte Mutter, mehrere tausend Fuß hoch. Es wurde kühl am Abend. — Ja, nun sei man bald dort. Kühe zogen vorüber mit Glocken um den Hals — und Mutter fing an ganz leise vor sich hin zu singen.

Jetzt hielten sie vor dem Hospiz, das an einem kleinen schwermütigen See lag, und sie stiegen aus.

Es war kein Wagen da, und auch keine Pferde zum Reiten. Sie mußten zu Fuß gehen — ein paar Männer warteten auf sie, die das Gepäck tragen sollten — ja, und es gab nicht einmal einen richtigen Weg. Nur einen ganz schmalen Pfad,

zuerst durch den Tannenwald — dann hinauf, immer weiter hinauf über den Wiesenhang, dessen Blumen sanft durch die Dämmerung leuchteten — große Märchenblumen, die sonst nicht auf Wiesen wuchsen — und wo sich die auf beiden Seiten blauenden Firnen im Hintergrunde zusammenschlossen.

Zwischen den Blumen rieselte ein Bächlein daher; sein Plätschern klang wie kleine gläserne Glocken — sonst kein Laut ringsumher. —

Der Pfad wurde steiler, ein Wegkreuz stand an einer Biegung und breitete die Arme aus ... und dann kam das Schloß.

Es erhob sich mitten auf der Wiese mit seinem runden Turm, seinen gezackten Giebeln, seinem zierlichen hölzernen Altan, ohne ein Gittertor, ohne Garten, ohne zugeschnittene Hecken. Ringsumher ragten einzelne, niedrige, mit Steinen beschwerte Holzdächer auf, und am westlichen Ende stand ein Kirchlein, das dazu gehörte und seinen etwas kleinen Turm förmlich zu recken schien.

Die Reisenden gingen ins Schloß hinein und stiegen eine etwas schmale Treppe hinauf. Sie kamen an einer Küche mit einer rauchgeschwärzten gewölbten Decke vorüber, wo sich wohl allerlei Spukgestalten vermuten ließen, die da ihr Wesen trieben, und wo die Flammen auf dem Herd um

einen Dreifuß flackerten und Tante Linas Wangen dunkelrot färbten.

Tante Adelheid hatte die Gäste auf der Wiese begrüßt und die Mutter so freudig umarmt, als wollte sie sie nicht mehr los lassen; aber Tante Lena — wie sie für alle hieß, obgleich sie die Schwester von Oswalds Vater war — stand in der Küche bei den Mägden und sorgte dafür, daß das Abendessen für die lieben Gäste gut werde.

Dann befand man sich in einer großen holzgetäferten Stube, wo vierzehn Ahnen in einer Reihe an den Wänden hingen und unter der Decke mit ausgebreiteten Schwingen ein Adler schwebte, den Graf Bernhard Ludwig mit eigener Hand erlegt hatte. In der Mitte stand ein großer Tisch, auf dem schon das Tischtuch lag, und von diesem Zimmer aus ging es hinaus auf den Altan.

Irene lief gleich hinaus, um den Pfad zu sehen, den sie eben heraufgekommen war.

Und als sie nun da draußen stand, das große Gebirge vor sich, das unten schon in Dämmerung gehüllt war, während die fernen Berggipfel noch rot leuchteten, in einem Duft, einer Stille, einer Kühle, wie wenn ein frischer Quell durch die Luft rieselte, da wußte sie, daß sie sich jetzt in den Alpen befand — es war wie im Himmel.

Und da geschah etwas Merkwürdiges, etwas

Geheimnisvolles, Feierliches — es war ihr zumut, wie es in jenem Liede heißt: ſie liebten einander...

Mit ihren ſchlanken Kinderfingern umfaßte ſie das Altangeländer, beugte ſich vor und flüſterte mit einem wonnigen Schauder: „Ich liebe dich — ich liebe dich!“

Denn der Ort nahm ſie gefangen — wie mit Liebesmacht.

An dieſen erſten Abend von jenem erſten Beſuch erinnerte ſich Irene ganz beſonders gut. Sonſt glitten die Erinnerungen an die wunderſchönen Sommer der Kinderzeit, bis Irene vierzehn Jahre alt war, ineinander.

Ach, die Wieſen — die Wieſen, wo ſie in Gold und roter Glut förmlich watete, wo ſie an den zähen Blumenſtielen zerrte, um alle in die großen Sträuße zu winden für Tante Adelheids chineſiſche Vaſen — und dann ihre Hände tief in den Bach tauchte, deſſen Wellen ſo helle plätſcherten, daß es klang, als ob Eisſtückchen auf Steinen aufſchlügen. Ihre Hände lagen kalt und grünlich bleich im Waſſer, während dieſes über ſie hinrieſelte und ihr ſelbſt ein kühler Schauer über den Rücken lief!

Ach der Wald — der dunkle Wald an der Berglehne, wo ſie mit angehaltenem Atem ſtehen blieb, um auf das Rauſchen in den Wipfeln zu

lauschen, das klang, wie wenn die langen Fichtenstämme allen den kleinen Blümelein auf dem Waldboden Märchen erzählten, und wo es zwischen den sonnendurchglühten Felsblöcken große, purpurrote reife Erdbeeren gab!

Und der ruhige See drunten beim Hospiz, der es duldete, daß die Leute so viel aus ihm herausfischten, als sie nur konnten — und sich in Nachen auf ihm schaukelten! — Und der viel kleinere See hoch droben, in dessen blanker Oberfläche die dichten Tannen sich spiegelten und aussahen wie lange Pinsel, die den See dunkelgrün gefärbt hätten, und wo man, wenn einem das Glück hold war, die Goldforellen im Wasser blinken sah!

Und die winzig kleine Kirche, wo man sich zur Frühmesse einfinden sollte, wo es immer in dem alten Holzwerk krachte, und wo eine große Mutter Gottes in einem blauseidenen Kleid stand, mit einer hohen goldenen Krone, die schon ganz schwarz war, aber nicht erneuert werden durfte, weil es eine Familien-Madonna war!

Und die nur eine halbe Stunde vom Schloß entfernte Sennhütte, wo Tante Adelheid in ihren spitzigen Schuhen mit den hohen Absätzen immer vor dem Kuhstall, durch den man doch hindurch mußte, stehen blieb, bis Onkel Leopold und noch jemand sie auf gekreuzten Händen hinübertrugen!

Wo es Sahne gab, die man mit großen hölzernen Löffeln eſſen mußte!

Und dort durfte man die Sennerin, oder den Hirten durchaus nicht nach dem kleinen grauen Männlein fragen, das bei Nacht auf dem Herd ſaß und große Flammen aus kalter grauer Aſche herausblies — oder nach den ſchweren, ſchweren Schritten, die durch die Dunkelheit auf die Türe zukamen, während das Vieh wie ein Menſch in Qual brüllte ... Aber Irene konnte es doch nicht laſſen, den Hirtenjungen in einem Winkel ein wenig darnach auszufragen, und der ſagte, während ſeine Augen ſcheu umherliefen, wenn man nur nicht vergeſſe, zu ſagen: „Nun ſchlafe ich im Namen des allmächtigen Gottes ein,“ und zwar ſo laut, daß man es draußen verſtehen könnte, dann ſei alles gut!

Und die Gewitter bei Nacht, wenn es donnerte, wie wenn die Berge einſtürzen ſollten, und alle im Schloſſe aufſtanden und ſich in der großen Stube verſammelten! Ach, dieſe merkwürdigen Stunden, wenn Irene mit bebendem Herzen in die Wolken hinausſchaute, die ſich unter dem Schloſſe hinwälzten, und aus denen große zackige Blitze herauszuckten; wenn ſie darauf lauſchte, ob die Lawinen nicht krachend zu Tal ſtürzten, bis endlich die kleine Kirchenglocke zu läuten begann und ihre dünne Stimme beruhigend erhob, ſodaß es klang, wie wenn

ein kleines Kind einen zornigen Riesen zu beruhigen versuchte!

Und der Besuch in dem großen, glänzend weißen Kloster auf dem Berge jenseits des Tales, wohin man drei bis vier Stunden unterwegs war, wo man dann in dem gewölbten Refektorium der Schwarzen Brüder Kaffee bekam mit frommen Kuchen dazu, die in der alten Form der Pilgermuscheln gebacken waren ... Und wo einer der hohen Patres so wunderbare Augen hatte, daß sie durch die Mauern hindurch sehen konnten, wie viel Uhr es auf der Turmuhr im Hofe war!

Und die Abende daheim, wenn Tante Adelheid Klavier spielte, daß man nicht mehr zu atmen wagte, und das kleine Spinett beinahe zersprang! Oder wenn Tante Lina ihre französischen Liedchen spielte und alle miteinander danach tanzten!

Draußen glitt ein heller, stiller Mond am Himmel hin. Auf den Wiesen lag ein glitzernder, wie aus Silber gewobener Schleier, unter dem die Blumen gewiß glückselig träumten! Und die Tannen ragten in der hellen Nacht wie erloschene Fackeln auf.

Da oben war — nicht der Himmel, wie Irene im ersten Augenblick gedacht hatte — sondern die wahre Erde, wie der liebe Gott sie erschaffen hatte. Deshalb war da oben auch das wahre Leben. Da konnte man leben — wirklich leben.

Irene erinnerte sich nachher immer nur an das Gute. Aber die Tage konnten auch da oben böse sein. Hauptsächlich weil sie selbst etwas Böses mitbrachte.

Sie hatte schlanke, bewegliche Finger, die geschickt zu allem waren, behende zu erfassen, aber auch zu zerstören. Ihre Spielsachen zerbrach sie meistens, wenn sie sie am liebsten hatte. Und wenn sie so recht aus Herzenslust mit anderen Kindern spielte, die ihre Mutter eingeladen hatte, dann hatte sie immer den Drang, das Spiel zu stören und ihre eigene Freude in Scherben zu schlagen.

Und da oben ging es genau ebenso. Keines von den andern fand so viele schöne Steine, Blumen und Beeren wie Irene — aber sie verlor sie, sie verdarb sie, während sie mit ihnen nach Hause rannte. Und wenn die Freude in der jungen Schar auf ihrem Höhepunkt angelangt war, dann zerbrach sie ihr unter den Händen, wie der Spiegel im Wasser zerstört wird, wenn man hineinschlägt.

Warum war sie so? Oft war sie selbst ganz verzweifelt darüber.

„Sei doch wie Klara," sagte ihre Mutter. Denn Klara war ganz anders; sie war nicht nur vornehm und schön, sondern fügte auch weder sich selbst noch anderen je ein Leid zu. Mit kleinen, bedächtigen Schritten wandelte sie daher und gab

wohl acht auf sich; sie kletterte auch nicht wie eine Wilde unbesteigbare Höhen hinauf und gelangte doch immer dahin, wo sie hinwollte, ohne erst Hals über Kopf wieder umkehren zu müssen. Ihre Kleider hatten nicht immer Risse, und ihr Haar war nicht zerzaust.

„Sei wie Klara!“ Ja, konnte sie denn ihr dunkles krauses, widerspenstiges Haar hell und weich, ihre Augen blaugrau und ruhig machen, konnte sie sich laue Milch in die Adern gießen?

Warum war sie dann nicht so geschaffen wie Klara? Alsdann hätte sie nie nötig gehabt, über sich selbst wütend zu sein, sich nie wie gerade jetzt am Abend über so vieles grämen müssen, was sie nicht gemeint, nicht gewollt, — aber doch im Lauf des Tages getan und gesagt hatte.

Und doch war noch ein schlimmerer Friedensstörer da droben, als der, den sie in ihrem eigenen Herzen mitbrachte. Einer war da, der, wo er ging und stand, für Irene einen langen schwarzen Schatten auf diese Stätte warf. Denn sie liebte diese Stätte, jeden Stein, jeden Grashalm, jedes Sandkorn — aber das alles gehörte ihm; er war der Herr darüber!

Aber gehörte einem ein Ort nicht viel mehr zu eigen, wenn man ihn mit seinem ganzen Herzen liebte, als wenn man ihn nur geerbt hatte?

Die andern ſagten, er liebe den Ort auch. Aber dann liebte er ihn grau und kühl, wie die meiſten Menſchen zu lieben pflegen. Nicht rot — nicht feuerrot wie ſie.

Mit ſeinem Recht ſtand er feſt darauf. Nicht ein Stäubchen davon wollte er aufgeben. Bis hinauf zu den leuchtenden Berggipfeln gehörte der Ort ihm, ihm allein. — Und er konnte davon ausſchließen, wen er wollte, denn Tante Adelheid richtete ſich ſklaviſch nach den Wünſchen ihres Sohnes.

Irene ballte ihre kleinen Fäuſte, daß die Knöchel weiß hervorſchimmerten, und ſie haßte ihn um des Rechts willen, das er auf dieſe Stätte hatte.

Und die Geſchichte mit den kleinen Zicklein im erſten Sommer hatte die Sache auch nicht beſſer gemacht.

Dieſe Zicklein waren alle ganz kreideweiß, ſie hatten gleichſam verwunderte Kindergeſichter und winzig kleine Hörner. Irene liebte ſie heiß und kletterte oft hinter dem Hirtenjungen her, um ſie zu ſtreicheln und Blätter für ſie zu ſuchen. Der Hirte betrachtete das Kind mit dem ſonderbaren Geſicht, dem roten Mund und den glänzenden Augen, und ſagte: „Sie gehören dir.“

Sie wußte wohl, daß der arme barfüßige Alois die Tiere nicht ſo verſchenken konnte, daß ſie ſie in ihrem Reiſewagen mit nach Augsburg

hätte nehmen können; aber er schenkte sie ihr so, wie er sie schenken konnte: er machte sie zu den ihrigen und hütete sie als die ihrigen. Und sie freute sich darüber wie über ein königliches Geschenk.

Aber eines Tages waren die Zicklein verschwunden, und erst nach langem Suchen entdeckte sie der Hirte tief drunten in einer Schlucht, das heißt, auf halber Höhe. Mitten auf der kahlen, steilen Felswand war ein kleiner Vorsprung, wo die armen Tiere dicht aneinander geschmiegt meckernd standen. Wie sie da hinuntergekommen waren, das konnte nicht aufgeklärt werden — nicht einmal Geißen war es möglich, dort zu klettern, und die Zicklein konnten weder herauf noch hinunter.

Der Hirtenjunge kehrte verzweifelt mit der Herde heim und bat inständig, es möchten doch ein paar Männer mit hinaufkommen. Er wolle sich an einem Strick hinunterlassen und die Zicklein retten.

Irene lief gleich mit — und dann machten sich auch die andern auf den Weg. Sie standen drunten in der Schlucht, schauten zu den unglücklichen Tieren hinauf und besprachen sich, was man tun könnte.

Aber Oswald trat vor und sagte, es dürften keine Rettungsversuche gemacht werden. Es sei unmöglich, von unten hinaufzuklettern, und von oben seien sie viel zu weit drunten, als daß sich jemand hinunterlassen dürfte. Selbst wenn man

ein so langes Seil herbeischaffen könnte, wäre es mit Lebensgefahr verbunden.

Die andern mußten ihm recht geben, obgleich ihnen die armen Tiere herzlich leid taten. Aber der Hirtenjunge flüsterte Irene ins Ohr: „Weine nicht, ich werde es doch versuchen, wenn ihr alle wieder gegangen seid.“

Da holte Vetter Oswald seine Flinte und erschoß die armen Zicklein.

„Alois hätte es doch versucht,“ sagte er. „Und das wäre ja auch seine Pflicht gewesen, denn er ist für die Tiere verantwortlich. Ich aber bin für das Leben meiner Untergebenen verantwortlich.“

Alle bewunderten den schlanken, fünfzehnjährigen Jungen wegen seines bestimmten Auftretens und seines gereiften Verantwortungsgefühls. Aber Irene war dem Weinen nahe vor Schmerz und Zorn. Und der arme Hirtenjunge Alois, der hatte zusehen müssen, wie die Tiere, die er liebte, vor seinen Augen erschossen und ihm sein Geschenk für sie entrissen wurde!

Irene, die sich noch nie von einem Manne hatte küssen lassen, die es nicht einmal dulden wollte, daß Onkel Leopold es tat, eilte auf den Hirtenjungen zu, nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn.

Er war nur unglücklich darüber und entfloh, sie

aber wurde von ihrer Mutter gescholten wie noch nie, und Oswald sah sie so empört an, wie wenn er Lust hätte, sie sofort zu verbannen. Aber sie bereute es nicht.

Damit war der Streit zwischen ihr und ihrem Vetter entbrannt. Von ihrer Seite wenigstens, denn er ließ sich nie zu einer Feindschaft mit einem Mädchen herab, und das ärgerte sie doppelt.

Als sie dann eines Tages das Mißgeschick hatte, eine der großen chinesischen Vasen zu zerbrechen, und Tante Lina sagte: „Kind, Kind, nimm dich doch in acht, sonst kann es dir einmal passieren, daß du einem Menschen ein Leid antust!“ Da wußte Irene, daß es wohl einen Menschen gab, dem sie mit Lust irgend ein Leid angetan hätte.

Eines nur hätte sie gerne von ihm behalten: seinen Namen. Dieser Name klang wie das Rauschen des schwarzen Tannenwaldes auf dem Berge. Sie sagte ihn manchmal leise vor sich hin, vermied es aber so viel wie möglich, Oswald damit anzureden, denn dann war es ihr immer, als müßte sie ein Geheimnis verraten.

In einem der nächsten Winter starb Gräfin Adelheid, und danach vergingen sieben Jahre, während denen Irene das Schloß nicht wieder sah. Sieben Jahre — wie jene, während denen Jakob

um Rahel diente. Nur daß ſie ihr nicht vorübergingen wie ſieben Tage. Bei allem, was ſie tat und unternahm, fühlte ſie beſtändig eine Art Heimweh.

Irene war jetzt erwachſen, und Onkel Leopold ſagte zu ihrer Mutter: „Trotz ihrer unregelmäßigen Züge wird ſie allmählich ſchön wie eine echte Augsburgerin, wie eine von eurem berühmten Kleeblatt.“

Ach ja, die drei — die drei, die Fürſtenherzen gewonnen hatten! Klara von Detten, Agnes Bernauer und Philippine Welſer. Aber Irene war nicht weich und hold anzuſehen wie Philippine Welſer, oder goldhaarig wie Agnes Bernauer. Ihr Haar war nachtſchwarz und widerſpenſtig gelockt, ihre Augen grünlich wie eine Meereswelle, ihre Lippen rot wie Wein.

Sie wurde in Geſellſchaften geführt, wurde geſucht und bewundert; ſie zog an und ſtieß zurück, und ſie entzündete auch Herzen auf ihrem Wege, ſorgte dann aber immer ſelbſt dafür, den guten Eindruck, den ſie gemacht hatte, wieder zu zerſtören, wie wenn ſie Angſt hätte, es könnte ſich jemand dauernd gefeſſelt fühlen.

„Du verdirbſt dir ſelbſt alle guten Gelegenheiten,“ ſagte die Mutter. „Du ſcheuchſt die Menſchen weit von dir, ſobald du denkſt, ſie meinten es ernſthaft. Auf dieſe Weiſe wirſt du dich nie verheiraten.“

Aber heiraten wollte sie, sonst erfüllte sie ja nicht den wahren Beruf der Frau. Sonst erlebte sie ja nichts. Wofür wäre sie denn dann auf der Welt?

Vetter Oswald war Offizier bei den Kaiserjägern, ein tüchtiger, strenger, pflichtgetreuer Offizier. Aber er war sechsundzwanzig Jahre alt geworden, ohne irgend etwas Besonderes ausgeführt zu haben. Die Zeit war nicht günstig dafür. Während aller der blutig bewegten Jahre seiner Kindheit hatte Frau Adelheid stets gesagt: „Warte nur, bis du groß bist, dann gibt es Größeres zu leisten.“ Und nun war alles im tiefsten Frieden.

Das Lied von dem treuen Andreas Hofer war zu Ende.

Mantuas Boden hatte längst sein warmes Herzblut getrunken. Sein Land Tirol war vom fremden Joche befreit, war wieder in den rechten Händen. Der große Kaiseradler, der mit Feuer unter den Schwingen weit über die Lande hingeflogen und alle in Brand gesteckt hatte, war auf der Klippe gestorben, auf den sie ihn aufgespießt hatten. Die Leute atmeten wieder auf und wünschten nichts als Ruhe. Kaiser Franz wollte nur Frieden — nur Frieden um jeden Preis.

Als Griechenland sich gegen das türkische Joch erhob, wollte Oswald mitziehen in der deutschen Schar freiwilliger Kämpfer, die hinunterziehen sollte.

Aber dieſe Schar zog nicht aus — die Regierungen wünſchten es nicht. Und Oswald konnte ſich nicht einmal an die einzelnen freiheitsbegeiſterten Männer anſchließen, die nach Griechenland ſtrömten. Die von ſeinem Vaterland beſtimmt ausgeſprochene Mißbilligung der griechiſchen Bewegung hielt ihn zurück. In der Familie derer von Hoheneck war man eins mit dem Land, im großen wie im kleinen.

Anſtatt nun auf klaſſiſchem Boden für die heilige Sache der Freiheit zu kämpfen, kam er im nächſten Jahre nach Piemont mit den Truppen, die dort Ordnung ſchaffen ſollten. Aber das konnte keinen Glanz auf das alte Wappenſchild werfen, noch die Federn des Vogels röter färben. — —

Irene verbrachte mit ihrer Mutter einen ganzen Winter bei Onkel Leopold in München; da gab es Kunſt und Künſtler und viele Vergnügungen. Im Frühling kam ein Brief von Onkel Friedrich aus Innsbruck, der die Nichte auf einige Zeit zu ſich einlud, „weil ſie nun doch ſchon auf dem Wege ſei.“ Klara ſehne ſich nach ihr.

Der gute, große, luſtige Onkel Friedrich! Und Klara, die ſo ſehr ſchön und ſanft war! Ja, die ganze Klara war weich und ſanft: das blonde, glatte Haar, die Augen, der Mund, das Kinn, jede Bewegung und jedes Wort, das ſie ſagte. Und wenn Männer zugegen waren, wurde dieſe Weich-

heit geradezu hinschmelzend, da wurde sie zu einer rührenden Anerkennung der männlichen Überlegenheit. Das war Irene unerträglich, aber sonst fand sie die Cousine Klara recht lieb.

Der Frühling in der schönen Stadt erschien ihr wie ein Traum ... Smaragdgrün, blühend, duftend! Alles war schön im goldenen Sonnenlicht — der Inn, der Berg Isel, das Schloß Amras draußen, die Burg, die Franziskanerkirche ...

Da drinnen stand König Arthur, ritterlich schlank und schön zwischen allen den plumpen kolossalen Bronzefiguren. Irene sagte zu Onkel Friedrich, der ihr durchaus einen Mann verschaffen wollte: „Es gibt einen, dem ich sofort mein Jawort geben würde, und er ist hier in Innsbruck. König Arthur von der Tafelrunde ist es, der in der Franziskaner Kirche steht. Ich muß von ihm geträumt haben, denn ich kenne ihn."

Tante Lena wohnte in Gräfin Adelheids Haus mit den etwas düsteren großen Zimmern; sie hielt die alte Heimat für Oswald offen, und sie tat es wirklich Oswald zu liebe, denn in den Zwischenzeiten, wo er nicht da war, führte sie ein recht einsames Leben.

In diesem Jahre ward ihr aber eine große Freude zu teil. Oswald war im Winter nicht ganz wohl gewesen und hatte nun ein paar Monate Urlaub, um wieder ganz zu Kräften zu kommen.

Sobald er ankam — es war am Johannisfeſt — wollte er auch gleich hinauf in das Ahnenſchloß, das er ſeit dem Tode der Mutter nur flüchtig beſucht hatte, und Tante Lena ſollte ihn begleiten. Eines Abends ſtand er vor Irene mitten im Zimmer — wie wenn er gerade von der Tafelrunde aufgeſtanden wäre und nur die Rüſtung abgelegt hätte.

Irene wurde purpurrot. Wo hatte ſie ihre Augen gehabt? So mußte er ja ausſehen, der lange aufgeſchoſſene blonde Jüngling mit dem etwas erhobenen Kopfe. Wenn nun Onkel Friedrich ihren Ausſpruch über König Arthur nicht wieder vergeſſen hätte! Aber vielleicht ſah er die Ähnlichkeit gar nicht.

Ganz ſo ſchön wie König Arthur war Oswald vielleicht doch wohl nicht, aber er war eine ſchlanke, kühne Erſcheinung, es war eine Freude, ihn nur anzuſehen. Und aus ſeinen aufrichtigen blauen Augen ſtrahlte der helle Mannesmut.

Aber ſelbſtbewußt, geſchlechtsbewußt war er noch ganz ebenſo wie früher. Obgleich das Leben ihm Enttäuſchungen gebracht hatte, ſah er doch immer aus, als ob die Welt ſich ſelbſtverſtändlich nach ihm richten müßte. Und Klaras nachgiebig ſanftes Aufſchauen war eine fortgeſetzte ſtumme Anerkennung ſeiner künftigen Weltherrſchaft. So oft ſie das ſah, geriet Irene in wilde Wut.

Onkel Friedrich führte ihn zu Irene hin: „Du

erinnerst dich doch wohl noch an unsere kleine Wildkatze Irene?"

Oswald betrachtete sie hocherstaunt und mit einem zögernden Ja.

Er hatte offenbar vollständig vergessen, daß sie auf der Welt war, und überlegte nun, ob er ihr einen Platz in seinem Dasein zugestehen sollte.

Aber was kümmerte sie sich um sein Zugeständnis? Sie verlangte ja nichts von ihm. Ritterlich und rücksichtsvoll würde er doch wohl gegen sie sein, das schuldete er sich selbst und seiner ganzen Art.

Gegen Abend sagte Onkel Friedrich zufälligerweise, daß sie sich nun bald nach einem passenden Sommeraufenthalt umsehen müßten.

„Kommt mit aufs Schloß!" sagte Oswald. „Da ist Platz für noch viele."

Onkel Friedrich und Klara waren von Herzen gerne bereit, und nun wandte sich Oswald an Irene: „Ich hoffe, Cousine, daß Sie mir auch die Ehre erweisen, mitzukommen." Er fühlte sich wohl gezwungen, dies zu sagen.

Sie hätte sich aufrichten sollen und sagen, sie müsse nach München zurückkehren. Aber jene Stätte — jene Stätte! Sie fühlte, wie ihr die Tränen aufstiegen. Sie konnte nicht Nein sagen, und doch drang nur ein leises, kurzes Ja über ihre Lippen.

Tante Lena wollte nichts davon wissen, daß die

Gäste gleich mit ihr und Oswald hinaufreisten. Es müsse zuerst gescheuert und geputzt, die Betten gelüftet, die Vorhänge aufgemacht werden u. s. w.

Eine Woche müßten sie noch warten; und während dieser Zeit kam die große Hitze.

Ach, diese sieben gähnend leeren Tage der Wartezeit — sie deuchten Irene länger als sieben Jahre! Alles, was man anrührte, war brennend heiß, alles, was man ansah, schien zu brennen! Die Schlösser, die Kirchen, der Inn, dessen Wellen in der Sonne blinkten, als schössen sie glühende Pfeile aus — alles miteinander wurde ihr unerträglich, alles tat ihr weh in den Augen.

Und bei Nacht konnte sie kein Auge schließen in dem Gastzimmer, das auf eine enge Straße hinausging, von der unbeschreiblich beengende, bedrückende „Düfte“ hereinwogten. Mit fieberheißen, brennenden Lippen lag sie da und dachte an die Luft dort oben, die einem wie ein frischer Strom entgegenrieselte, an kühle, taufrische Wiesenblumen, an das Bächlein, das mit kristallhellem Ton über die Kiesel plätscherte. Und ihr war, als müsse sie hier unten sterben. Sie betete zum heiligen Irenäus, daß die heißen Tage und Nächte doch nicht so ertötend stille stehen, daß sie vorübergehen möchten — vorübergehen wie sonst, ehe sie sterben müßte. Aber sie war überzeugt, daß dies unmöglich sei.

Als sie endlich im Reisewagen saß, erschien ihr alles nur wie ein böser Traum, und es war durchaus natürlich und selbstverständlich, daß sie sich auf dem Wege da hinauf befand.

In der ersten Nacht schlief Irene nicht. Sie lag auf Tante Lenas feinen, kühlen Kissen, atmete mit brennendem Gesicht die Luft ein und fühlte sich gelabt.

Nein, diese Wirklichkeit war zu schön, um sie zu verschlafen! Kein Traum hätte ihr gleichkommen können. Sie wollte nicht eine Sekunde davon versäumen.

Ach, welche wonnige Ruhe lag schon allein in dem Gefühl, daß nun draußen alles schlief — die Blumen unter dem glitzernden Tau, die Vögel, die Häschen in dem dunklen Walde mit ihren offenen hellen Augen — ja schliefen unter einer großen, frommen Stille, die noch nie von Lärm und Getriebe und Schreien unterbrochen worden war.

Schließlich aber ging die Nacht selber schlafen...

Ach, wer ihr doch damals, wo sie als ein unruhiges Kind in einem kleinen Bettchen lag, gesagt hätte, sie müsse jetzt still liegen, damit die Nacht schlafen gehen könne, und das könne sie nicht, wenn nicht alles ruhig sei!

Hier oben schlief die Nacht — tief und ruhig. Die Stille ringsum atmete Frieden.

Und der Tag, der kam, war froh und gut.

„Sei jetzt nur froh und gut da droben," hatte die Mutter ihr geschrieben. Froh und gut —

Warum war sie nicht gut — wenn sie doch alles miteinander so innig lieb hatte, so daß sie sich gerne auf die Erde geworfen und sie umarmt hätte?

Warum war sie nicht froh, wenn sie doch in lauter Freuden watete?

„Und hüte dich, noch mehr chinesische Vasen entzwei zu schlagen," schrieb die Mutter.

Nein, diesmal blieben die chinesischen Vasen heil, obgleich sie sie täglich mit Blumen füllte, weil niemand diese so schön und natürlich ordnen konnte.

Aber ach die Freude, die Freude zerbrach ihr unter den Händen —

Gleich am ersten Morgen fing es an, als Oswald in dem Eßzimmer mit den vierzehn Hoheneckern von dem und jenem aus dem alten Geschlecht sprach und damit schloß: „Ja, das waren große Zeiten — Zeiten, die große Männer schaffen."

Klara nickte wehmütig übereinstimmend. Aber Irene lachte: „Nein, Vetter," rief sie, „die großen Männer sind es, die die großen Zeiten schaffen, nicht umgekehrt. Und ich warte auch jeden Tag darauf, daß sich etwas Großes ereignen soll. Denn ein Hoheneck — ist ja immer ein großer Mann."

„Er sollte es jedenfalls sein," erwiderte Os-

wald etwas kurz. Und Klara sah Irene vorwurfsvoll an.

Das unterließ Klara nie. Jedes scharfe Wort, das Irene im Lauf des Tages entschlüpfte, wurde von Klara durch mild vorwurfsvolle Blicke unterstrichen, die sich außerordentlich fromm ausnahmen, während Irene dadurch noch schlimmer erschien. Irene meinte es ja nicht böse — sie war Oswald dankbar, daß er sie mit heraufgenommen hatte; aber sich umkrempeln — das konnte sie nicht, selbst wenn sie ab und zu den Ahnenstolz in ihm verletzte.

Wie ein Blitz kam oft hinter all diesem der wahre Mensch zum Vorschein: Wenn er lachte, wenn er fast ebenso ausgelassen lachte wie Irene, über irgend etwas, was für die anderen gar keine Bedeutung hatte —, wenn er immer sehen konnte, mit was die am Himmel hinziehenden Wolken Ähnlichkeit hatten, und, wenn eine breite silberne Flut zwischen ihnen glänzte, auch fand, das sei der Ganges, — wenn er, so oft er zu Pferd stieg, zuerst Bayard mit einer zärtlichen Bewegung übers Maul strich, — wenn er sich auf der sonnigen Wiese lang ausstreckte, um dem Leben der Natur so recht nahe zu sein, da fühlte sie, wie ihre eigenen wachen, lebendigen Empfindungen stärker wurden, weil er sie mit ihr teilte.

Und da konnte sie sich denken, daß sie ihm ein-

mal alle die sonderbaren, die verwickelten, die todtraurigen Gedanken, die in ihr wohnten, mitteilen würde, und dann ganz sicher wäre, daß er alle verstünde.

Aber der Ahnenstolz, der in allen entscheidenden Punkten zuerst mitsprach, ärgerte und reizte sie.

Er hatte einige Reitpferde mit heraufgebracht, und sie ritten miteinander über die Wiesen und auf den zugänglichsten Geißenpfaden. Oder sie kletterten Berge hinauf nach Alpenrosen und reifen Erdbeeren, sie ruderten, fischten, gingen in die Sennhütte, ins Kloster . . .

Alles war gut, alles war erfreulich, wenn sie es ihrer Mutter berichtete, aber in Wirklichkeit erlebte sie es nicht so. Sie war nicht gut, und sie war nicht froh.

Warum konnte Tante Lena auch nicht einen einzigen Tag hindurch von ihrem großen Kummer schweigen? Sie war ja sonst ein recht liebes Menschenkind, die Tante Lena, der Familiensinn war nicht so vorherrschend bei ihr, ausgenommen daß sie so viele Geschichten von dem Geschlecht wußte wie sonst niemand und alle die besten Eigenschaften dieses Geschlechts in ihrem eigenen Herzen trug.

Aber es war Irene ganz unerträglich, immer und ewig dasselbe von dem „lieben Jungen“ hören zu müssen, der nun bald „ernstlich daran denken

müßte" — er sei ja der einzige Träger des Namens und stehe in seinem siebenundzwanzigsten Jahre. Aber er dürfe nicht wie andere Menschen nur seinem Herzen folgen, er sei von Familienrücksichten gebunden.

„Das Mädchen, das er wählt, muß nicht allein Ahnen haben — ein solches wäre schon zu finden — es muß auch einen goldenen Hintergrund haben. Denn der Gedanke, die alten Besitzungen wieder zu erlangen, die alte Herrschaft wieder aufzurichten, lebt in jedem einzelnen Glied des Geschlechts fort. Aber das ist allerdings schließlich doch nicht das, was glücklich macht."

„Dann muß er sich eben über all dies hinwegsetzen," sagte Irene.

Aber Klara sagte, sie verstehe wohl, daß auf all dies Rücksicht genommen werden müßte — Klara hatte nicht nur einen Namen von ebenso gutem Klang wie die anderen Cousinen, sondern Onkel Friedrich war auch steinreich — und das war keine von den anderen, Irene am wenigsten — —

Im Schlosse war man aufgeblieben, weil ein Gewitter im Anzug war. Es brach nicht mit voller Gewalt über dem Schlosse aus, aber es grollte auf allen Seiten in den Bergen, und jeden Augenblick wetterleuchtete es am dunklen Himmel auf.

Irene fand es herrlich, so die ganze Nacht aufbleiben zu dürfen, während man in der großen Altan-

stube beisammen saß. Oswald hatte Klavier gespielt und Irene ein Lied nach dem anderen zur Gitarre gesungen. Tante Lena hatte ihre berühmten Waffeln aufgetischt und Kaffee dazu gegeben.

Und jetzt sollte die Tante erzählen — aus ihrem großen Schatz von Familiengeschichten. Das Gewitter sei noch nicht so weit vorüber, daß man ruhig zu Bett gehen könne, sagte Oswald, es könne jeden Augenblick wieder losbrechen. Und Irene war ganz derselben Ansicht, daß man noch lange, lange nicht zu Bett gehen dürfe.

„Nun, von wem wollt ihr hören, von Graf Hugo, Graf Adalbert oder —"

„Eine Liebesgeschichte!" rief Irene mit heißen Wangen.

Oswald schüttelte den Kopf. „Solche gibt es nicht viele in unserem Geschlecht."

Sie warf den Kopf zurück. „Dann ist es ein jämmerliches Geschlecht gewesen."

Eine jähe Röte trat auf seine Wangen, aber er sagte ganz ruhig: „Es war nicht von den Frauen die Rede. Die Geschichte einer Frau ist natürlich ihre Liebe — auch in unserem Geschlecht. Aber es sind vorhin nur Männer genannt worden, und sie konnten sich damit begnügen, andere totzuschlagen und sich Güter zusammenzurauben."

„Ja, das hatte ich vergessen."

„Wenn ihr nun still sein wollt, Kinder," fiel Tante Lena rasch ein, „dann will ich euch die Geschichte vom Grafen Wenzel von Hoheneck und dem braunen Mädchen erzählen. Denn diese Geschichte ist eine richtige Liebesgeschichte."

Ach, jetzt war es so gleichgültig! Die herrliche Stimmung war vorüber. Irene saß allein am Fenster und wünschte nur noch, schlafen gehen zu dürfen.

„Sehet, Graf Wenzel war ja der Hoheneck, der Kaiser Friedrich auf dem fünften Kreuzzug begleitete, und der einen Splitter vom heiligen Kreuze von Jerusalem mit heimbrachte. Der Splitter fiel später in die Hände der Starkenberger — das waren ja Raubritter — und der böse Graf Kuno warf ihn ins Feuer; aber der Splitter stand aufrecht in den Flammen, ohne von diesen verzehrt zu werden, und zerteilte sie. Nun, das gehört jetzt nicht hierher.

Graf Wenzel war auch in den welschen Ländern gewesen und hatte von da, sowie auch aus dem Morgenlande viele Kostbarkeiten mitgebracht, mit denen er nun die Gemächer seiner Burg schmückte. Er schmückte ja sein Haus zur Ankunft seiner Braut, denn er war mit einer Fürstentochter verlobt, und die Hochzeit sollte bald stattfinden.

Da kam eines Tages ein fremder Spielmann mit einem schwarzäugigen braunen Mädchen auf die

Burg. Er spielte, und sie tanzte mit sonderbaren wilden Sprüngen, so daß es lustig anzusehen und anzuhören war. Dann ward der Mann eingeladen, sich im Hofe an einen Tisch zu setzen, und er wurde mit Brot und Wein bewirtet. Indessen schaute das Mädchen neugierig durch die Türe in die Halle hinein. Graf Wenzel, der ein leutseliger Herr war, fragte sie, ob sie sich drinnen umsehen möchte. Sie nickte, und er führte sie in die Burg hinein.

Als die beiden in das Gemach kamen, das Graf Wenzel für seine junge Braut bereitet hatte, blieb das Mädchen eine Weile ganz ruhig stehen und schaute sich um. Hierauf sagte sie: ‚Das ist mein Zimmer. Du hast es für mich bereitet.‘

Graf Wenzel lachte und sagte Ja dazu, denn er scherzte gerne, und die Worte einer solchen armen umherziehenden Gauklerin waren ja nicht so ernst zu nehmen, daß man ihr hätte zu widersprechen brauchen.

Aber am Abend, als er von seinem Besuch bei dem Prior zurückkehrte und zur Burg hinaufstieg, stand das Mädchen in der Dämmerung auf dem Pfad. ‚Ich habe meinen Vater und alles andere auf der Welt verlassen,‘ sagte sie. ‚Da du mir ein Heim bereitet hast, will ich nur bei dir sein.‘

Als sie draußen im Garten getanzt hatte, war sie ihm wie eine Wildkatze vorgekommen. Aber in

ihrer Art war sie doch schön, und so nahm er sie mit sich in die Burg.

Nach einiger Zeit, als Graf Wenzel seine Braut heimführen sollte, sagte er zu dem braunen Mädchen: ‚Nun mußt du fort von hier — denn jetzt muß ich meine Braut heimführen. Und wenn ich mit ihr hier wohne, darfst du dich nie wieder hier sehen lassen.‘

Als er mit seiner Gemahlin einzog, stand sie nicht auf dem Burgpfad, wie er im geheimen befürchtet hatte. Aber in der ersten Nacht, wo das Ehepaar in der Burg schlief, war die Burg plötzlich von roten Flammen umzüngelt, und Graf Wenzel und seine Gattin konnten sich nur mit knapper Not retten. Er trug sie durch die Flammen hindurch, und diese versengten ihr das lange blonde Haar bis an den Nacken und sie verwand den Schrecken dieser Nacht, wo sie auf dem kahlen Felsen liegen und die Burg bis auf den Grund niederbrennen sehen mußte, nie vollständig.

Graf Wenzel zog dann hieher, wo aber nur wenig Platz für alle seine Leute war. Alle miteinander waren überzeugt, daß die fremde braune Hexe das Feuer angelegt hatte. Und wenn diese Mordbrennerin ihnen je in die Hände fallen sollte, dann sollte ihr die Vergeltung sicher sein!

Nach einem Jahr gebar Graf Wenzels Gemahlin einen Sohn, starb aber selbst an demselben Tage.

Seit jener Schreckensnacht war ihre Kraft untergraben gewesen.

Um sich zu zerstreuen, lag Graf Wenzel eifrig der Jagd ob. Und eines Tages, als er eben durch den Wald auf die Gemsjagd eilte, stand das braune Mädchen unter den Tannenbäumen vor ihm.

Er hob nicht den Bogen, um auf sie zu zielen, und jagte ihr auch nicht einen Pfeil ins Herz, wie er sich vorgenommen hatte, sondern er trat zu ihr und ergriff sie bei der Hand. ‚Geh mit mir heim,‘ sagte er. ‚Denn du hast recht gehabt, es gehört alles dir.‘

Sie aber sah ihn an — mit eingesunkenen, düster brennenden Augen — und antwortete: ‚Es gehört nicht mehr mir, denn du hast mich böse gemacht, und dadurch habe ich mein Recht auf das Glück verspielt.‘

Mit diesen Worten verschwand sie. Er aber grämte sich so über ihren Verlust, daß er noch in jungen Jahren starb. Ja, er starb jung, und alle sagten, er sei an gebrochenem Herzen gestorben.“

Tante Lena sprach noch immer weiter, denn sie hatte Angst, Irene würde ausrufen: „Er verdiente es auch nicht besser!“ Oder Oswald möchte sagen: „Ja, diese Geschichte zeigt ja, daß es für das Geschlecht am besten ist, wenn es so wenig wie möglich mit der Liebe zu tun hat.“ Das hätte ihm gleichgesehen. Aber beide schwiegen.

Und dann ging man schlafen, denn das Gewitter war ganz vorübergezogen.

Aber bis in ihre Träume hinein war es Irene, als ob die Tannenwälder, die Schluchten zwischen den Felsen, der See drunten — sie anstarrten wie tiefeingesunkene, düster brennende Augen.

Und klagend tönte es wie das Rauschen der Tannen: „Du hast mich böse gemacht, und mein Recht auf das Glück ist verspielt!“ — — Selbst im Traum fühlte sie, wie schwer, wie furchtbar schwer das war!

Es war ein Tag voll goldenen Sonnenscheins; die flimmernde Luft erhielt durch den nahen See etwas Kühlung. Sie waren hoch, hoch hinaufgestiegen, und Irene hatte auf dem ganzen Wege Blumen gepflückt. „Ich will alle haben,“ sagte sie zu Oswald. „Ich pflücke alle, alle!“

„Tun Sie es,“ erwiderte er und lächelte in ihre meergrünen Augen hinein, die wie eine Welle im Sonnenschein glänzten.

Jetzt saß sie auf einem Stein und band die Blumen in einen großen Strauß. Oswald lag im Grase ausgestreckt und sah ihr zu. Eine kleine Strecke weiterhin saß Klara und ordnete die kleinen Linäen und Vergißmeinnicht, die sie gesammelt hatten. Aber Irene hatte die Arme voller Feuerlilien, Eisenhut, Alpenrosen, Klematis und Enzianen . . .

„Edelweiß!“ rief ſie plötzlich. „Dieſe fehlen mir noch! Verſchaffen Sie mir Edelweiß, Vetter. Gibt es keine hier oben?“

„Doch, an dem Felſenhang nach der Kluft zu, dort gibt es gewöhnlich. Aber — man kann nicht hingelangen.“

„Warum nicht? Wenn ich ſie doch haben muß! Sonſt habe ich ja nicht die ganze Pracht. Dann iſt der Strauß nicht vollkommen.“

„Ich wollte ſagen, daß es dort ſehr ſteil ſei,“ ſagte er. „Und der Boden iſt nicht feſt, man gleitet ſehr leicht aus. Ich kenne den Platz von der Gemsjagd her.“

Sie ſah ihn gerade an. „Dann ſind Sie alſo ſchon dort geweſen?“ fragte ſie.

Er richtete ſich mit einem leichten Lächeln auf. „Die Krieger und Gemsjäger wiſſen nichts von einem Rückzug.“

Ihre Augen wurden plötzlich kalt — wie grünliches Eis. Sie ſprang jäh auf, ſo daß die ganze Blumenfülle zu Boden fiel.

„Davon weiß ich auch nichts,“ ſagte ſie. „Ich pflücke ſie mir ſelbſt.“

Aber ſchon ſtand er vor ihr.

„Das iſt nichts für Sie; ich werde ſie holen.“

„Aber Irene!“ mahnte Klara, indem ſie herzutrat. „Nein, Vetter Oswald, du wirſt doch nur

einer ihrer Launen wegen nicht auf den gefährlichen Platz hinuntersteigen."

„Sie darf es nicht selbst tun," sagte er, indem er an den Felsenrand trat. „Und es ist ja natürlich auch ausführbar."

„Irene, halt ihn doch zurück!" rief Klara. „Was machst du dir denn aus den Blumen? Nein, es ist unverantwortlich."

Oswald schwang sich über den Rand hinaus und begann die Felsen hinabzusteigen.

„Das kann ich nicht mit ansehen," sagte Klara. Sie spannte ihren kleinen Sonnenschirm auf und ging von der Schlucht weg.

Sie ging, sie ging — sie konnte gehen! Klara, die immer tat, als ob — — Jetzt ging sie! Sie blieb nicht am Rande stehen, um sich mit angehaltenem Atem vorzubeugen — und mit ausgestreckten Händen, die wirklich, wirklich seine Füße hielten, damit sie feststehen mußten — — Ach nein, nein, die gerne ihr Herz als sicheren Grund unter seine Füße gelegt hätte — mochten diese es auch zertreten und verwunden, so oft sie dort unten strauchelten!

Klara ging . . . Aber sie hatte es ja auch nicht verschuldet.

Sie — sie, Irene, hatte es getan! Wie konnte sie, wie hatte sie es doch können? Warum hatte sie ihn nicht zurückgehalten? Alles war so gut, so wun-

derſchön geweſen — jetzt war es zerſprungen, zerſchellt — — Sie hatte ihn in den Schlund hinabgeſchleudert — in den Schlund des Todes vielleicht! Ach, der entſetzliche Ton der hinabrollenden Steine und des Gerölls!

Und ſie wagte ihn nicht einmal zurückzurufen, aus Angſt, er könnte aufſchauen, und — Ach, er glitt, er glitt aus!... Ihr Leben, ihr Leben wollte ſie hingeben — wenn er nur glücklich wieder heraufkäme!

Aber das Leben, was meinte ſie denn damit? Wie hätte ſie das geben können? Das hieß ſo viel, als nichts geben! Nein, etwas, das man nehmen, fühlen konnte, was ſie wirklich opfern konnte . . .

Die Blumen — die teuren, die mit Herzblut erkauften Blumen, die er holte ... Nein, nein — das konnte ſie nicht! Das wäre mehr als das Leben! Ach, er glitt wieder aus . . .

Doch, doch . . . alle gab ſie hin . . . Nicht eine davon wollte ſie anrühren! Sie warf ſich am Felſenrand nieder. „Ach, heiliger Irenäus, bewahre ihn! Ich, ich will dafür leiden! Ich bin es nicht wert, die Blumen zu berühren — nicht eine will ich davon nehmen, ſie ſind ſchon alle geopfert! Aber dann darf er nicht dafür büßen, daß ich ſchlecht war! Dann habe ich das Leiden auf mich genommen! Dann darf er nicht dafür büßen — denn ich habe es gebüßt!

Ach heiliger, heiliger Irenäus — wirke es aus für mich — daß es so sei!"

Er stand vor ihr am Rande der Schlucht mit leicht gerunzelter Stirne, die eine Hand mit seinem Taschentuch verbunden. Und er reichte ihr Blumen dar — vom weißesten, weißesten reinsten Samt —

„Hier sind Ihre Edelweiß," sagte er. „Sie haben mich nicht das Leben gekostet — aber ein wenig Blut habe ich dafür lassen müssen."

In seiner Stimme lag eine zornig herausfordernde Zärtlichkeit, die nur auf ihre ausgestreckten Hände wartete, um den ganzen Zorn fahren zu lassen.

Sie schüttelte den Kopf und sah zu Boden.

„Aber Irene!" sagte Klara, die nun wieder herbeigekommen war und eben ihren Sonnenschirm zumachte. „Willst du die Blumen jetzt nicht einmal?"

„Hier sind Ihre Edelweiß," wiederholte er laut und ein wenig gebieterisch. Er wollte Klaras Worte übertönen — wollte dieser Möglichkeit nicht einmal Raum geben.

Sie sah auf — ebenso weiß wie die Blumen. „Ich bin froh, daß Sie glücklich wieder da sind," sagte sie etwas kurz und abgerissen. „Es war so unvernünftig von mir — denn die Edelweiß passen nicht einmal zu meinem bunten Strauß, und ich habe schon genug Blumen zu tragen." Damit bückte sie sich und sammelte ihre Blumen eifrig zusammen.

Ohne ein Wort wandte er ſich nach der Schlucht zurück und hob die Hand auf, um die Blumen hinabzuſchleudern ... Aber Klara ergriff ihn haſtig beim Ärmel.

„Vetter Oswald, willſt du ſie nicht mir geben?“ ſagte ſie ſanft. „Ich habe ſo große Angſt um dich ausgeſtanden.“

Er reichte ſie ihr mit einer müden, gleichgültigen Bewegung, und ſie band ſie zu ihren zarten Linäen und Vergißmeinnicht und beugte ihr Geſicht darauf nieder.

Ach heiliger, heiliger Irenäus! — —

An demſelben Tag hatte die Tochter des Verwalters Hochzeit. Irene und Klara hatten geholfen, die Kirche zu ſchmücken, die ſo rührend kleine Kirche, in der alles ſo klein wie Spielzeug war — der Altar, die Kanzel, die ſchwarze Mutter Gottes in ihrem Seidenſtaat ... Und die Herrſchaft hatte verſprochen, abends zu dem Feſt in die große Stube des Verwalters zu kommen.

„Wenn ſie nur glücklich wird, unſere kleine Magdalena,“ ſagte Tante Lena beim Mittageſſen. Sie war die Patin der Braut.

„Das wird ſie ſchon,“ ſagte Oswald. „Dieſe Menſchen ſind gar vernünftig, da iſt alles vorher wohl überlegt. Bei dieſer Ehe iſt alles vorher erwogen und geprüft nach allen Seiten hin — auch in Be-

ziehung auf Familie, Stand und Vermögen. Es ist gar kein Platz mehr für etwas Unberechnetes übrig."

„Das klingt doch ein wenig trocken," sagte Onkel Friedrich mit seinem behaglichen Lachen; und Irene rief: „Das Glück kommt nur mit dem Unberechenbaren. Das haben wir von Graf Wenzel gelernt."

„Nein, wir haben nur gehört, daß er sich über den Verlust des Unberechenbaren grämte," sagte Oswald, „aber nicht, daß es ihn glücklich gemacht hätte. Und wir haben recht wenig Grund, so etwas zu glauben."

Es war sehr heiß und dumpf in den niedrigen Zimmern der Verwalterwohnung. Aber die Gäste mußten sich mit Anstand darein finden. Klara war in rosa und trug Oswalds Edelweiß an der Brust, Irene in einem weißen Gewand; und sie hatte nur eine einzige langstielige Feuerlilie in ihren Gürtel gesteckt, so daß der feuerrote Kelch bis zu ihrem weißen Hals hinaufreichte.

Mit Vergnügen schaute sie dem Tanze zu, denn sie dachte an alle die lustigen Dämmerstunden, wo ihre Mutter sie die Tänze ihres Vaterlandes gelernt hatte. Und es kam ihr komisch vor, daß die Leute mit so unbeweglich ernsten Gesichtern und mit ganz steifen Bewegungen tanzten.

Das Brautpaar war das steifste von allen. Magdalenas schönes blondes Haar war so glatt und stramm

zurückgekämmt, daß man von vorne nicht ein bißchen davon ſah. Ihr Geſicht war rot und erhitzt, und ihre hellen, treuherzigen Augen ſahen ſo ſchläfrig und gleichgültig drein, wie die feſtliche Gelegenheit es verlangte. Sie ſaß mitten an der langen Wand neben ihrem Bräutigam; die beiden ſprachen nicht miteinander, und ſahen einander auch nicht an, nur ſtanden ſie von Zeit zu Zeit wie auf Kommando auf, um miteinander zu tanzen, wobei ſich jedoch der Ausdruck ihrer Geſichter durchaus nicht veränderte.

„Ja, es ſieht wirklich nicht wie überſprudelndes Glück aus," ſagte Irene zu Oswald.

„Nein, allerdings nicht," antwortete er. „Aber deshalb wird es wohl auch von Dauer ſein; ſie kommt in gute Verhältniſſe, er iſt ein braver Menſch und der Vater ſehr reich."

„Ja, ich weiß wohl — in Ihrer Familie ſchätzt man ſolche Verbindungen. Sie müſſen ja rotes Gold haben, um den roten Wappenvogel damit zu füttern."

Er ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er: „Couſine, ich verſtehe Sie nicht immer."

Ihr ſchlanker Hals richtete ſich ſtolz auf: „Das iſt ja auch nicht notwendig," ſagte ſie.

Wieder ſchwieg er eine Weile. „Ach nein — wenn wir doch nur alle ſieben oder acht Jahre zuſammentreffen."

„Nun — was ſonſt?"

Die Tanzenden stampften so fest auf den Boden und die Geigen ächzten so sonderbar!

„Cousine, ich verstehe Sie nicht.“ Die Worte klangen viel näher an ihrem Ohre.

Wenn sie jetzt aufrichtig wäre — wenn sie ihn ansähe und erwidern würde: „Oswald, es kommt einzig und allein daher, weil ich —“ Dann — dann würde er zurücktreten und sagen: „O das bedaure ich, Cousine — denn ich habe auf mein Geschlecht Rücksicht zu nehmen. Ich wage es nicht, etwas Unberechnetes eintreten zu lassen — und ich bin verpflichtet, in erster Linie für die Größe des Geschlechts zu sorgen.“

Oder — oder — würde ein fühlendes Menschenherz sich zeigen?

Sie blieb stehen, ohne etwas zu erwidern, und er sah sie unverwandt an. Dann sagte er: „Tanzen Sie mit mir, Cousine!“

„Ja — ja,“ erklang ihre Antwort atemlos schnell. „Aber nicht hier, man erstickt ja fast. Draußen — —“

„Draußen?“ wiederholte er erstaunt.

„Ja, ja, draußen!“ rief sie und raffte ihr weißes Kleid auf. „Kommen Sie, wir schlüpfen rasch hinaus!“

Draußen lag ein silberner Glanz auf allen Wiesen, groß und hell segelte der Mond am durchsichtigen Himmel hin, und die Tannen standen da wie erloschene Fackeln in der hellen Nacht.

„Ah . . .“ sie hob die weißen nackten Arme in die Höhe und stieß einen befreiten Seufzer aus: „Hier außen ist der Festsaal.“

Er atmete eben so tief erregt wie sie. „Aber es ist kalt —“

„Nein, nein! Herrlich, herrlich!“

„Ich meinte für Sie.“ Und er berührte leicht ihre entblößte Schulter.

Ach, wie oft hatte sie Bayard um die zarte Berührung dieser Hand beneidet! Aber daß diese Berührung eine solche Empfindung hervorbrachte, nein, das hatte sie nicht geahnt! Daß das ganze Herz in den Fingerspitzen lag — — daß man so mit dem Herzen berühren könnte!

Hätte sie doch hier stehen bleiben können — in diesem Glücksschauer — seine Hand an ihrem Hals — bis zum jüngsten Tag!

Ach, damals an jenem ersten Abend in ihrer Kindheit, da war es wie eine Ahnung über sie gekommen, wie die Ahnung von der großen, seligen unwiderstehlichen Liebesmacht, die sie hier gefangen, lebenslänglich gefangen machen sollte!

„Sollen wir tanzen?“ Seine Lippen waren dicht an ihrem Ohre.

„Ja, ja!“ — Alles, was das Leben bringen konnte, wollten sie miteinander.

Er legte den Arm um sie. Sie neigte sich er-

schauernd zu ihm hin, und sie blieben unbeweglich stehen.

Wie lautete doch die Stelle in dem Liede — in dem Hohenliede des Lebens — wo sie sagen, daß sie sich lieben . . Ach nein, das war mehr: hier war der Hochzeitssaal, strahlend feierlich! Hier stand der Bräutigam in seiner leuchtenden männlichen Größe. Hier stand die Braut in ihrem weißen Schleier. Die große, feurige Blume, die sie an der Brust trug, das war ihr Herz, das sich durch die weiße Hülle hindurchgebrannt hatte, um zu dem seinigen hinzugelangen.

Sein Arm zog sie inniger an sich . . Ihr dunkles Haar berührte seine Schulter — ihre roten Lippen berührten seine Brust . .

Sie wollte sein Herz wach küssen, daß die Flammen seines Herzens mit denen des ihrigen zusammen schlügen.

Denn sie — sie hatte Feuer und Blut genug in ihren Adern, um den Vogel im Wappenschild so glühend rot zu färben, wie er noch nie gewesen war. Feuer und Blut genug, um eine große Zeit für ihn zu schaffen, ihn selbst zu einer glühenden großen Tat anzufeuern.

Wo steht das, daß die Sonne hervorgehe wie ein Bräutigam aus der Brautkammer?

Aus ihrer Brautkammer würde er hervorgehen, wie die Sonne über die Welt.

„Vetter Oswald — Irene, wo seid ihr?“ Die hohe, dünne Stimme drang auf sie ein.

Nicht loslassen! Um alles in der Welt nicht loslassen! Es handelte sich ums Leben! Jetzt entweder miteinander hinauf zu den fernsten, einsamsten Zinnen, hinein in das dunkelste Waldesdunkel — — oder vortreten vor alle, Hand in Hand — Arm in Arm.

„Vetter Oswald — Irene, kommt herein! Es soll gesungen werden!“

Nicht loslassen — um's Himmels willen!

Er ließ los — — Er zog seinen Arm zurück. „Ja, wir kommen.“ Dann neigte er sich zu ihr nieder und sagte: „Sie rufen uns!“

Sie richtete sich auf. „Was tut das — was tut das?“ Ihre Stimme klang hart wie Stein.

„Wir müssen hineingehen — jetzt.“

Sie zuckte die Schultern ein wenig, wie wenn sie plötzlich fröre, und raffte ihr langes Gewand enger zusammen. Dann lief sie vor ihm ins Haus hinein.

Drinnen sollte Irene durchaus singen. Und sie sang vom Heideröslein — das gebrochen wurde ... Ihr kam es vor, als habe die Rose es gut — unaussprechlich gut, im Vergleich zu ihr.

Wenn er mit ihr im Arm fortgestürmt wäre nach der Schlucht, wo sie ihn am Morgen so ge-

quält hatte, und sie in die Tiefe hinabgeschleudert hätte, so wäre er in seinem guten Recht gewesen, es wäre ein schwindelndes Glück gewesen im Vergleich zu diesem — diesem jämmerlichen, unerträglichen Anhalten bei dem Punkt, auf dem die Männer so gerne stehen bleiben, dem Punkt, wo ihnen das Zurücktreten noch offen steht.

Dieser steinharte Ahnenstolz! Dieser kalte, bedächtige Tiroler! Wenn er jetzt wog und überlegte, und zu dem Resultat kam, daß es doch nicht anginge, daß er es nicht dürfe — dann war nichts geschehen, gar nichts.

Er meinte vielleicht sogar, er könne es erst noch ein paarmal probieren — immer mit demselben Vorbehalt.

Nein, nein! Jetzt war es vorbei! Alle die späteren Male, mit denen er rechnete, die zerschlug sie zum voraus.

Er hatte losgelassen, als der rechte Augenblick dagewesen war — als sie miteinander im Hochzeitssaal gestanden hatten. Da, wo man nicht mehr heraus, sondern nur noch tiefer hineingeht — zu gemeinsamem Leben. Das war eine Todsünde. —

Klara sang von Edelweiß, dem „Vergißmeinnicht der Alpen", und die anderen sangen auch.

Schließlich stand Pater Permin auf, der Benediktiner mit den merkwürdigen durchdringenden Augen,

und bat um das Tirolerlied, von dem Herzen, das mehr Liebe habe, als alle Menschen, das „Herz-Jesu-Lied".

Während die starken Stimmen um sie her brausten, dachte Irene, wenn sie nur unbeweglich dasitzen dürfte, ohne denken zu müssen, und nur immer fort vor sich hinsagen könnte „Herz-Jesu-Lied" — darin hätte Ruhe gelegen. Es klangen Wiegentöne für das Herz aus diesem Lied. —

Als sie ins Schloß zurückgekehrt waren und einander gute Nacht sagten, stand Irene etwas hinter den anderen, und indem Oswald ihre Hand ergriff, führte er sie hastig an seine Lippen; aber kalt und unbeweglich lag sie in der seinigen.

Auf ihrem Zimmer fand Irene einen Brief von ihrer Mutter vor. Sie las ihn ganz gleichgültig, ohne Verständnis — doch plötzlich richtete sie sich auf und zog das Licht näher heran.

„Erinnerst du dich an Montani," schrieb die Mutter, „Onkel Leopolds Freund, den Diplomaten? Er ist hier, und denk dir, er wirbt um dich. Er wünscht ausdrücklich, daß es durch mich gehen soll, und findet es gut, daß du abwesend bist, damit du dir die Sache in aller Ruhe überlegen könnest, ehe du antwortest. Ich habe ausgerechnet, daß er vierundzwanzig Jahre älter ist als du; aber meine Wildkatze würde in gute Hände kommen und Gräfin

werden. Doch du liebst ihn wohl nicht, denn du bist immer freundlich gegen ihn gewesen, und so wie ich dich kenne, wirst du dich einem Manne sofort feindlich gegenüberstellen, sobald du nur einen Funken Liebe für ihn empfindest. Ich würde meine liebe Irene auch nur ungern hergeben — selbst wenn ... Wärest du sehr betrübt, wenn hier im Hause eine Veränderung einträte? Aber ich will nichts entscheiden; ich liebe meine Wildkatze vor allem, und ihr Glück geht vor dem meinigen."

Irene ging im Zimmer auf und ab und preßte die Hände an die Schläfen. Was war das, was war mit der Mutter? Wäre es möglich? — — Ach nein, nein — alles würde so fremd, so unnatürlich! Aber Montani — — Wie kam er nur darauf? Groß, dunkel, schon etwas ergraut, mit blinzelnden Augen und sarkastischen Bemerkungen.

Sie sank wieder auf den Stuhl und legte den Kopf auf den Tisch. Ach, sie mußte dem Schmerz entfliehen, dem Schmerz, der sich ihr hier jeden Tag ins Herz hineinbohrte und sie auf eine Marterbank streckte, und der nur mit dem Gnadenstoß enden würde, daß er Klara nahm. Nein, sie konnte, sie wollte nicht mehr!

Und wenn sie dann ihre Mutter und ihre Heimat nicht mehr wie früher hatte — was hatte doch da in dem Brief gestanden? Was sollte sie dann mit

sich selbst anfangen? Und sie wollte leben — wollte erleben!

Als alle Berggipfel vom Morgenlicht rosig umsäumt waren, verließ Irene mit einem Brief in der Hand ihr Zimmer. Es waren erst ein paar Dienstleute auf. Sie bat einen der Männer, den Brief ins Hospiz hinunter zu tragen. Pater Permin komme dort in der Frühe vorüber; er sei auf dem Weg nach München und habe sie gefragt, ob er eine Botschaft oder einen Brief mitnehmen könnte. Dann ging sie zurück in ihr Zimmer und legte sich nieder — so müde, todmüde!

Sie traf mit den anderen erst bei Tisch wieder zusammen, und die Tante fragte sogleich bekümmert, ob sie krank sei; sie sei so totenbleich.

„Nein, ich habe nur nicht geschlafen," sagte sie.

Oswald, der zu ihrer Linken saß, sagte leise: „Nein, Sie haben bis zum Morgen Licht gehabt."

„Woher wissen Sie das?" fragte sie.

Und er antwortete: „Ich wachte, bis Sie gelöscht hatten."

Kurz nachher sagte sie: „Onkel Friedrich, bleibt es dabei, daß Sie morgen nach Innsbruck reisen?"

„Ja, ich muß hinunter, aber ich kehre wieder hierher zurück."

„Wollen Sie mich mitnehmen? Dann holt mich Onkel Leopold dort ab."

„Du, schön Wildkatz? Was meinst du damit?“

Sie aber hatte sich schon an Oswald gewandt. „Ich möchte Ihnen noch recht schönen Dank sagen, Vetter,“ sagte sie, ohne ihn anzusehen. „Ich muß jetzt abreisen.“

„Aber, liebes Kind,“ begann Tante Lena.

„Ich bin leider gezwungen,“ wiederholte Irene. Sie zögerte ein wenig und fuhr dann mit einer lauten Stimme fort, die gar nicht wie ihre eigene klang: „Graf Enrico Montani hat um mich angehalten, und ich habe ihm mein Jawort geschickt.“

„Aber liebstes Kind!“ Durch die Stimme der Tante klang geradezu Entsetzen.

Klara legte die Hand auf die ihrer Cousine: „Möge es zu deinem Glücke sein, Irene!“

„Frau Gräfin!“ rief Onkel Friedrich. „Darf ich dir aus dieser feierlichen Veranlassung einen Kuß geben? Aber König Arthur gleicht er allerdings nicht.“

Sie hörte alle diese Worte gar nicht, die doch um sie her schwirrten, sie hörte nur eins: das tödliche Schweigen auf ihrer linken Seite. Sie fühlte, daß sie dieses Schweigen fortan immer hören, ja daß es sie künftig, so oft sie allein wäre, immer wie ein Abgrund umgeben würde.

Nach dem Essen zog sie sich zurück, um ihren Koffer zu packen. Sie warf alles durcheinander hinein.

„Kann ich dir helfen?“ erklang Tante Lenas Stimme an der Tür.

„Nein — nein, ich danke!“ Sie schlug den Koffer zu. „Ich bin fertig.“ Sie wollte allein sein.

Aber Tante Lena trat ein und nahm Irenes Kopf zwischen ihre Hände. „Kind, Kind — du schlägst wieder in Scherben!“

Sie zog ihren Kopf zurück. „Was meinst du? Es ist ja nichts, gar nichts! Und es würde nie etwas anderes daraus geworden sein!“

„Doch, es ist etwas,“ sagte die Tante. „Aber du willst die Frucht, ehe die Blüte angesetzt hat, und da reißt du die Pflanze mit der Wurzel heraus!“

Einen Augenblick legte sie den Kopf in Tante Lenas Schoß und weinte leidenschaftlich; aber dann sprang sie auf und packte ihre Sachen fertig.

Oswald gesellte sich am Abend nicht zu den anderen; er ging mit dem Pächter Rechnungen durch. Und am nächsten Morgen mußte Tante Lena den Reisenden Grüße von ihm bestellen. Der Hirtenjunge habe die Nachricht gebracht, daß auf den nächsten Höhen ein Rudel Gemsen zu sehen sei. Oswald sei deshalb in aller Frühe auf die Jagd gegangen.

„Ade, mein Land Tirol!“ so tönte es durch das Rasseln des Reisewagens hindurch, so erklang es aus jedem kleinen Bach, der über die Felsen herab schäumte, aus den dahineilenden Wogen der Flüsse...

„Ade mein Land Tirol!“ Und mit dem Lande Tirol entschwand Irene alles, was ihr des Lebens wert erschienen war.

Dann vergingen wieder sieben Jahre von denen, die nicht wie Tage vergehen.

Enrico Montani war Gesandter in Wien, und die wunderschöne Gräfin ließ sich von dem Wirbel der Vergnügungen mit fortreißen; das Leben erschien ihr am erträglichsten, wenn sie gar nicht darüber nachzudenken brauchte. Sonst kamen ja doch schließlich die meisten zu dem Resultat, daß das, was sie leben, nicht das Leben, nicht ihr eigenes wahres Leben ist, sondern ein ganz verkehrtes Dasein.

Sie wurde für glücklich gehalten, und eine Zeitlang gab sie sich alle Mühe, diese Überzeugung festzuhalten. Aber sie hatte sich ein inneres, auch für sie selbst unbestechliches Wahrheitsgefühl erhalten, deshalb gab sie diese Selbsttäuschung bald auf und sah der Wirklichkeit gerade in die Augen.

So oft ihre Mutter jetzt wiederholte: „Du bist in guten Händen,“ verzogen sich ihre Mundwinkel ein wenig. Sie war in den Händen eines Gewalttäters. Nicht daß er ihr Unrecht getan hätte, aber in einem solchen Verhältnis werden alle Hände, außer gerade die beiden, in die das Weib sein lebendiges Herz legen kann, die eines verhaßten Tyrannen.

Abgesehen davon fand sie ihren Mann klug, überlegen und tadellos. Aber dies eine zerstörte den ganzen Eindruck. Es war nicht nur eine verhaßte Bürde, es wurde auch eine lauernde Gefahr; gerade weil sie es nicht mit ihrem Herzen erleben konnte, sondern nur allein durch die Sinne. Und sie konnte sich denken, daß Enrico die Macht über sie erlangen könnte, die sie beugen würde — zur Selbstverachtung.

Es war ihr oft, als sei sie wieder in jenem Zimmer in Innsbruck, in den heißen Nächten, wo alle Dünste aus der engen Gasse hereinkrochen und sie ersticken wollten. Sie kämpfte aus aller Macht dagegen, um sich von dem, was sie haßte — nicht in Ketten schlagen zu lassen; aber dazu bedurfte sie äußerer Hilfe. Da waren die Ballsäle mit strahlenden Lichtern und Blumen, mit Purpur und Juwelen, bebendem Flüstern und heißen Blicken, alles das, was ihrem glühenden Lebensdrang augenblickliche Befriedigung gab.

Ein wirkliches Leben war es nicht, für sie gab es nur ein einziges Leben: das, das sie selbst in Scherben geschlagen hatte. Wie ein Blitz war diese Erkenntnis über sie gekommen an jenem Tag, wo sie das Weib eines andern geworden war. Aber der rauschende, glänzende Wirbel hielt ihren Schönheitssinn wach, ihre Einbildungskraft in Tätigkeit und

bewahrte sie davor — eine Zeitlang jedenfalls, — in die Gewalt ihrer Sinne hineinzugleiten.

Es war der Tod — der Tod. Und sie sah sie ja alle dem Tode verfallen, alle um sich her, Frauen und Männer, in immer ungestörterem Genießen, je mehr die Sinne das Herz erstickt hatten. Heiliger Irenäus, wie genügsam die Menschen doch waren! Und sie hatte selbst einmal geglaubt, daß das Leben sei! —

In dem zweiten Jahr ihrer Ehe hätte ihr eine Frühgeburt fast das Leben gekostet. Als sie von dem langen Krankenlager wieder hergestellt war, hatte der Arzt ihr nicht verhehlt, daß alle Hoffnung, sie könne später je noch ein Kind gebären, für immer erloschen sei. Und obgleich irgendwo in ihrem tiefsten Innern eine zärtliche, weiche Sehnsucht wohnte, die ihre Arme ausgestreckt hatte und nun bitter enttäuscht worden war, als sie sie leer wieder sinken lassen mußte, meinte sie doch schließlich, es sei am besten, so wie es sei. Was hatte es für einen Sinn, solche Kinder zu haben, wie z. B. den kleinen Leopold, der das Haus ihrer Mutter in München noch fremder für sie gemacht hatte, wenn er auch noch so lieb war.

Mit den Verwandten „daheim in Tirol", so hieß es unwillkürlich in ihren Gedanken, stand sie nicht in regem Briefwechsel. Aber sie erfuhr doch alle Familienereignisse, hauptsächlich durch Tante Lena,

die rührend lieb war und immer wieder schrieb, selbst wenn sie noch so lange keine Antwort erhielt.

In den ersten Jahren wartete Irene beständig auf die Nachricht von Oswalds und Klaras bevorstehender Vermählung. Dann heiratete Klara den langen Baron Ruffinatscha, und nun auf einmal hatte sie ihn von ihrem fünfzehnten Jahr an geliebt, so daß eine ganz rührende, romantische Geschichte daraus wurde.

Sie war selbstverständlich nur von Oswald verschmäht worden! Als es zum Klappen kam, hatte er wohl doch gedacht, er sei es dem Geschlecht schuldig, eine noch glänzendere Wahl zu treffen. Aber er schien noch immer zu zaudern — denn bis jetzt war noch nichts von einer Verlobung bekannt geworden.

Eines Abends bei einem Hofkonzert in Wien sah Irene ihn ganz unerwartet, aber nur aus der Ferne. Sie erblaßte und sah in ihrem roten Samtkleid so erschreckend bleich aus, daß sie ihr Gesicht hinter ihrem Fächer verbarg. In dem Gedränge kamen sie dicht zu einander hin. Er verneigte sich vor ihr tief, wortlos.

Sie sagte „Guten Abend, Oswald!“ Der Gruß klang so weich und hell, daß es ihr selbst auffiel, und sie sah, wie er den Kopf überrascht aufrichtete.

So weich, so klar — wie der Bach droben zwischen den vorgeneigten Blumenkelchen.

Am Schluß des siebenten Jahres hörte Irene, daß Graf Oswald Hoheneck den Dienst quittiert und sich auf sein Alpenschloß zurückgezogen habe.

„Er sagt, er habe hier oben einen Beruf zu erfüllen, der seit vielen Jahren versäumt worden sei," schrieb Tante Lena, „nämlich für Menschen zu arbeiten, an die man bisher zu wenig gedacht habe. Und das sei besser, als nur auf einen Krieg zu warten. Es mag ja viel Wahres daran sein — aber ich habe Angst für ihn vor der erblichen Schwermut der Familie, Graf Adalbert ist ihr ja erlegen. Der aber hatte Brüder, während Oswald der einzige ist, das macht die Sache ernster. Natürlich glaube ich nicht, daß mein Junge seine Verpflichtung, das Geschlecht weiterzuführen und seinem großen Namen einen Stammhalter zu geben, versäumen wird, aber er ängstigt mich doch."

Nein gewiß nicht! Diese Verpflichtung war die heiligste für alle Hohenecker. Es heißt ja auch, daß jener Sänger vom Rhein, den Graf Ulrichs Gattin einst so gastfreundlich aufnahm und ihm ein Bad aus Rosenblättern bereiten ließ, gesungen habe, der Letzte des Geschlechts werde erst kommen, wenn der rote Vogel im Wappen seine Flügel ausgebreitet und davongeflogen sei. So unmöglich war es, daß dieses Geschlecht aussterben konnte! —

Zu derselben Zeit wurde Graf Montani brust-

leidend, wozu er stets geneigt hatte. Irene reiste mit ihm ans Mittelmeer, aber das warme Klima brachte nicht die erwartete Wirkung. Während seiner sechsmonatlichen Krankheit kamen sich die beiden Ehegatten näher als je vorher. Jene sonderbare Macht, die Irene bei ihm fürchtete, war verschwunden und mit ihr das, was sie getrennt hatte. Und in Irenes Gefühl für ihren Gatten war jetzt eine Aufrichtigkeit, an die sie später gerne zurückdachte.

Dann starb Graf Enrico Montani.

Als Irene wieder frei war, machte sie es sich nicht gleich so recht klar. Und als es ihr klar wurde, empfand sie mit ätzender Bitterkeit, daß ihr die Freiheit nichts nützen konnte — nichts! Für sie war doch alles vorbei.

Sie wollte in Wien bleiben; da hatte sie einen großen geselligen Kreis, konnte mit der Zeit ihr altes äußerliches gesellschaftliches Leben wieder aufnehmen, bei dem man vergaß — und das war das einzige, was ihr noch übrig blieb.

Eines Tages traf sie den hochgewachsenen Mönch mit den seltsamen Augen wieder. Er war in Wien zu Besuch.

„Können Sie noch immer durch die Mauer hindurch sehen, wie viel Uhr es ist, Pater Permin?“ fragte sie.

Er sah ihr in die Augen. „Ja,“ sagte er. „Und

sie holt eben zum Schlage aus, Frau Gräfin, beeilen Sie sich!"

„Ach nein," erwiderte sie, „meine Uhr hat schon geschlagen. Ich habe nichts mehr, dem ich nachjagen könnte. Mein Leben ist vorüber."

„Woher wissen Sie das?" fragte er.

„Ich habe es selbst zerschlagen! Ach, Pater Permin, ich habe nicht viel anderes getan, als Unheil angerichtet, und alles um mich her in Scherben geschlagen. So bin ich geschaffen."

„Warum haben Sie sich dann nie selbst in Stücke geschlagen?" fragte er. „Das wäre jetzt Zeit."

Sie sah ihn überrascht an. „Wie kann man — wo tut man das?"

Er hob seine magere weiße Hand auf und zeichnete ein großes Kreuz in die Luft. „Da!" sagte er. „Aber Sie haben sich noch nicht selbst gerichtet. Deshalb sind Sie noch nicht bei der Opferstätte angelangt."

Die Hände im Schoß blieb sie unbeweglich sitzen. Nein, sich selbst gerichtet, das hatte sie nicht getan — obgleich sie wußte, was sie verbrochen hatte, mit jedem Jahre deutlicher wußte, was sie für einen anderen entzwei geschlagen hatte. In Widerspenstigkeit, Eigensinn, Ungeduld. Und auch wußte, welches Unrecht sie Montani angetan hatte, indem sie ihm ihre Hand ohne die geringste innerliche Zunei-

gung, indem sie sich ohne eine Spur von Herz hingegeben hatte.

Lieber Gott im Himmel, aber das Urteil, das hatte sie gefällt über die beiden! Sie verurteilt — für das, was sie selbst verschuldet hatte!

Über sich selbst hatte sie den Stab nie gebrochen — niemals, nein niemals, nie hatte sie auf der Opferstätte gestanden.

Jetzt war es ihr, als ob die ganze Luft um sie her mit einem großen Kreuz erfüllt wäre — — mit jenem großen Wegkreuz auf der Wiese vor dem Schlosse. Von der Erde bis zum Himmel ragte es!

Da — ja da verfiel man seinem eigenen vernichtenden Urteilsspruch ... Weil man dort sah, wie nie zuvor, was die eigenen schlimmen Hände in Scherben geschlagen hatten.

Jetzt warf sie sich auf die Opferstätte nieder und betete, daß sie selbst zerschlagen werde bis in die tiefste Tiefe hinein! Bis die tödliche Verbindung zwischen ihr und der bösen Macht, die doch nicht ihr eigenstes Wesen war, gebrochen wäre! Dann konnte sie genesen zu weit vollkommenerer Einheit mit dem in ihr, das — wie tastend, wie gebrechlich unvollkommen es sich da drinnen auch rührte — doch seinen lebendigen Quell in den ewigen Bergen hatte.

Sie weinte die ganze Nacht hindurch. Das alles war zu groß, um es zu verschlafen. Und ein stechen-

der Schmerz hielt ihre Gedanken wach. Den beiden — gegen die sie sich hauptsächlich vergangen hatte — ihnen konnte sie nicht nahen, jetzt wo sie das glühende Verlangen in sich trug, alles wieder gut zu machen, zu heilen, wo sie verletzt hatte. Ach, es war wie in dem Liede: „Der eine tot — der andere fern."

Fern — nicht weil viele Meilen zwischen ihnen lagen, nicht weil die Alpenkette ihn einschloß — nicht einmal, weil er Zorn und Bitterkeit gegen sie im Herzen trug. Ihre Liebe war wie ein Strom, der in dieser Nacht über seine Ufer wallte und alle Hindernisse mit wegreißen, sich durch alle Mauern hindurch einen Weg hätte bahnen können. Aber — das, was das Fernsein zwischen ihnen bedingte, konnte ihre ganze Liebe nicht ändern. Da war diese machtlos.

Ach, hätte sie doch ihren armen Körper noch gehabt, wie er früher gewesen war! Dann — ja dann hätte sie sich, wenn es hätte sein müssen, auf ihren Knien hinaufgeschleppt und zu ihm gesagt: „Oswald, ich komme, um dir zu sagen, daß ich dich liebe, daß ich dich immer geliebt habe. Aber hauptsächlich komme ich, um dir zu sagen, daß du mich auch liebst." Dies fühlte sie in ihrem Herzen so unwandelbar fest — deshalb hätte sie die ganze Entscheidung auf sich genommen, wenn er je noch gezögert oder gezweifelt hätte. Denn sie hatte das

große, starke, heiße Glück für ihn — und das hätte neues Leben entzünden können, neues, flammendes Leben in dem Geschlecht!

Aber jetzt, jetzt — er durfte nicht — durfte sich nicht so binden, wenn er zum voraus wußte, daß dann das alte Geschlecht zum Aussterben verurteilt werde. Und wenn das Undenkliche sich denken ließe, daß er es wollte — dann wollte sie nicht. Niemals! Sie hatte genug zerschlagen in ihrem Leben — die ganze Reihe der künftigen Hohenecker durfte nicht abgebrochen, durfte nicht durch sie zerstört werden. So verarmt wie sie jetzt war, wollte sie keinen Mann an sich binden — geschweige den, den sie liebte.

Sie mußte es in der Tiefe ihres eigenen Herzens verschließen, das ganze jubelnde Glück, das sie ihm hätte geben können und doch nicht geben durfte. Nie durfte er auch nur eine Ahnung von ihrer Liebe bekommen — das hätte nur noch neuen Schmerz in sein Leben gebracht. Oder neuen Streit, wenn das warme Menschenherz mit dem Ahnenstolz in Streit geriet.

Und vielleicht hätte es ihn verhindern können, eine andere zu wählen.

Nein, schweigen mußte sie. Ausgenommen, wenn sie starb. Ach, wenn sie doch sterben dürfte, nur sterben! dann könnte sie ihr brennendes Herz heraus-

reißen und es ihm in der letzten Stunde mit beiden Händen darreichen.

Pater Permin kam am nächsten Tag, um zu fragen, ob sie ihm einen Gruß mitzugeben hätte; er reiste in sein Kloster zurück.

Er sah sie an mit den Augen, die durch und durch sehen konnten, und sie sagte: „Es ist getan."

„Ja," erwiderte er. „Aber vergessen Sie nicht, daß es ganz getan werden muß; erst dann kann das neue Leben beginnen. Wer sich selbst absterben will, muß bis ins Mark hinein sterben, bis ins Mark hinein."

Bis ins Mark hinein! Ja, so war es; mit dem ganzen oberflächlichen Weltleben, das sie geführt hatte, mußte sie brechen. Aber was dann? Wohin? —

„Einen Gruß wollen Sie mitnehmen?" fragte sie. „Nun, wenn Tante Lena auf dem Schloß anwesend ist — dann . . ."

„Das glaube ich kaum," erwiderte Pater Permin, „es ist ja Winter. Sie ist wohl noch in Innsbruck, aber Graf Hoheneck hält sich fast das ganze Jahr droben auf. Er sagte: „Ich bin dazu erzogen worden, auf welterschütternde Ereignisse zu warten, die nicht kamen. Hier oben aber ist eine Welt, für die ich zu sorgen habe, und diese ist indessen vernachlässigt worden. Für die ist es schon ein Er-

eignis, daß sich jemand ihrer annimmt. Und es ist für mich selbst ein Ereignis geworden, daß ich es tue. Es hat mich gelehrt, das Nächstliegende nicht zu übersehen! — Aber da ist doch etwas anderes Näherliegendes, mit dem der Graf zaudert, nämlich sich eine Frau zu nehmen."

„Aber er wird es schon tun — er ist ja noch jung."

„Ja wohl — aber es wird ihm schwer, sich zu entscheiden. Er stellt die größten Anstrengungen an sich selbst und deshalb auch an andere. Besonders in Beziehung auf Gefühl. Ich denke mir, er wird eben noch nie bei einer anderen einem Gefühl begegnet sein, daß seinen Ansprüchen an Liebe genügt hätte, und ich glaube, der Gedanke, daß dies nie geschehen wird, hat sich nun wie eine schwermütige Idee bei ihm festgesetzt." —

Der Pater war gegangen — Irene war wieder allein mit ihren Gedanken ... Ja, ja, wie gut sie ihn verstand — mit dem vollkommen aufrichtigen Herzen, das sich selbst bis auf den Grund erkannt hatte, nur um sich mit voller Überzeugung, mit ganzem Willen hinzugeben. Wie gut sie verstand, daß das Auf- und Abwogen in ihr, alle ihre wechselnden Launen verwirrend auf ihn gewirkt, ihn zur Verzweiflung gebracht haben mußten — aus dieser Erfahrung heraus stammte nun die schwermütige Idee, daß er niemals einem Gefühl be-

gegnen würde, das auf derselben Höhe wie das seinige stünde.

Ach, daß sie ihm nicht sagen durfte, wie sehr er geliebt worden war — aber daß sie damals nur ihr eigenes Gefühl nicht habe meistern können, weil nicht anderes in ihr auf derselben Höhe gestanden habe. Ach, daß sie ihm die schwermütige Idee nicht abnehmen und ihm dafür das andere in die Hände geben konnte, den Glauben, daß er fähig sei, ein Gefühl zu erwecken, ein ebenso erhabenes, starkes Gefühl wie das, dessen sein Herz fähig war. Ach, daß sie das erst im Tode tun konnte!

Im Tode — Ja, das — das war es! Ganz sterben, das mußte sie — und wenn sie starb, dann konnte sie ihn erreichen. Als eine Sterbende durfte sie kommen.

Als eine Sterbende, eine, für die das Leben ganz vorbei war, und die nicht mehr mitzählte, da konnte sie ihm alles von ihrer Liebe gestehen — weil es ihn ihr gegenüber zu nichts mehr verpflichten, seinem Glück nicht mehr im Wege stehen und ihn nicht mehr hindern konnte, sich mit einer anderen zu verbinden.

Als eine Sterbende ... Teuer, teuer mußten sie erkauft werden, die Schritte, die zu ihm führten. Sie kosteten das Leben; aber sie schwankte nicht.

Es erregte große Verwunderung in den diplomatischen Kreisen in Wien, als es noch in demselben Frühjahr bekannt wurde, daß die schöne Gräfin Montani ins Kloster gehen wollte.

Zuerst dachte man, es sei eine ihrer gewöhnlichen Launen; der Gegensatz des Bildes — die Ballkönigin und die Karmeliterin — habe ihrer etwas exzentrischen Phantasie gefallen, ihre Lebenslust werde aber schon den Sieg über den pikanten Einfall davontragen, ehe der Entschluß zur Ausführung gekommen wäre.

Als es aber bekannt wurde, daß sie ihr von Montani ererbtes Vermögen unter Montanis Verwandten verteilt habe, daß ihre ganze Hauseinrichtung, ihre Schmucksachen und ihre Toiletten versteigert werden sollten, da glaubte man an ihren festen, unerschütterlichen Entschluß, und man bedauerte diese Entscheidung. Mit einem Seufzer kaufte eine Dame ihres Bekanntenkreises die perlmuttereingelegte Boudoireinrichtung, die andere die Rubinen mit dem berühmten Rosenblut, eine dritte eine Marmorfigur aus dem Wintergarten, wo sonst die märchenhaft schönen Feste gefeiert worden waren.

Irene verabschiedete sich von allen wie auf Nimmerwiedersehen und reiste dann zu ihrer Mutter, — die ganz verzweifelt war über den Entschluß der Tochter — um einige Zeit bei ihr zu

bleiben. Und zu allerletzt wollte sie sich von den Verwandten in Tirol verabschieden, „daheim in Tirol“ sagte sie.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“; diese Worte klangen um Irene her, als sie an einem Abend im Juli von dem Hospiz an dem klaren schwermütigen See über die Wiesen zum Schlosse hinaufstieg.

Das goldig schimmernde Gewölbe hoch über ihr — von der Schöpferhand Gottes geschaffen! Zuerst das Himmelsgewölbe — dann die Erde, die wahre Erde, die sie hier umgab. Der reine, kräftige Erdboden, aus dem das ganze Blumenparadies herausspriesste, die Lilien auf dem Felde, die königlicher gekleidet sind, als Salomo in seiner Herrlichkeit.

Wenn in der kleinen Klosterzelle der Tod einmal zu ihren Häupten sitzen würde — und sie zurückschaute, dann hatte sicherlich ihr ganzes Leben sich nur hier abgespielt — hier allein. Daß sie, die der einzige dunkle Punkt hier oben war, hier hatte leben dürfen — das war Gnade. Aus diesem Gedanken heraus konnte sie den weit größeren verstehen: dazu auserwählt sein, unter der weiten goldig klaren Wölbung zu stehen, auf himmlischen Gefilden zu wandeln mit Lilien — Lilien!

Während sie höher hinaufstieg und fühlte, wie

ihre Schuhe und ihr Rocksaum so wohlvertraut feucht wurden, war es ihr, als ertöne fröhliches Glockengeläute in ihrem Herzen. Und so tief war die sie umgebende Stille, daß es ihr war, als vernehme sie die Glocken der . . .

Jetzt war sie an dem großen Wegkreuz angelangt. Von der Erde bis zum Himmel . . . Nein, viel, viel tiefer drin stand der Fuß des Kreuzes — ganz drunten im Totenreich. Deshalb mußte auch der, der in den Himmel hinaufsteigen wollte — auf dem einen einzigen Weg, den es gab — auch zuerst in den Tod gehen —

Sie schlang die Arme um das alte Kreuz und lehnte ihren Kopf daran. Ihr war, als stehe es auf einem Grabe — auf dem der toten Irene, die Unrecht getan und ihr Recht auf Glück verspielt hatte. Eine Irene, die sie selbst in den Tod geschleudert hatte, und die gerade wie sie jetzt, an jedem Tag ihres Lebens im Kloster aufstehen mußte von . . . zu einem Leben, das vom Irdischen hinwegführte.

Plötzlich sank sie mit einem schmerzlichen Stöhnen ins Gras. Denn sie fühlte, daß ihr Herz vor Sehnsucht brannte, hier auf Erden wieder zum Leben zu erstehen. Nicht allein, um das zu heilen, was sie in seinem Herzen zerbrochen hatte, um ihm den Glauben an seine Fähigkeit, das Glück zu gewinnen,

einzuflößen — nein, sie dürstete darnach, selbst ihm das Glück zu geben, das allersonnigste Glück. Ach, heiliger Irenäus, sie dürstete darnach, aufzustehen — nicht als eine himmlische, sondern als eine irdische, irdische Irene!

Noch eine gute Weile lag sie auf der taufeuchten Erde und kämpfte mit sich — dann bekreuzte sie sich, stand auf und ging weiter.

Jetzt lag das Schloß vor ihr, mit dem Turm und Altan, mit der kleinen Kirche daneben! „Grüß Gott — tritt ein — bring Glück herein!" stand über der Eingangstüre wie immer. Ja, sie wollte Glück bringen — Glück, selbstloses Glück.

Sie stieg die dunklen steinernen Stufen empor, wo die Küchentür gerade wie früher nur angelehnt war, so daß sie einen Schimmer von dem Hexenkessel und der Waberlohe drinnen sehen und hören konnte, wie Tante Lena den Mädchen wegen des Abendbrots Bescheid gab.

Ach Tante Lena! — Wenige Augenblicke nachher saß Irene auf einem Schemel neben deren Stuhl in der großen Altanstube und sollte erzählen, erzählen ... Sie wurde geliebkost, geküßt und in der Tante mütterliche Arme geschlossen.

Tante Lena weinte bitterlich über Irenes Entschluß, von dem sie gehört habe, aber doch immer noch gehofft, daß ... Es fiel ihr sehr schwer,

sich mit dem Gedanken auszusöhnen. Liebe kleine Irene!

„Aber jetzt bleibst du erst eine Zeitlang hier. Wir leben gar so einsam! Der liebe Junge, er ist geradezu ein wenig menschenscheu. Ja, es ist mir eine große Sorge, wie das mit ihm werden soll! Er wartet mir allzulange. Aber es wird ja schon einmal kommen. Er darf ja das Geschlecht nicht aussterben lassen."

„Nein, das darf er nicht."

Die Ahnen, die in dieser Stube rings an den Wänden hingen, starrten die Anwesenden immer an, auf welcher Seite des Zimmers sie sich auch befinden mochten, und das war Irene von jeher eine Qual gewesen. Aber jetzt fühlte sie, wie verständnisvoll und beifällig diese vierzehn Augenpaare durch die Dämmerung auf sie herabschauten. Ja, ja, sie kam mit dem alten Geschlecht auf einen guten Fuß — aber sie opferte ja auch ihr Leben dem Ahnenstolz in ihm. Ihr war es, als anerkennten sie sie jetzt als eine, die zu ihnen hätte gehören sollen. Und durch die Dämmerung nickte sie ihnen zu: „Eine, die sterben muß, grüßt Euch!" flüsterte es in ihrem Herzen.

Da ging die Tür auf. Dort stand er — und unwillkürlich hielt er an, als er sah, daß sich zwei Köpfe vom klaren Abendhimmel im Eckfenster abhoben.

„Oswald," sagte Tante Lena, „tritt nur näher. Es ist die kleine Irene."

Ach, wie lieb von Tante Lena, das zu sagen! Er trat näher. „Guten Abend, Irene."

Sie reichte ihm die Hand, die vor Erregung etwas kalt und feucht war, und ein tiefer Seufzer unaussprechlicher Erleichterung rang sich über ihre Lippen. Ihr war, als habe sie ihren Namen neu und lebendig wieder erhalten. Irene hieß sie — bis ins tiefste Herz hinein hieß sie nur Irene.

„Aber du wirst hungrig sein, Kind. Und Oswald auch. Er kommt geradewegs von der Sennhütte." Tante Lena stand auf und verließ das Zimmer. Indem sich die Türe hinter ihr schloß, hörten die beiden noch ihre Stimme draußen: „Ist die Sahne geschlagen, Crescenza? Martin hat ja Erdbeeren gebracht."

„Ah, Erdbeeren mit Schlagsahne! Esset ihr sie immer noch zum Abend?" fragte Irene.

„O ja — erinnerst du dich noch daran, wie wir die Erdbeeren pflückten?"

„Und auf dem Heimweg mit dem Korb stürzten," fügte sie hinzu. Sie war natürlich schuld daran gewesen, er hatte ihr geholfen, so viele wie möglich wieder zusammenzulesen und das Unglück wieder gutzumachen.

So ging es weiter bei Tische und den ganzen

Abend hindurch. Immer hieß es: „Weißt du noch?“ bei allen möglichen Dingen, und immerfort ertönte fröhliches Lachen. Merkwürdig, welches Labsal solch ein fröhliches Lachen sein kann!

Während sie sich auskleidete, droben in ihrem alten lieben Zimmerchen, dachte sie, das sei eigentlich eine etwas sonderbare Einleitung, ihm den ernsten Schritt, den sie zu tun im Begriffe stand, mitzuteilen. Aber am nächsten Morgen, nachdem sie alle Kindheitserinnerungen lachend und scherzend hervorgesucht hätten, gebe es ja noch reichlich Gelegenheit zum Ernst. Dann wollte sie sprechen.

Ah! Ein frischer Strom, ein frischer Strom wogte zu ihr durch das offene Fenster herein! — Ein Strom von Kühle, von Stille, von Duft, von Linderung! Und sie lag da, ohne zu denken — in der sanftesten Ruhe — und fühlte, wie alles in ihr in Schlaf gewiegt wurde . . .

Dann erinnerte sie sich plötzlich, daß sie ganz unbeabsichtigt „du“ zu einander gesagt hatten wie in den frühesten Tagen der Kindheit.

Und mit diesem Gedanken im Herzen sank sie in Schlaf, in einen tiefen, sorglosen Kinderschlaf.

Am nächsten Abend bei Sonnenuntergang stand Irene nach einem langen, langen herrlichen Tag auf dem Altan. Sie war überall gewesen, drinnen und draußen, droben und drunten, zuerst mit Os-

wald, dann allein, weil er ins Hospiz hinunter mußte. Eben jetzt sah sie ihn über die Wiesen heraufkommen.

Sie hatte auch heute das ernste Gespräch vermieden — sie konnte diesen schweren Ernst nicht hervorholen.

Vielleicht war es unrichtig — sie verwuchsen miteinander in all der Freude; aber durfte sie denn nicht einen einzigen kurzen Tag hindurch weder rückwärts noch vorwärts schauen und mit ihm leben wie ein Kind, das nur im Augenblick lebt? — — Ach, warum existierte doch das Böse, das hieß: freien und sich freien lassen! Es brachte nur Qual und Reue und Verwicklungen — es trennte unerbittlich. Konnte es denn nicht so bleiben, wie jetzt — bis zum letzten Tage?

Nein, nein! Sie brachte ihm ja ein Geschenk, diese ganze Liebe, die nichts mehr verlangte, nicht band, nicht verpflichtete, sich nur lindernd in seine Seele ergießen, jede Spur der alten Bitterkeit wegnehmen und neuen Lebensmut in ihm aufrichten wollte. All dies durfte sie ihm nicht vorenthalten — selbst wenn es ein Abschiedsgeschenk war — —

Ach — aber es war so verlockend wonnig, nur von ganz gleichgültigen, alltäglichen, törichten Dingen mit ihm zu reden, aus denen andere gar nichts Besonderes heraushörten, und die doch wie Vögelein von Herz zu Herz flogen.

Er kam näher über die Wiesen herauf, größer und schlanker mit jedem Schritt, den er ihr entgegentrat. Sie hatte einen langen seidenen Schleier gegen die Abendkühle um den Hals geschlungen, und mit diesem winkte sie ihm.

Als er ganz nahe herangekommen war, beugte sie sich weit über das Geländer hinaus und rief: „Du, Oswald — wie herrlich ist es heute abend!“

„Falle nicht!“ sagte er und streckte ihr die Arme entgegen.

Sie lachte. „Ich glaube, ich springe hinunter!“

„Nein, nein — dann will ich lieber hinaufklettern.“

„Um alles in der Welt nicht!“ rief sie. „Tante Lena würde meinen, du seiest ein Einbrecher!“

Er lachte hell auf und ging hinein. Kurz nachher stand er bei ihr auf dem Altan. „Sie schlagen die Sahne bis auf die Treppe heraus,“ sagte er, indem er ihr den Schleier dichter um den Hals schlang.

„Und weißt du,“ sagte sie, „heute hab ich die Erdbeeren dazu gesammelt, droben an dem alten Abhang, und ohne daß ich heruntergestürzt bin.“

Eine weiche bläuliche Dämmerung löschte die Farbenglut der Blumen auf den Wiesen allmählich aus; aber nun war es, als ob auf den hohen weißen Schneegipfeln ringsumher eine Feuerlilie um die

andere erblühte. Weit draußen zwischen roten Abendwolken floß der „Ganges“ breit und grünlich klar dahin . . .

Mit schlanken Fingern erfaßte Irene das Geländer und flüsterte wie einst in den Tagen der Kindheit mit einem freudigen Schauder. „Ich liebe diesen Ort.“

Er sah, wie die Knöchel ihrer schmalen Hand weiß hervorschimmerten, und er berührte sie leicht, indem er sagte: „Irene, du hältst fest.“

Im nächsten Augenblick umschloß seine Hand die ihrige und das Geländer. Und dieser feste, geradezu leidenschaftliche Griff weckte sie aus ihren zarten Kinderträumen. Das feine Gewebe war zerrissen — jetzt mußte sie sprechen.

Mit blassen Lippen wendete sie sich ihm zu; es wurde ihr schwer, die Worte herauszubringen.

„Ich fühle es vielleicht noch mehr als sonst,“ fing sie an, „weil ich zum letztenmal hier bin — Ich bin gekommen, um Lebewohl zu sagen.“

Sie mußte innehalten. Er schaute hinab in die bläuliche Dämmerung unter sich, seine Hand hielt die ihrige noch immer mit schmerzhaftem Griff. „Wie merkwürdig das ist,“ sagte er. „Ich habe gar nicht gewußt, daß man das Plätschern des kleinen Bächleins bis hier herauf hören kann. Bis jetzt glaubte ich immer, es singe nur für die Blumen. Aber hör nur, wie hell es tönt!“

Einen Augenblick war ſie drauf und dran, alle ihre Gedanken mit dem Bächlein hinausgleiten zu laſſen, und nur zu antworten. „Ja, ja — wie es klingt!“ Aber daß er ihre Hand ſo unerſchütterlich feſt hielt, das half, das ſtärkte ſie.

„Ich bin im Begriff, die Welt zu verlaſſen. Ich habe noch nie etwas Gutes darin vollbracht, nur eine Menge Böſes — denn ich habe immer nur an mich gedacht. Aber jetzt will ich mich ſelbſt ganz aufgeben.“

Sie hielt inne und atmete tief. Er ſah noch immer gerade aus. „Wie ſanft du reden kannſt, Irene,“ ſagte er. „Deine Stimme klingt wie ein Gebet.“

Sie nahm ihre ganze Kraft zuſammen. „Ja — aber Oswald, du mußt mich anhören! Oswald, ich bin gekommen, um Abſchied von dir zu nehmen. Oswald, du paßt nicht auf!“

„Doch, du ſagſt meinen Namen.“

Ach, er machte es ihr ſchwer! Sie war auf dem Punkt, ihr Geſicht auf ſeine Hand zu legen, die die ihrige noch immer feſthielt, und von ganzem Herzen zu ſagen: „Ja, Geliebter, ja. Und ich will dir gar nichts anderes ſagen.“

Aber dann richtete ſie ſich auf. „Ja wohl — aber daran habe ich nicht gedacht, Oswald. Ich gehe ins Kloſter, und —“

„Nein!“

Nein — sie stockte unwillkürlich. Er wandte sich ihr ganz zu. Jetzt war sein Gesicht so blaß wie das ihrige, und das Leuchten seiner Augen war kühn und klar.

„Mir das zu sagen, dazu bist du nicht gekommen,“ sagte er ruhig. „Bedenke, wie du einst von hier weggegangen bist. Du sagst, du habest Böses getan in der Welt — ja, hier hast du Böses getan. Und hierher konntest du niemals zurückkommen, wenn nicht mit dem einen Gedanken, das Unrecht wieder gut zu machen.“

Sie fühlte, wie ihr Gesicht kalt wurde, und daß sie zitterte. „Deshalb bin ich auch gekommen,“ sagte sie mit leiser, bebender Stimme. „Ich weiß, was ich verbrochen habe, und ich will mein Leben hingeben, um es wieder gut zu machen — Ich gehe ins Kloster, weil —“

„Damit machst du es nicht wieder gut. Du schuldest mir ein Leben, Irene, denn du hast das meinige genommen. Und wenn du ins Kloster gehst, so nimmst du es mir nur ein zweitesmal.“

Er nahm ihre beiden Hände und legte sie, von den seinen umschlungen, auf ihre Brust.

„Wagst du es, mit der Hand auf dem Herzen, mir zu sagen, daß du — mich nicht liebst? Das kannst du nicht — sonst wärest du nicht gekommen.“

Sie brach in Tränen aus, in ein wildes, hilfloses Weinen, und glitt zu Boden. „Ach, was soll ich tun, was soll ich tun?“

Er kniete neben ihr nieder. „Weißt du es nicht? Wenn du mich liebst, und ich dich liebe — dich liebe —“

Aber sie sank nur noch mehr zusammen, bis ihre Stirne an seinem Knie lehnte. In hilflosem, verzweifeltem Schluchzen.

„Irene, Irene! Willst du gar nicht hören, wie sehr ich dich liebe!“

O doch, doch, sie wollte es hören — nur das allein bis ans Ende ihres Lebens! Nie, nie wieder etwas anderes! — Sie konnte nicht länger dagegen ankämpfen, mußte sich dieser Liebe hingeben .... Warum, warum sollte sie ihm das sagen, was er nicht ahnte, und was sie trennen mußte? Wenn sie nur schwieg, dann stand kein Hindernis zwischen ihnen ... Ja, schweigen, es nur verschweigen — das Glück ergreifen und alles andere gehen lassen, wie es gehen mußte — das Geschlecht aussterben lassen!

Aber alles, was adlig in ihr war, empörte sich gegen diese ungeheure Versuchung.

Sie unterdrückte das Weinen und schaute auf. Er legte seine beiden Hände um ihre Wangen und sie sah ihm gerade in die Augen.

„Oswald — ich liebe dich.“

Er neigte sich vor und küßte ihre purpurroten Lippen. „So nimmt ein Hoheneck das, was ihm gehört.“ Er stand auf und zog sie mit sich in die Höhe, während seine Arme sie fester umschlossen. „Das, was sein ist.“

Ach Gott — es war so unmenschlich schwer! Sie zog den Kopf etwas zurück. „Ja, ich liebe dich — aber ich kann nie deine Gattin werden. Nein, laß mich ausreden, Oswald! Es ist jetzt unmöglich, und ich will es selbst nicht! Deshalb gehe ich ins Kloster — — Es ist unmöglich, weil —“

Ihre Arme legten sich um seinen Hals, ihr Gesicht lag dicht an seinem Ohre.

„Oswald, wenn ich dir nur ein Wort sage, dann weißt du gleich selbst, daß du mich nicht nehmen darfst ... Und du sollst es nicht. Nein, Oswald, denn mit mir — würdest du der ‚Letzte des Geschlechts‘ werden.“

Die Tränen übermannten sie wieder, sie weinte laut. Aber seine Arme umschlangen sie fester.

„Ja, das werde ich — mit dir. So muß es sein. Ich habe es immer gewußt, es ist nach guter alter Familientradition, und du weißt, vor dieser beuge ich mich.“

Sie schaute auf — überrascht, fragend. Er küßte ihre nassen, heißen Augen.

„Wenn wir zwei zusammen kommen, Irene — wir beide — dann ist das ein Glück, ein so großes loderndes Glück, daß der Vogel im Wappenschild in Brand gerät, alle seine Federn entzünden sich ... Er breitet die Flügel aus, und brennend fliegt er fort ... um vielleicht als Phönix weit, weit von hier wieder zu erstehen ... Aber dann ist das Lied von dem Geschlecht zu Ende — und ich muß der Letzte sein."

Über die dämmerigen dunklen Tannenwälder hin flog ein großer Vogel ... Lautlos, mit weit ausgebreiteten Schwingen, die Glut der Abendröte auf allen Federn, segelte er durch die goldig schimmernde, klare Luft dahin.

„So," sagte Oswald, indem er auf den Vogel deutete. „So endet das Geschlecht, groß, wie es sich gehört — in der rotesten Glut."

Vollbewußt wählte er sie — mit festem Willen und mit jener Liebe, die so unverbrüchlich stark ist, daß sie das Hindernis niedertrat und die alte Sage des Geschlechts wie einen Purpurmantel um ihre Armut schlug — darin lag ihre Erwählung. Sie fühlte es mit unabweisbarer Sicherheit. Das Leben mit ihm — das war der Boden, wo sie wieder erstehen konnte, weil ihr Menschentum darin ihre tiefsten Wurzeln schlagen konnte.

Er neigte sein Gesicht zu dem ihrigen: „Hast du es nicht für mich, Irene, das Glück, das dem

Geschlecht zum königlichen Tod gereichen wird, dir aber und mir zum Leben?"

Ihre Arme lagen um seinen Hals, ihre Lippen berührten seine Brust — auf ihnen brannte die ganze Glut ihres Herzens.

Die Abendnebel verdichteten sich und verschleierten die Erde vor ihnen.

Sie verhüllten das grüne Tal weit drunten — mit dem friedlichen Kirchhof, wo einmal die schwarze abgebrochene Säule stehen würde mit dem Wappenschild am Fuße und mit der Inschrift unter seinem Namen: „Er war der Letzte seines Geschlechts."

Aber hoch über ihren Häupten standen alle die zackigen Berggipfel in purpurner Abendsonnenglut — gleich glühenden Kronen über dem stillen starken Zug nach oben.